Demokritos.

VI.

*

Freude mit guten frommen Leuten, in Gottesfurcht, Zucht und Ehren, obgleich ein Wort oder Zötlein zuviel, das gefällt Gott wohl.

*

Demokritos

oder

hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen.

Von dem Verfasser

der

„Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen.“

Achte, sorgfältig erläuterte Original-Stereotyp-Ausgabe.

Sechster Band.

Stuttgart:
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)
1868.

Schnellpressendruck der Rieger'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

I.

Die Langweile.

Quel remède à l'ennui? — Sans doute c'est l'étude,
Plaisir toujours nouveau, qu'augmente l'habitude.[1]

Der physische Mensch fühlt schon eine gewisse Schwere und Unbehaglichkeit, wenn es ihm an Reizbarkeit fehlt, und so der geistige Mensch, wenn Empfindungen mangeln und Sinnlichkeit den Funken des Geistes verlöscht hat. Hieraus entsteht die Krankheit der Seele — Langweile — Leerheitsscheu (horror vacui) oder der Schmerz der Unthätigkeit, der mit dem Ekel große Aehnlichkeit hat. Dieser böse Genius waltet über der ganzen Erde und scheint sich von höherer Kultur, die er aber auch wieder mächtig befördert hat, am wenigsten verscheuchen zu lassen. Die Zeit, die für sich gar nichts mit uns zu thun hat, scheint uns lange, wenn wir etwas Angenehmes, kurz aber, wenn wir das Gegentheil erwarten. In jenem Falle trennt uns die Zwischenzeit von dem, was wir wünschen, die Horen scheinen mit Bleigewicht an den Füßen zu tanzen, das macht widrige Gefühle — Langweile; im letztern Falle aber befreit uns die Zwischenzeit, daher ist sie nicht lange, wie z. B. die Galgenfrist. Die Zeit galoppirt mit dem Missethäter zum Richtplatz, sagt Shakspeare, und schleicht wieder wie eine Schnecke mit der Braut zum Brautgemach.

Der zu langsame Gang der Ideen erregt Langweile, und der zu schnelle Schwindel. Das andere Geschlecht scheint kraft seiner Organisation der Langweile weniger unterworfen als das männliche, desto mehr aber dem Schwindel, d. h. einer Ideenverwirrung; daher auch die schnellen Kreisbewegungen Schwindel verursachen, vorzüglich aber Höhen. Schwindel ist eine Krankheit des Gehirns, und Dr. Herz schlägt den Pyrmonter Brunnen vor, von dem aber Viele mit noch größerem Schwindel zurückgekommen sind. Dr. Herz muß nicht genau

[1] Die Langeweile scheucht, wer zu studiren mit Ernst versteht;
Denn dies Vergnügen, immer neu, wird durch Gewohnheit noch erhöht.

beobachtet haben. Das Wappen der Langweile ist ein aufgesperrter Kinnbacken, oder das Gähnen, was die Académie française so zierlich definirt hat: respirer en ouvrant la bouche extraordinairement et involontairement.[1] Hunger und Langweile sind nahe Verwandte, und daher müssen auch beide gähnen; ihr Gegengift ist nur Thätigkeit und Sättigung, wie schon das Ausstrecken und Dehnen der Arme, Füße und des ganzen Körpers beweist. Das lebendige Wappen der Langweile ist der heilige Anton in Aegypten; er geht jeden Augenblick aus seiner Höhle, sieht sich um, und dann nach der Sonne, ob sie sich denn noch nicht neige, und die Nacht herabkomme zum Schlafe.

Sonderbarer ist das Gefühl der Langweile, wenn wir eine Zeitlang zuviel sehen und zuviel treiben, so daß es unmöglich scheint, daß Alles in einem so kleinen Zeitraume geschehen sein könne. Wir wollen Abwechslung und neue Sensationen. Sonne und Mond langweilen uns zuletzt, warum nicht auch die Sonne der Geliebten, sobald sie täglich im Hause auf- und untergeht? Selbst unsere Ideen verlangen Weile; gehen sie zu langsam, so entsteht die Langweile, gehen sie zu schnell, so folgt Verwirrung und Schwindel. Jede vorherrschende Leidenschaft erzeugt Langweile, so lange wir sie nicht befriedigen können, denn sie macht alles Andere unschmackhaft. Sanguiniker haben daher weit mehr Langweile als das Phlegma; Verliebte haben nie Langweile, und man sollte von einer langen Meile nicht sagen: „Der Fuchs hat sie gemessen," sondern: „Verliebte haben sie gemessen." Damenlangweile ist hohen Standes, wie das Podagra; daher hört man gemeine Leute so selten davon sprechen, als das Genie, das jedoch durch Abstumpfung nicht selten in wahre Weiberlaune verfallen kann. Die Jahre machen hier auch einen großen Unterschied. Ohne Ungeduld kann ich jetzt auf Jemand warten, und bei einem meiner alten Lieblinge langweilte ich mich vorigen Winter, hätte aber vor vierzig bis fünfzig Jahren mit dem Händel angefangen, der mir das gesagt hätte — bei Plutarch!

Langweile, die Geißel der Einsamkeit, wie der höhern Welt, und das Produkt eines geringen intensiven Lebens, macht das Glück der Romane und gar vieler Bücher und fesselt selbst den lebhaften Franzosen, der so leicht mit seinem vous m'ennuyez angestochen kommt, an sein coin de feu, le feu fait compagnie,[2] nämlich Kaminfeuer; ein deutscher Kachelofen bringt ihn au désespoir.[3] Langweile ist die recht

[1] Athmen, indem man den Mund außerordentlich und unwillkürlich öffnet. — [2] Ihr langweilt mich — Winkel am Feuer — das Kaminfeuer macht Gesellschaft. — [3] Zur Verzweiflung.

eigentliche Schutzgöttin der Afterreden und Médisance[1] und dann des Spiels:

On croirait que le jeu console;
Mais — l'ennui vient à pas comptés
S'asseoir entre des Majestés
A la table d'une cavagnole.[2]

Langweile schuf das ganze Ceremoniengesetz des Visitenwesens, wie die Galanterie der Ritter und das Cicisbeat; denn ein Kind ist viel zu geschwinde fertig, um nicht der Langweile Platz zu machen. Eine Frau wird mit ganz verschiedenen Augen betrachtet vor und nach dem Essen. Langweile hat alle Künste des Schönen und allen Luxus erschaffen, und ist die Essigmutter von Tugenden und Lastern. In weichen Zeiten, wo Passivität mehr als starke Leidenschaft herrscht, die, wo nicht von der Regierung, doch schon von den Sitten an die Kette gelegt wird, muß Langweile vorherrschen, und die elektrischen Funken entladen sich auf versteckte Weise, oder höchstens ins Dintenfaß. Arbeit oder Vergnügen muß einmal die Zeit tödten, was immer besser ist, als sich auf gut brittisch selbst tödten; eigentlich läßt sich aber die Zeit nicht tödten, denn sie ist unsterblich, daher förmliche Anstalten für die Langweile: Thee- und Kaffeevisiten, Höflichkeitsbesuche und pudelmäßige Aufwartungen, Mahlzeiten, Feste, Audienz- und Gallatage, Hochzeit-, Taufen- und Leichenceremonien, Ball, Theater und Spiel. Der Langweile verdanken wir die Erfindung des Weins und geistiger Getränke, und so auch die Gewohnheit, zu rauchen und zu schnupfen. Im Mittelalter mußte jeder Hof und jedes Höfchen seinen Narren haben, der „kurzweiliger Rath" hieß; sie sind noch, nur unter andern Namen, und die langweiligen Räthe hört man nicht gerne — vous m'ennuyez![3]

Nichts beweist mehr für die steigende Verfeinerung unserer Zeit, als die steigende Langweile. Unsere Damen machen sich hundert Kurzweilen aus reiner Langweile, und unsere gescheitesten Männer sagen und schreiben Dummheiten und begehen sogar welche aus reiner Langweile. Wir leben zu geschwinde und haben daher Vieles ausgenossen, was die Alten noch spät genießen konnten, daher Langweile sie weniger plagte, diejenige ausgenommen, welche sie in langen Reden und Predigten hatten. Uebermaß des Genusses stumpft ab, und was kann dann der Weltling, der nie Begriffe von wahrer Freundschaft und

[1] Verleumdung.

[2] Läßt sich im Spiele Trost erjagen?
Bald kommt die Langeweile wieder
Und läßt sich unter Fürsten nieder,
Die am Hazardtisch Karten schlagen.

[3] Ihr langweilt mich.

häuslichem Glück, vom Vergnügen der Zurückgezogenheit in die Stille der Natur und unter Geschäften des Amtes für sein Vaterland, oder unter Büchern, und am allerwenigsten Begriffe von der hohen Wollust, seine Begriffe zu berichtigen, haben kann, was kann er anders empfinden als Langweile? Und nun noch die Folgen eines zerrütteten Körpers! A merry life and a short one![1] und jenes ladet die Pistole, womit selbst Knaben ihren Lebensüberdruß besiegen zu müssen glaubten.

Der Wilde, den Langeweile quält, sieht dem Spiel der Wellen zu; unsere Städter gucken zum Fenster hinaus, wofür sie Gott täglich danken sollten und dem Glaser. Was würden die Frauen, die auf Tribünen (oder auch auf dem Tische) am Fenster sitzen, sagen, wenn wir die Bauart unserer Alten wieder einführen wollten, wo die Fenster in den Hof gingen, unter der Decke angebracht waren, und von Glasscheiben gar keine Rede war? In kleinen Orten ist es der Nachbar Gevatter, den Langweile auch ans Fenster treibt, oder gar ein Durchreisender, der entlangweilt, und ein Reisender im Wagen kann, wenn er will, alle Gesichter des Oertchens studiren im Durchfahren, was indessen noch Häuslichkeit verräth, denn in Städten treibt Langweile zum Hause hinaus. Moden reichen nicht mehr zu, den Dämon zu bannen, Bücher auch nicht, am wenigsten Erbauungsbücher, also Intriguen, Galanterien, Familienzwiste, Schmausereien, Casinos, wo Mann und Kinder tolerirt werden aus reiner Langweile. Die Sinne sind leichter zu unterhalten als der Verstand.

Sollte die Langweile der Asträa in den Himmel nachfolgen, was würde aus unsern Büchern, Karten, Zeitungen, aus unsern Schauspielern, Musikern und selbst Dichtern? Selbst die Gicht ist eine Wohlthat für die höhere Welt und ein Zeitvertreib, wie beim gemeinen Mann eine recht böse Sieben. Im Alter, wo man auf so vieles verzichten muß, schützt Kränklichkeit in der That gegen Langweile, man zählt die Zu- und Abnahme seiner Kräfte, die Stunden der Ruhe und die Stunden der Leiden; man sieht ins Taschentuch bei jedem Gebrauch, wie in das Gefäß der Unehre, und so sorgfältig, als nach der Uhr und dem Wetter, ob man sich eine Bewegung im Freien machen darf; am wichtigsten aber wird der Stuhlgang; man zählt die sedes[2] wie die Tropfen im Arzneiglase, unterhält sich mit Arzt und Wärter, und haben diese nur ein bischen Lebensart, so haben wir mehr Unterhaltungsstoff, als in der größten Gesellschaft.

Jeder Stand, jedes Temperament, jeder Einzelne scheint seine

[1] Ein lustiges Leben und ein kurzes Dasein. — [2] Stuhlgänge.

eigene Art Langweile zu haben, wie seine eigene Art Geistes- und Leibesschwächen. Langweile, oder Ekel an sich selbst findet der gemeine Kopf im Umgange mit sich selbst, der helle Kopf am ehesten in Gesellschaft, und daher zieht er die Einsamkeit vor, ohne, wie Baco will, ein Thier oder ein Gott zu sein. Verliebte haben nie Langweile, weil sie immer mit sich selbst beschäftigt sind, und Leichtsinnige, wenn endlich die Folgen des Flottlebens wie Meereswellen über sie zusammenschlagen, suchen sich zu betäuben im Weltgetümmel. Gefangene haben Spinnen, Mäuse, Ratten 2c. abgerichtet, Browne zu Darfour sogar zwei junge Löwen, und zu ihren Gesellschaftern erhoben, und Trenk machte Zinnbecher. Rauchen, Trinken, Kartenspiel, Journale, Zeitungen, Bücher, Bälle, Visiten und Reisen 2c. sind Gegenmittel der Langweile; Weiber spielen, wie Montagne's Katze, mit Männern, so lange sie noch jung sind, im Alter machen sie auch wohl eine partie d'église.[1] Alle Romane und Komödien verlassen ihre Helden, wenn sie solche glücklich in die Ehe gebracht haben; das Einerlei der Ehe ist keiner Beschreibung werth, und daher sagte jene Frau, über deren Gähnen der Mann verdrießlich ward: „Ich und Du sind ja Eins, und wenn man allein ist, langweilt man sich." — Am besten, beide Theile gehen in Bäder, und am allerbesten, in zwei verschiedene Bäder.

Aus Langweile schlafen Viele, um doch etwas zu thun, und einer meiner Bekannten läßt sich bis zum Einschlafen von seiner Frau am Kopfe krabbeln. Gar viele Nägel an der Hand und Flecken in den Kleidern würden nicht so in Ordnung gehalten ohne Langweile. Ein anderer meiner Bekannten läuft im ganzen weiten Hause und selbst in den Stallungen herum, um das Gesinde auszuhunzen, das er in der frühern noblern Zeit wie ein Landjunker herumgeprügelt hätte. Mich befällt Langweile, wenn ich gerade mit einer Idee ins Reine gekommen, solche niederschreiben will, und nun ein Besuch kommt; es ist die Langweile des Verliebten bei einem gestörten Rendezvous; auch pflege ich in Langweile ein Liedchen so vor mich hin zu brummen, und that dies einst auch im Vorplatz der k. k. Oberpolizeidirektion zu Wien, als ein alter, ernster, hochfrisirter Kopf aus der Thüre blickte und zürnend sagte: „Wos mocht's vor Exzessen?" Die Römer zerrieben die Zeit, die Franzosen tödten sie, wir vertreiben sie, und ein großes Hülfsmittel sind Romane und andere Lesereien; daher auch Miß Edgeworth die Memoiren des Grafen Greenhorn, den Langweile plagt,

[1] Lustpartie nach der Kirche.

geschrieben hat, ausdrücklich gegen Langweile und vielleicht aus Langweile; aber sie sind gut geschrieben.

Ein Hülfsmittel gegen Langweile muß ich noch nennen, worüber sich vielleicht Viele wundern und noch Mehrere mich aushunzen möchten — gewisse geheime Gesellschaften gewisser großer Städte, wo ich so oft über Schwachköpfe gelacht und respektive mich geärgert habe, die sich für ihr gutes Geld mit Mysterien, Hieroglyphen, Ceremonien und Ritualien bedienen lassen und mit allegorischen Gaukeleien aller Art, und eigentlich gar nichts davon haben, als etwa das, was sie mit dem Maule davon tragen; aber sie haben die Zeit vertrieben, und ist es nicht viel werth, daß die eingeweihte Ordensgans so hoch über den Profanen zu stehen glaubt, als vormals das auserwählte Volk Gottes über allen Völkern der Erde? Wenn man Klagen hört über das Unwesen der Vetter- und Basenverbindungen, der Standescollegien und Adelsconnexionen, der Maitressen- und Kammerdiener-Liaisons, vermisse ich jene Connexionen geheimer Gesellschaften, nicht viel reiner als jene anderen Kanäle im Staate, und frage mit Friedrich, der in ihnen ein grand rien fand: Est-ce que ces fous s'assemblent encore? [1]

Sanguiniker und die liebe Jugend bekommen gar gerne Langweile bei Phlegmatikern, alten Leuten und unter Pedanten auf Schulen, Universitäten und allerwärts, wo es steif zugeht; und Langweile ist bekanntlich ansteckend, wie Gähnen. Pedanten fühlen so selten als das Geschlecht Langweile, weil sie jede Kleinigkeit interessirt, und ihre Kunst, Langweile zu machen, besteht in der Kunst, Alles zu wissen und zu sagen. „Aller Anfang ist schwer," sagt das Sprüchwort, aber gar viele Redner widerlegen es; der Anfang ist ihnen leicht, aber schwer, das Ende zu finden, wenn sie einmal so recht im Zuge sind. Indessen werden auch freier denkende Lehrer wieder ihrerseits gelangweilt, wie selbst der Conducteur des Professor Schultes ganz klar einsah. „Sie müssen immer dieselbe Straße fahren, wie ich," sagte er, „immer dasselbe lehren, das muß langweilen, und ich, ich komme doch durch Pferde auf meinem Wege noch weiter, als Sie auf dem Ihrigen durch F—F—F—" hier gab der Wagen solche Stöße, daß er sich nicht ganz aussprechen konnte, und das Gleichniß war unterbrochen.

Lebhafte Menschen langweilt schon das Wetter, und Menschen, die wir nicht leiden mögen, langweilen uns mit ihren besten Einfällen. Hochadelige Damen können sich in der besten bürgerlichen Gesellschaft ennuyiren à la mort, [2] wie bürgerliche Denker in den Antichambres

[1] Ein großes Nichts. — Kommen diese Narren noch zusammen? — [2] Zum Sterben.

und an der vornehmsten Tafel, in den Modegesellschaften großer Städte, oder in den Casino's kleiner Orte, wo einige Frauen die Damen spielen, und man sich auch amüsiren kann mit etwas Sinn für das Komische und für Karrikaturen. Der Höfling ennuyirt sich allerwärts, wo kein Hof ist, und erwartet mit weit mehr Sehnsucht den Aufgang (Lever) seiner Hofsonne, als der kranke Schlaflose den Aufgang des Gestirns, das Allen leuchtet.

Um Langweile zu verbannen, guckt manche Frau in den Spiegel, und der Mann zieht die Hosen hinauf, oder legt Haare und Halsbinde zurecht; eine Prise Tabak, ein Blick auf die Taschenuhr, auch wohl in die Töpfe auf dem Herde, oder in den Viehstall, wenn er gut besetzt ist, entlangweilen Manchen, wie mich ein angezündetes Rauchkerzchen. Einer meiner Bekannten kann Stunden lang am Fenster stehen auf einem Dorf, und nicht à la Lichtenberg, und doch entlangweilt er sich; ein Brief, ein kleiner Bericht beschäftigt ganze Vormittage, und der schwäbische Merkur die ganze Woche; er belustigt mich, statt mich zu langweilen, dadurch, daß er in unserer Zweisprache, wenn ich so sagen kann, immer meine letzten Worte wiederholt: „Ja, das ist wahr!" so daß ich ihm wohl sagen dürfte: „Widerspreche, damit ich weiß, daß wir unserer Zwei sind." Wenn die Frau eines andern Nachbarn verreist ist, erfahre ich es sogleich. — „O kommen Sie doch ein bischen herüber," sagt mir der Bediente, „der Herr läuft wieder überall herum, im Zimmer, Küche, Keller und Stall; nichts ist ihm recht; hier findet er ein Stäubchen, das er leichter selbst wegwischte, oder was ihm nicht recht steht, recht stellte, statt Alles herbei zu trommeln; von seinen eigenen Büchern hat er wohl schon zwanzig geholt und wieder hingestellt; er jagt uns Alle durcheinander zum Erbarmen; kommen Sie doch!" Diesem Mann war es ein Hauptspaß, wenn er die Spielgesellschaft, nachdem ich mich fortgeschlichen hatte, ans Fenster führen konnte, wenn er noch Licht bei mir sah. „Sehen Sie? er lernt noch! nur Spielen will er nicht lernen."

Mit galanten Weibern, wenn sie sur le retour [1] sind, steht es am schlimmsten, denn Alles macht ihnen Langweile; junge Männer haben zuviel, alte zu wenig Ehrfurcht vor ihnen: ihr eigenes Geschlecht interessirt sie zu wenig, so wenig als Natur und Bücher, und die Kirche ist außer Mode; was anfangen? — Gähnen; aber Gähnen macht einen breiten Mund; mit den Zähnen steht es längst so so; was anfangen? Oekonomisch werden in Allem? wie gemein! — Also spielen

[1] Wenn es bei ihnen rückwärts (abwärts) geht.

und schlafen. Eine Dame, die ganze Nächte munter durchspielt, geht ebenso munter um acht Uhr zu Bette, wenn sich keine Partie arrangiren läßt, was doch tausendmal besser ist, als das Mittel gegen Langweile in rohen Naturen, die Kinder und Hausthiere herumzuprügeln. So erfuhr ich sogleich die Langweile und den Unmuth eines herrschaftlichen Kutschers, wenn ich im Stalle die Pferde stampfen und die Peitsche knallen hörte; es war ihm schon zur Gewohnheit geworden, weil ihm Niemand etwas sagte, wie das Saufen pro lubitu [1] auf der Reise, was doch nicht von Langweile herkommen konnte; es war ein guter Mann, und so nahm ich ihn in die Kur, und die Kur gelang.

Zank und Hader in Familien hat häufig keine andere Quelle als Langweile; man läßt sie zunächst am Gesinde aus, an den unglücklichen Freunden 2c. Wenn bei Tische Stille eintritt und der Engel Langweile umhergeht, so spielt der Eine mit Messer, Gabel und Teller, der Andere dreht Brodkügelchen (Wachskügelchen werden vielleicht noch weit mehrere gedreht), der Dritte hustet oder schneuzt sich, der Vierte spricht vom Wetter, der Fünfte läßt wohl gar ein Glas oder einen Teller, oder die Serviette fallen, und der Langweiligste putzt gewöhnlich das Licht, wenn er nicht gerade an seinen Nägeln kaut oder mit der Halskrause tändelt. Ein alter Hypochonder, der nicht gerne sah, wenn Frau und Töchter ausgingen, jedoch zu Zeiten fühlte, daß sie doch eine Veränderung haben müßten, ließ alsdann Frühstück oder Mittagessen nicht an den gewöhnlichen Ort bringen, sondern auf den Balkon und ans Fenster. Im Mittelstande ist es nur allzu gewöhnlich, daß Dienstboten die Ableiter der Langweile sein müssen, gerade so wie in Grübels Frau Basen:

Ach, Frau Booß, Sie glabens nit,
Wie ich die meina schänd und ried —

klagt die eine, und die andere:

Meina is noch dumm dazou,
Denn die bricht mir Alles z'samm,
Und wegschicka, wenn ich's thu',
Bringt's der Teufel nimmer ham!

Helvetius behauptete, die Affen würden Menschen werden, wenn sie sich langweilten, was indessen keine Noth hat, so lange sie uns nicht in ihren Menagerien halten, oder in ihren Naturalienkabinetten. „Ich habe nie Langweile," rühmt sich mancher leere Kopf, und man könnte ihm sagen, „die Thiere auch nicht," und Schnecken und Maikäfer und Frösche hangen oft Stunden lange aneinander ohne Langweile. Lang-

[1] Nach Belieben.

weile kann die besten Köpfe befallen, und scheint uns von Mutter Natur gegeben zu sein, wie der Schlaf auch, zur Erholung. In Stunden der Langweile zählte Mendelssohn die Ziegel auf den Dächern, und ein alter pensionirter Kreislieutenant studirt Raffs Naturgeschichte vielleicht zum hundertundersten mal. Ja, Mancher ist schon aus Langweile Selbstmörder geworden; die meisten Selbstmörder waren ohne Weiber, die ihnen die Langweile, wäre es auch nur durch Widerspruch, vertrieben hätten, und unter Britten finden wir die meisten, die auch Destouche's Grabschrift angeht:

Ci gît John Robert Ecuyer,
Qui se pendût pour se désennuyer. [1]

Es ist unstreitig die sicherste Methode, um sich auf immer die Zeit zu vertreiben. Ein brittischer Oberst erschoß sich laut seines hinterlassenen Briefes: weary of life, and tired of buttoning and unbottoning, [2] und schloß mit dem Verse:

The very best remedy after all
Is a good resolution and a ball! [3]

Britten erschießen sich; andere Nationen vertrinken ihre Langweile, wie im Norden; der Deutsche und Holländer verraucht sie, der Franzose vertanzt oder versingt sie, der Spanier verbetet oder verseufzt sie, der Italiener verschläft, der Pole verflucht sie; Türken und Orientalen verruhen sie und nehmen zwischen hinein Opium und Betel. Ich verlese sie, und Weihnacht geht bei mir nicht aus, denn jede Jubilate und Michaelismesse und jede Auktion ist mir Weihnachten, und zwischen hinein eine kleine Luftveränderung; die Langweile des Winters führt auf allerlei, und so wie Kinder des Leibes daher datiren, so auch Kinder des Geistes, und daher ist der Ostermeß-Katalog stets fetter als der Michaelis-Katalog. Im Mittelalter vertrieb der Adel seine Langweile mit Turnieren, Kreuzzügen, Fehden, Jagd, Saufgelag und Galanterie, und die Klerisei die ihrige mit Singen und Beten, Essen, Trinken, Schlafen, Verketzern, und auch mit andern Dingen der Weltkinder. Jetzt ist Antichambriren, Soldatenspiel und Jagd, Karten, Theater, Lectüre, Kunst, Putz und Liebeleien an die Stelle getreten, wozu beim Landadel noch Pferde-, Ochsen-, Schafe-

[1] Hier ruht John Robert aus Engelland,
Er hing sich auf, damit die Langweil' ihm schwand.

[2] Des Lebens überdrüssig und des Zuknöpfens und Aufknöpfens müde.

[3] Das beste Mittel, das Allen sich beut,
Ist eine Kugel und Entschlossenheit.

und Schweinhandel kommt. Arme Leute, worunter zum Theil jetzt auch die Geistlichkeit gehört, haben weniger Langweile, denn sie haben Arbeit und Bedürfnisse, wahre Wohlthaten des Himmels, wenn die erste nur nicht zum Sklaven macht, und diesen es nur am Nothwendigen nicht fehlt. Die Tabakspfeife schützt manche Dörflinge vor Langweile, und bei rechten Rauchern und Schnupfern könnte man aus dem mehr oder mindern Vorrath des Tabaks und der Asche die größere oder geringere Langweile fast mathematisch bestimmen. Prediger, die Bienenväter sind, könnten sich das ganze Jahr hindurch schützen mittelst eines Bienenkorbs von Glas, und Bettler machen aus Langweile, wie manche Hausfrau auch, Jagd auf Läuse und Flöhe.

Langweile fühlt auch der Gebildetste in Gesellschaft, wo der Rosenkranz der Wohlstandsziererei bis zum letzten Kügelchen abgefingert wird, und so auch auf Reisen bei einer Windstille zur See (wenn nicht ein Tummler oder fliegender Fisch und sein Verfolger Unterhaltung gewähren), auf Flüssen und auf Postwagen, wenn gleich Langweile in Gesellschaft immer noch erträglicher ist als in Einsamkeit. Von Kirchberg nach Nürnberg mußte man (sonst) von Morgens vier bis Nachts zwölf Uhr auf dem Dorfe Bürgel den Würzburger Wagen erwarten, und dann noch wohl zwei Stunden extra wegen der Expedition; endlich kam der Wagen, beladen mit einigen alten Grazien, mit Viktualien und Branntwein versehen und mit Schnupftabak; mit diesen mußte ich reisen und mich wachend zu erhalten suchen, damit nicht Gesicht auf Gesicht zu ruhen komme; ich lernte Geduld und mich strecken; aber die Qual der Langweile war so stark, als bei dem Hungrigen, wenn der Wirth zwar den Tisch deckt, aber nicht aufträgt, oder bei dem Verliebten, wenn das Stelldichein Hindernisse findet, und der Argus das Licht nicht auslöschen oder ins Bett sich drücken will.

Schwere Langweile empfindet man auch in den Vorzimmern der Großen und Mächtigen (wo doch manchmal noch die Künste entlangweilen), und noch mehr in einem wildfremden Lande, dessen Sprache man nicht versteht, und unter Leuten, die keine fremde Sprache sprechen, was einem Deutschen selbst im Vaterlande begegnen kann. Wer versteht die Platten, die Aelpler oder auch die Oberschwaben? Der Reisende auf der Lüneburger Heide hat sicher mehr Langweile als im deutschen Süden, nirgendswo aber vielleicht mehr, als in einer schnurgeraden, stundenlangen Allee, z. B. von Wien nach Laxenburg und von da nach Schönbrunn — und zu Fuß. In Gefängnissen und Quarantaineanstalten drücken alle Mauerinschriften die peinlichste Lang-

weile aus, und zu Marseille las ich die schöne arabische: „Das Leben ist eine Quarantaine für das Paradies.“

Aspettar e non venire, Star in letto e non dormire,	Ben servir e non gradire, Son tre cose a far morire. [1]

Alles, wozu Langweile bringen kann, lernt man am genauesten in der höhern Welt kennen, allenfalls auch in Klöstern oder auf Dörfern, wenn man nicht Bauer ist. Klöster, die bei ihren Regeln nur wenig Psychologisches hatten, arbeiteten dennoch der Langweile dadurch psychologisch entgegen, daß sie die Beschäftigungen in kleine Zeiträume vertheilten und so wechselten. Hart ist die Langweile, die man in Vorlesungen und Predigten empfindet, am quälendsten aber, wenn ein Schöngeist seine Geisteserzeugnisse vorzulesen anfängt und fortfährt zu lesen mit steigendem Enthusiasmus, ohne zu bemerken, daß Alles sich schon eine halbe Stunde langweilt und Mehrere selig entschlafen sind. Ein Throninsaß braucht hundert Feste, Gesellschaftskavaliere, Länder und Regimenter und Menschenblut, wo der Gelehrte höchstens ein Buch braucht, Papier, Dinte, Feder und quantum satis. [2] Becker hatte das nicht zu Magdeburg und schrieb mit einem Pfeifenraumer auf Birkenrinde von seinem Brennholz, oder auf das Blei, das seinen Tabak enthielt. Der Dorfjunker möchte vor Langweile vergehen, der weder schreiben noch lesen mag, und Denken am allerwenigsten lernen mochte; daher gar oft Menschen, die sich in der Einsamkeit gerade am meisten gefallen, auf das Compliment: „Lassen Sie sich die Zeit nicht lange werden, ich muß jetzt fort,“ erwidern: „O nein, dazu gehören ja Zwei!“

Uebersättigung, Geistesleere, Eitelkeit und Sittenverderbniß werden gestraft durch Langweile, die endlich die Organe so verstimmt, daß nur Arzt und Diät helfen können. Langweile ist eine wahre Krankheit, welche die Aerzte billig noch auf ihre lange Liste setzen sollten; denn sie ist die Mutter der Hypochondrie und Hysterie. Günstlinge der Großen, welche die höchsten Ehrenstufen erstiegen und nichts mehr zu wünschen haben, verfallen gerne in Langweile, die am besten durch einige Jährchen Verbannung unter einfach lebende gute Menschen geheilt wird, oder durch ein Intermezzo auf der Festung. Friedrich studirte zu Küstrin aus Langweile die Bibel und muß es vergessen

[1] Erwarten, ohne daß man das Erwartete erblickt,
Im Bette liegen, ohne daß der Schlaf uns glückt,
Gar redlich dienen, ohne daß man vorwärts rückt,
Sind drei Uebel, deren jedes uns erdrückt.

[2] Ein spärliches Auskommen.

haben, als er als König seinen Neffen in den Regeln der Dichtkunst unterrichtete, sodann eine Probe verlangte, und der Prinz ein Gedicht lieferte über die Langweile, das mit der Zeile endete:

Et même
Voltige sous le dais des rois. [1] —

Qu'est-ce que cela? [2] fragte Fritz voll Ernst: „Nun, haben Euer Majestät nicht selbst gegähnt in der Audienz, die Sie dem türkischen Gesandten gaben?" Fritz lächelte, gab aber doch keine Stunden mehr in der Dichtkunst.

Im Conclave muß die fürchterlichste Langweile geherrscht haben, wenn der heilige Geist so lange nicht kam — bei Benedikts XIV. Wahl säumte er sechs volle Monate — und gleich fürchterlich muß ihr Scepter zu Wusterhausen regiert haben, wenn König Friedrich Wilhelm I. nach der Tafel oft drei Stunden lang im Großvaterstuhle schnarchte, und Gemahlin und Kinder neben dem Stuhle sein Erwachen abwarten mußten; was ist dagegen das halbstündige Schläfchen an der Abendtafel eines gutmüthigen Fürsten? Langweile quält die Großen wahrlich mehr als die Arbeit den Armen, und zur Zeit des Genusses und des Schlafes ist der Arme reicher, als alle Große und Aftergroße. Wollten sie den klagenden Völkern helfen, würden sie selten gähnen und solches dem Sultan Wampum oder ihren Höflingen überlassen. L'Europe m'ennuye! [3] sagte Napoleon und marschirte nach Rußland. Der Langweile der Grande Nation, in welche sie die ewigen Revolutionsstürme nothwendig versetzen mußten, hatte er seinen Kaiserthron zu verdanken, auf dem er Langweile hatte, um größerer entgegen zu gehen; mit seiner Entfernung trat in Europa eine große Leere ein, wenigstens bei Zeitungslesern und Napoleoniden; Niemand aber empfand sie wohl mehr, als der Mann L'Europe m'ennuye auf einer Insel, die gar viele Bewohner selbst als einen Verbannungsort ansahen, das Auge sehnsuchtsvoll nach Old-England gerichtet, wo die Einsamkeit nur dann und wann erfreut wird von einem heimkehrenden Ostindienfahrer.

Nur Denker haben nirgendswo und selten Langweile: sie sammeln ihre Gedanken am besten auf Spaziergängen, wie Jean Jacques, oder vom Fenster aus in die Straße sehend, wie Lichtenberg. Manchen gelingt Alles am besten im Bette, wie Descartes, und Galiani arbeitete nie mehr, als wenn er wegen eines Uebels, in Frankreich rhume eccle-

[1] Sie schwebt auch unter der Fürsten Thronen.
[2] Was soll das? — [3] Europa langweilt mich.

siastique genannt (oder in der christkatholischen höhern deutschen Welt Katarrh), das Zimmer hüten mußte. Ein berühmter Componist setzte seine besten Werke auf dem Abtritt, der alle Rücksichten verdient, schon als ein alter großer Beförderer des Nachsinnens und moralischer Betrachtungen. Wie mag man sich wundern, wenn so Viele gar nicht davon wegzubringen sind, oder sich ärgern, wenn man warten muß; nur muß es nicht unmittelbar vor Tische sein, und der so gründliche Betrachter oder die Betrachterin nicht die Speisen vorlegen.

Wie geht Alles leichter von Statten, wenn ich eine frische Pfeife fülle und ihren Dampf mit dem Blau des Himmels zum Fenster hinaus, oder mit der schönen Natur um mich her, vermählen kann, und gerade die heitersten Gedanken hatte ich schon oft, wenn es mir erlaubt war, mich in einer recht bunten Gesellschaft, z. B. am Jakobimarkt zu Hall, ungestört und unbefragt in einen Winkel hinzupflanzen, was man leider aber nur in recht großen Städten kann, wo man nicht gekannt ist, und nicht auf Leutchen stößt, die ihre Nase nach der St. Michelsspitze gerichtet zu haben scheinen. Garve war selbst zu Breslau, das doch nicht unter die kleinen Städtchen zu zählen ist, nicht besonders gerne in Gesellschaften gesehen, die er mehr geliebt zu haben scheint, als sich von einem Philosophen erwarten läßt, denn man scheute den Beobachter. Eine Parforcegesellschaft, eine langweilige Predigt, eine Vorlesung ꝛc. haben schon oft die heitersten Ideen gereift, gerade weil man sich langweilte, und der Geist sich seines Sieges freute über äußere Hindernisse. Schriftsteller, die beliebt sein und bleiben wollen, sollten daher nichts mehr fliehen, als Cicero's Redseligkeit und Wielands Parenthesen und Schachtelperioden.

In jenen Zeiten, wo man Predigten nachschrieb (selbst ein Fürst schrieb 1782 noch die Predigen seines Obersuperintendenten nach, und wir Schüler mußten ohnehin jeden Sonntag Rede stehen), mag manche Hochwürden, worunter auch Professoren und Rektoren, da sie alle der ersten Fakultät angehörten, die Freude gehabt haben, zu glauben, Alles schriebe ihnen nach, während mancher helle Kopf schon damals, um sich von Langweile zu entbinden, ganz andere und seltenere Ideen zu Papier brachte, als die grassen Kanzelideen, die die ganze Kirche hätten verdunkeln mögen, wenn bloße Ideen die Körperwelt verdunkelten; meine Wenigkeit pflegte zu zeichnen. Langweile erzeugte schon tausend Lächerlichkeiten, aber auch schon manchen herrlichen Entschluß, manche treffliche Erfindung, manches nützliche Buch, und wenn dieses Buch etwas Gutes ist, so gebührt der Langweile ihr Antheil.

Schwerlich gibt es Menschen, die nicht von Zeit zu Zeit Langweile anwandelte, und wenn es keine Charlatanerie ist, zu behaupten, daß Gelehrte nie Langweile hätten, so kann dies bloß von Mönchsmeditationen verstanden werden. Je gebildeter der Mensch, desto eher wandelt sie ihn an; der Mensch ist einmal gesellig, und verfeinerte Erholungen sind nicht so zur Hand, wie anziehende Beschäftigung, daher auch Bauern und Wilde, wie Handwerker wenig oder keine Langweile haben. Freuden des Verstandes sind nur für die Minderzahl, Freuden der Sinnlichkeit aber für Alle, und daher findet der gemeine Mensch eher Langweile mit sich selbst, der Denker aber mit der Gesellschaft, und selbst der Gebildete unter rohen Leuten ohne Kultur und Selbstkenntniß. Alltagsmenschen ist Einsamkeit und Langweile gleichbedeutend, und die Kunst, allein sein zu können mit Vergnügen, steht höher als die Kunst, sich und Andern in Gesellschaft zu gefallen, und scheint auch höhere Kräfte in Anspruch zu nehmen. Imaginationsmännern gelingt jene Kunst am besten; aber es muß eine glückliche Einsamkeit sein, sonst überschnappen sie gerne. Wenn man auch mit seiner Zeit noch so sehr geizt, wovon Weltlinge abermals fast gar keine Begriffe haben, hat man dennoch eine Viertelstunde, wo man zum Fenster hinaussieht, ohne etwas zu sehen, selbst ohne etwas zu denken, thut aber nichts; bei der Heimkehr in sich selbst lacht man desto herzlicher über sich selbst.

Wer dem Umgang ausschließlich huldigt, fühlt Langweile, sobald dieser fehlt, und wer bloß der Einsamkeit lebt, findet sich wieder unbehaglich in Gesellschaft, daher wir Amphibien sein und in einem doppelten Leben wandeln sollen, wie Sokrates und Perikles, die sich zu Zeiten bei Aspasien begegneten, wie Condé und St. Evremond bei Ninon. Man erzählt sich vom Duc de G., daß er den witzigen, aber sonderbaren Duc de Lauragais so liebgewann, daß er ihn täglich besuchte, ihm eins vorplauderte, Letzterer aber sich von der medizinischen Fakultät ein Gutachten ertheilen ließ, ob man aus Langweile sterben könne? Ja! sagte die Fakultät und nun gebrauchte er ihr Responsum [1] als Beleg einer Kriminalklage gegen G., daß er ihm nach dem Leben trachte, da er ihn täglich langweile; es war ein recht sarkastischer Muthwille, der aber Geld kostete. Habe ich meine gütigen Leser nicht eingeweilt (ennuyer), sondern entweilt (amuser), so opfere ich dem großen Geist eine Pfeife des reinsten Ulmer Gesundheitsknasters, so oft man auch bei Zunder, Stahl und Feuerstein Hülfe suchen muß wegen der vielen Rippen.

[1] Antwort.

Höhern Wesen muß nichts komischeres vorkommen, wenn anders das Komische nicht unter ihrer Würde ist, wie es einigen gravitätischen Menschen sogar scheinen will, als gerade der Mensch, der über Lebenskürze und dann wieder über Langweile klagt. In der Jugend gäben wir oft ein Jahr für eine Stunde, die wir erwarten, und im Alter finden wir nichts flüchtiger als die Zeit, weil wir rechnen gelernt haben, und Mancher würde Zeit kaufen, wenn sie käuflich wäre. Das einzige und beste Gegenmittel gegen Langeweile bleibt immer: bestimmte Berufsgeschäfte oder Studien. Wenn die physischen Bedürfnisse abgethan sind, bleiben noch vierzehn Stunden, und hier ist der Arbeiter glücklicher als der Müßiggänger; jener freut sich des Gelingens der Arbeit und ihres Lohnes, die Stunden eilen dahin unbemerkt, während dieser vor Langweile verzappeln möchte — die gerechteste Naturstrafe des Müßiggängers und der Independenzsucht unserer Tage. Als der Schöpfer Adam und Eva in den Garten setzte, hieß es, ut operaretur eum,[1] und unsere Alten griffen an, wie der Landmann: „Mit Gott, in die Händ' gespuckt!" —

Langweiliger Besuch macht Zeit und Zimmer enger,
O Götter, schützet mich vor jedem Müßiggänger!

II.

Der Zeitvertreib, die Neugier und Leserei.

Laßt das Klagen unterbleiben,
Daß der Tod uns übereile,
Jeder sucht ja Kurzeweile,
Jeder will die Zeit vertreiben.
Logau.

Unlustscheu und Leerheit erzeugen die Sucht nach Zeitvertreib, ein Wort, das Viele mit Recht empört, die mit ihrer Zeit geizen, wissen wie dieselbe, und wozu sie zu gebrauchen ist, und lieber Zeithalter kaufen möchten. Alle, die nur auf Zeitvertreib aus sind, gleichen dem armen Teufel, der einige Gulden gewann und sich den Kopf zerbrach, wie er seinen Reichthum unter die Leute bringen wolle. Die Kunst bildet die Zeit als einen alten finstern Graubart, wohl gar mit Sense und Stundenglas; kein Wunder, wenn ihn die Jugend, vorzüglich aber

[1] Damit er ihn bebaue.

Damen, zu vertreiben suchen. Vita brevis ist lateinisch und wahr, aber auch unwahr, je nachdem man es nimmt; über dem futurum versäumen wir nicht selten das praesens, und sehen zu spät ein, wie leichtsinnig wir mit dem praeteritum verfahren sind — tanquam semper victuri vivimus [1] — und doch rückt mit jeder vertriebenen Stunde der Knochenmann einen Schritt näher.

Das Wort Zeitvertreib ist ein häßliches Wort, und doch war es ein redlicher Mann, der das Wort aufbrachte, um zu warnen vor der Schlange unter den Blumen. Man vertreibt nur Dinge, die man für unnütz, verächtlich und unwerth hält, und die Zeit ist das Edelste, was uns, nächst dem Verstande, geworden ist. Sie liefert den größten Contrast: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; Raum und Zeit, und die höchste Potenz, auf die man Zeitverderber nicht genug aufmerksam machen kann — Zeit und Ewigkeit. Und gerade daher nahm ein Spieler einen sophistischen Grund für seine Leidenschaft: „Meine Seele ist unsterblich, warum mit ein bischen Zeit hienieden geizen, da ich eine ganze Ewigkeit vor mir habe?" — Ein alter Graukopf schiffte auf dem Meere der Zeit, gleich den Erdumseglern, getrost dem Abend zu, in sicherer Hoffnung, im Osten zu landen, wo Hülle und Fülle ist, ins Achtzigste hinein, ohne je etwas zu lesen als Zeitungen und Zeitschriften; doch ist am Ende nicht jedes Buch auch eine Zeitschrift? Seneca wird von manchem Graukopf gesagt haben: Non diu vixit, sed diu fuit, [2] und ich wünschte, die kleinen Ringuhren des sechzehnten Jahrhunderts würden wieder Mode, die einen Stachel hatten, der so oft in den Finger stach, als es geschlagen hatte.

Der Zeitvertreibsucher ist ein fauler Bruder, der nicht weiß, was er will, und nie erwogen hat, daß die Anwendung der Zeit nur vom nützlichen Gebrauch derselben zu verstehen ist. Zeitvertreibe und Zerstreuungen, denen man die Maske des Vergnügens par excellence [3] vorhängt, langweilen daher oft am meisten; wiederholter Genuß erregt bald Ueberdruß. Die eigentlichen Vergnügungsjäger kennen gerade das wahre Vergnügen nicht; denn Erholung und Zerstreuung läßt sich nur denken, wenn Anstrengung und Arbeit vorangegangen sind, und die Gesellschaft gewährt sicher mehr Vergnügen, wenn man sie in der Woche ein- oder zweimal genießt, als jeden Tag. Die Zeit ist nach Thales, einem der sieben Weisen Griechenlands, „das Weiseste, weil

[1] Kurz ist das Leben — Zukunft — Gegenwart — Vergangenheit — wir leben, als ob wir immer leben würden. — [2] Er hat nicht lange gelebt, sondern nur lange existirt. — [3] In bevorzugter Weise.

sie Alles findet;" die Zeit mit ihrer Spindel bringt größere Dinge ans Licht, als Herkules mit der Keule. Ist es ein Wunder, wenn Zeitvertreiber mit Karten in der Hand nichts hervorbringen und nichts finden, sondern nur verlieren? Napoleon wußte die Zeit zu schätzen und auch zu benützen. „Verlangen Sie von mir Alles, nur nicht Zeit, diese steht nicht in meiner Gewalt," sagte er, und wenn einer entgegnete: „Es wird Zeit brauchen!" — „Fort, fort, eilen Sie! Ist nicht die ganze Welt in sechs Tagen gemacht worden?" — „Ja, ich habe den ganzen Tag gearbeitet." — „Nun, hatten Sie nicht auch die ganze Nacht?"

Das Streben des Thiers und des Menschen geht zunächst auf körperliches Wohlbehagen; das Thier beschränkt sich auch darauf, und körperliche Bewegungen und Sprünge sind seine Belustigung; aber schon Kinder und Völker der Natur verlangen mehr, sie wollen Vorstellungen mittheilen und empfangen, erzählen und plaudern, und bei höherer Kultur trat Naturgenuß auf, edle Thätigkeit und die Lesung guter Bücher zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens, himmelweit verschieden von gewöhnlicher Leserei. Die Zeit ist das Rittergut des Gelehrten, der Zeitvertreib des Weisen sind Ideen, daher hat er selten Langeweile, weil er stets der Zeit genießt, und der Zeitvertreib des Weltlings und Thoren ist reiner Sinnengenuß, Leidenschaft, und daher hat er oft Langweile, weil er die Zwischenräume verwünscht. Man sollte Zeitverschwendern so wenig eine Uhr erlauben als jungen Schülern, denn beide wissen noch nicht, damit umzugehen; aber der Mann nach der Uhr, wenn er auch manchmal Pedant sein sollte, weiß, was eine Stunde auf sich hat; denn aus Stunden besteht das flüchtige Leben. Mit der Zeit steht es wie mit dem Gelde; wenn man auch Kreuzer und Groschen zu Rathe hält, so kommt man zu Gelde, und so zu Tagen, wenn man die Stunden zählt. Wie viel geschieht Sommers, wenn man um vier Uhr Morgens aufsteht, verglichen mit dem Winter, wo es erst um sieben, acht Uhr tagt!

Sucht nach Zeitvertreib äußert sich zunächst in der Spielsucht und Neugierde. Jede leichte anstrengungslose Thätigkeit, um sich zu unterhalten, ist Spiel; das Mädchen spielt mit der Puppe, der Knabe mit Ball und Steckenpferd, ja selbst die bekannte Zerstörungssucht der Kinder ist Spiel, eine Unterhaltung und Uebung der Kraft, wie beim Helden. Nichts weniger als gleichgültig ist es daher, welche Spielwerkzeuge wir den Kindern zu Christ- oder Geburtstags-Geschenken machen, ob es Geschenke sind, die ihnen Liebe zur Arbeit und zu ihrem künftigen

Berufe beibringen, oder sie zum Luxus und zu Frivolitäten führen. Es ist nicht gleichgültig, ob wir dem Knaben Bilderbücher, Raffs Naturgeschichte, Schröckhs Weltgeschichte rc. geben, oder Soldaten und Kanonen, Pferd und Peitsche; und so auch beim Mädchen nicht gleichgültig, ob die Geschenke in kostbarem Putz, Modetändelei und Schleckerei bestehen, oder in Puppen, Nadelbüchschen, Gestrick und Küche mit Geschirren.

Erwachsene spielen mit Karten, gehen zum Tanz, auf die Jagd, oder gar auf Reisen; sie reiten, fahren, spazieren, rauchen oder spielen mit der Kunst; sie schwätzen oder unterhalten sich in Gesellschaften, oder lesen in ihrem Zimmer oder Garten Bücher. Die Leserei, die in unserer Zeit in eine wahre Lesesucht ausgeartet ist, sucht Zeitvertreib in Romanen, Komödien und Almanachen, und die Schwatzhaftigkeit findet denselben Ideenwechsel in Personen, und liebt daher Besuche. Leute, die mit ihrer Zeit verlegen sind, besuchen oft Leute, die mit solcher geizen, denen daher nichts übrig bleibt, als solche durch unterlassene Gegenbesuche wieder zu gewinnen. Musik macht einen Elementartheil unserer Erziehung, und sie, die so sanfte Gefühle zu erregen, Leidenschaften zu besänftigen, Milde in den Charakter zu bringen und den einsam Verlassenen zu trösten vermag, die göttliche Musik ist leider, wie die Leserei auch, mehr Dienerin der Sinnlichkeit.

Es gibt mehr Arten Leser, als Sterne Arten von Reisenden classificirte; es gibt neugierige, heißhungrige Leser, kritische oder mürrische, wißbegierige und bloß müßige, sich amüsiren wollende Leser, Vielleser und Wenigleser, wollüstige Leser, erbauliche Leser, gelehrte und ungelehrte, lustige und ernste Leser und auch bloß schläfrige Leser, die nur vor Schlafengehen ein Buch als eine Art Opiat gebrauchen. Diese Leser lesen meist geliehene Bücher, haben solche als Auszeichnung stets neben dem Bette mit Nachtmütze oder Brille bedeckt liegen, und in der Regel aufgeschlagen und umgekehrt, da wo sie eben stehen geblieben sind, um die Eselsohren zu ersparen, und weil Papierzeichen leicht herausfallen; das Andenken dieser Lesefreunde verewigen in manchem meiner Bücher bedeutende Oelflecken. Bei unserer Vielleserei gehört eine Art Muth dazu, auf die Frage: Sie haben doch wohl diesen Roman, dieses Taschenbuch, dieses Journal rc. schon gelesen? ein ehrenvolles offenes Nein! auszusprechen. Der Neuheitsreiz wirkt weit stärker, als das Erhabene, Große und Schöne; wie wäre sonst möglich, Meisterstücke der Alten und Neuern zu vergessen über die schaalsten Produkte der letzten Messe? Doch dem Reize der Neuheit verdanken ja selbst

Menschen ihren Ruf, wie Waaren und Bücher, und in der ganzen civilisirten Welt, im großen wie im kleinsten Städtchen steht die Frage oben an: „Was gibt's Neues?"

Die Neugier, die auf unerhebliche Dinge geht, daher bald gestillt ist, ganz verschieden von Neugierde oder Wißbegierde, beschäftigt sich mit desto armseligern Dingen, je armseliger das Oertchen ist, und die bildende Kunst stellt sie sehr treffend dar unter einem Weibe, deren Gewand mit Augen und Ohren übersäet ist. In wenig besuchten Gegenden herrscht gerade die ausfragende Neugier am meisten, wo nicht unter schüchternen Landbauern, doch unter den Wirthen (die wohl selbst sagen: „Ich bin ein bischen neuschierig"), und rusticis honoratioribus [1] der Dörfer. Wenn man nach dem Wege fragen muß, thut man wohl, es wie Franklin zu halten, um nicht aufgehalten zu werden: „Ich bin N. N., komme von — reise nach — und nun seid so gut und sagt mir, wo geht's hinaus? — Mit einem solchen kurzen Inbegriff des Passes erspart man sich viele Umstände und macht die Neugier selbst höflich. Die Hamburger sind wegen Höflichkeit nicht verrufen und antworten bei einem Volksgedränge einem neugierigen Frager: Was gibt's hier? — Een Hohn in Fleet (ein Huhn im Kanale).

Neugier macht ein wesentliches Glück alter Leute, und Neuigkeiten aus der politischen Welt, wie aus der bürgerlichen und häuslichen machen oft die einzige Sympathie, die das Alter an die jüngere Welt knüpft. Das Alter lebt in der wirklichen Welt ohne physische Genüsse, die Jugend in der Ideenwelt mit Feengenüssen und wirklichen. Unser revolutionäres Zeitalter, das so segensreich für die Zeitungsschreiber war, so wenig sie auch sagen durften, bot der Neugier den reichsten Stoff, und alte Männer und alte Weiber wurden nicht satt, von der Revolution zu schwatzen, wobei sie älter wurden als alle, die dabei handelten. Jetzt muß sich die Neugier wohl wieder ans Kleinere und an den lieben Nächsten halten, denn die Zungen männlicher und weiblicher Frau Basen gleichen denen der Spechte und Schwalben — unter dem Mikroskop sieht man ihre Pfeile mit Widerhaken. — In Gottes Namen; nur nicht ins Ueberirdische!

Das Glück der Rockenmährchen, die beim Volke und bei Kindern stets ihren Werth behaupten werden, gründet sich auf den Reiz der Neuheit und auf die Neugier; Gespenster werden noch lange dem Volk die Zeit vertreiben müssen. Weiber werden ihre Neugier nie verlieren, noch weniger die Juden, die im Mittelalter oft deßwegen todtgeschlagen wurden und

[1] Angesehene Bauern.

jetzt noch manchmal wenigstens weggeprügelt werden. Weiber ließen sich den Seher Lavater selbst im Schlafe zeigen, und ein gewisser Britte mußte durchaus Voltaire sehen, ob sich gleich dieser krank stellte; es half Alles nichts. „Nun, so sagt ihm, ich sei gestorben;" er wollte ihn also todt sehen, aber der alte Spötter rief zornentbrannt: „Sagt ihm, daß mich der Teufel geholt habe!"

Neugierde ist nach der Meinung einiger Philosophen ein Hauptbeweis für unsere Fortdauer nach dem Tode, und so viel wenigstens richtig, daß wir ohne die edle Neugierde weder Colon, noch Newton, noch Leibnitz gehabt hätten, und viele tausend Erfindungen, groß und klein, nicht wären. „Viel Fragen macht klug;" indessen wer die Geschichte der Literatur genau kennt, möchte noch weit eher sagen: „Viel Fragen macht toll und lächerlich." Auf dem Reize der Neuheit beruht nicht nur unser Vergnügen an Abwechslung, sondern selbst der Durst nach Wahrheit und die Trösterin der Sterblichen, die Hoffnung. Neugierde stürzte die ersten Eltern in die Erbsünde, macht aber ihren Nachkömmlingen Vergnügen, und so bedenken sie nicht, daß das erste Neue, was sich auf der neuen Welt zutrug, eine Sünde war. Die Frage wird erlaubt sein:

Wenn Jede, wie Dame Loth, die Neugier büßte,
Ob man das Salz noch kaufen müßte?

Eine gewisse Zeitverschwendung kann selbst Sparsamkeit sein; anhaltende Arbeit erschlafft, während man nach einigen verjubelten Stunden, gestärkt an Seele und Leib, in einer Stunde mehr abmacht, als wenn man am Arbeitstisch wie angeschmiedet sitzen geblieben wäre. Sitzer und Zeitgeizige fallen in Krankheiten, die ihnen mehr Zeit rauben, als wenn sie diese in Arbeit und Zerstreuung getheilt hätten; sie bekommen über dem ewigen Sitzen Verstopfungen, die acht Tage anhalten können, und selbst da noch müssen sie Hebammen kommen lassen, wenn sie entbunden sein wollen, oder bekommen gar heimliche Plagen an heimlichen Orten, wie Philister. Wenn sie auch Doktor und Apotheker fünf goldene Anus opferten, der fleischene veredelte Anus bringt sie dennoch, und wenn sie noch so viel auf Mutter Natur gebaut, kein Drücken gescheut und mit der härtesten Niederkunft von acht zu acht Tagen zufrieden waren, zuletzt um ihren Frohsinn, der bei täglicher Bewegung weiter bringt, als alle erlangte Gelehrsamkeit per podicem plumbeum. [1]

[1] Durch den bleiernen H . . .

Die Zeitvertreibe unserer Alten gingen mehr auf Uebung des Körpers; der Körper sollte das Spiel der Seele sein, daher war auch mens sana in corpore sano,[1] mehr Frohsinn, mehr Gesundheit, mehr Kraft und kräftiges Alter; ihre Zeitvertreibe waren solid, folglich auch sie, und der Rohheit, die durch bloße Gymnastik leicht sich erzeugt, suchten sie zu begegnen durch Musik, was sich unsere Turner merken könnten, grob wie Gladiatoren, und doch lange keine Gladiatoren. In der Kindheit der Kultur brauchte es wenig Kurzweile, denn man hatte wenig Langweile, und auf Arbeit und Bewegung ist Ruhe die angenehmste Erholung. Bei dem Uebergang aus der Barbarei zur Kultur finden wir die Zeitvertreibe der Jagd, der Kriegsübungen, des Essens und noch mehr des Trinkens; Tanz, Mummereien und allenfalls Spiele, wie Würfel, Damen- und Schachspiel.

Ein Hauptzeitvertreib war das Vogelschießen oder nach der Scheibe; man suchte im Frieden das Schwarze zu treffen (Franzosen schießen umgekehrt nach dem Weißen, was mir weiser scheint, weil das Weiße sich in der Ferne besser zeigt, als das Schwarze), um im Kriege den Kopf des Feindes desto weniger zu fehlen. Die Bürger Ulms tödteten nach und nach, ohne Gefecht, im feindlichen Lager siebenhundert Mann, und der Feind zog ab. Wen die Büchsenmeister aufs Korn nahmen, der wurde mitten entzwei geschossen; wir treffen mit tausend Schützen weniger, als unsere Alten mit fünfzig; man nahm sogar den Bürgern die Flinten, damit sie vor dem Feuergewehr Furcht bekämen wie die Juden, und daher machen mir die jetzigen Bürgergarden oder Schützengesellschaften wahre Freude. Exerciren gibt eine Gewandtheit wie Fechten, Reiten und Tanzen, daher schon vor der Revolution in guten Familien Frankreichs ein Korporal die Knaben exercirte, so gut als der Musik-, Tanz- und Stallmeister. Bekanntschaft mit den Waffen benimmt die Judenfurcht vor Säbel und Flinte, und man kann nicht wissen, die Weiber werden bei den Manövres und kleinen Auslagen für Uniformirung sich leicht beruhigen lassen, da sie ja an den darauf folgenden kleinen Schmausereien, Bällen und Musik Antheil haben, welche Muth machen zur Erledigung noch wichtigerer Pflichten, und sie sich gewiß freuen, wenn ihre Männer recht ins Schwarze treffen.

Im Mittelalter, wo der Ritter seinen Degenknopf oder seine in Dinte getauchten Finger auf die Urkunden drückte, wo man Verbrecher begnadigte, wenn sie nur schreiben und lesen konnten, um zum Studiren aufzumuntern, wo die Väter den Söhnen sagten: „Man weiß nicht,

[1] Ein gesunder Sinn im gesunden Leibe.

wie es kommen kann; lernet schreiben und lesen, es ist wenigstens gut gegen den Galgen;" in diesen Zeiten konnte unser jetziger Hauptzeitvertreib: Leserei, kein Zeitvertreib sein, denn man war noch im Buchstabiren. Die Geistlichen, als die einzigen Gelehrten, dann Ritter und ihre Damen fingen das Lesen an, aber was lasen sie? Geistliche lasen dumme scholastische Folianten, und Weiber Andachtsbücher, wie noch jetzt der gemeine Mann, dem Lesen und Beten synonym sind. Bibel, Gesang- und Predigtbuch sind sein Zeitvertreib, wie zu Luthers Zeiten:

Wie Einer lieset in der Bibel,
So stehet auch am Haus sein Giebel!

Fragte doch noch 1788 der Taglöhner, der meiner Mutter Oekonomie vorstand, als ich von Universitäten heimkehrte, und er mich immer unter Büchern sitzen sah: „Aber wann wird Er denn auch einmal predigen?"

Ritter lasen Ritterbücher oder Gedichte; und Chroniken waren eine Lieblingsleserei, bei der man, wo nicht größer und edler denken und handeln lernte, doch mannhafter dachte und handelte, als bei der Romanleserei unserer Zeit, die Geist und Körper entnervt; aber man hat Romane lieber als Geschichte, aus demselben Grunde, warum die Liebe angenehmer ist als die Ehe; gleichen Rang behaupten Schauspiele und Reisebeschreibungen, so schlecht sie auch meistens ausfallen. Mein Vaterland interessirt mich zunächst, daher bekümmerte ich mich hauptsächlich um deutsche Reisen; aber Himmel, wie erbärmlich ist die Mehrzahl! wie unverschämt! wahrlich, der hundertjährige German Spy [1] ist noch besser als hundert neuere Reisen. Unsere Vielleserei ist mehr Zerstreuung als Geistesbedürfniß, und die Folge davon? — Unsere Bücher werden von Brödlingen geschrieben und die Qualität durch die Quantität ersetzt; die alten Folianten und Quartanten durch tausend Duodezbändchen, die sich auch leicht verstecken lassen, und wahrlich zu den verderblichen, heimlichen Sünden der Jugend zu zählen sind. — Saul suchte einen Esel und fand ein Königreich! Dieser Fall ist so selten, als daß wir in solchen Büchern etwas Solides finden, und wegen der Kleinheit zahlen die Gewürzkrämer auch nichts mehr für Bücher, die nichts halten, und in die sich kaum ein Loth Zucker einwickeln läßt. Diese Modeleserei unserer Jugend, vorzüglich unserer weiblichen, und selbst der Nichtjugend, ist ein weit größeres Uebel

[1] Deutscher Spion, ein englisches Buch über Deutschland im Beginn des vergangenen Jahrhunderts.

als das andere Extrem — die Bücherschen der Geschäftswelt, bleibt aber dennoch ein Beweis unserer Fortschritte. Sokrates brachte die Weisheit vom Himmel auf die Erde, und wir brachten sie in Küche, Kinder- und Gesindestuben, in Werkstätten und Kasernen.

Wie ganz anders wirkten die Foliantenchroniken, die unsere Alten in langen Winterabenden am Feuerherde lasen, oder sich vorlesen ließen; sie erwärmten ihren Geist und ihr Herz an den Thaten der Vorzeit, wie den Körper am Feuer, sie tranken dabei die Gesundheit der Männer, die ganz nach ihrem Sinn und Herzen waren; Vaterlandsliebe und Gemeingeist erwachten, den unsere Romanenempfindeleien und Romanensinnlichkeit auftrocknen. Denn die Romane, obgleich sie die Zeit kürzen sollen, gehen dabei so lang und breit zu Werke, als ehemals Ehrengeistlichkeit, voll des Gedankens der Ewigkeit, trotz aller Zeichen der Zeitlichkeit; man gähnt, wie bei Chateaubriands Martyrs und Christianisme. Jene Zeitvertreibe der Alten änderten sich mit der Kultur; um's Jahr 1400 erfand Maler Gringenauer die Karten, um einem wahnsinnigen König, Carl VI. von Frankreich, die Zeit zu kürzen; und ich wünschte, daß Spieler, wenigstens Spieler, die Tag und Nacht fortmachen, über den Ursprung der Karten recht moralische Betrachtungen anstellen möchten.

Zu den Karten kamen nun noch Tabak, Thee, Zucker, Kaffee und Kaffeehäuser, und der große Einfluß, den diese Colonialwaaren auf das ganze gesellschaftliche Leben hatten, ist gar nicht zu berechnen, noch weniger, meines Wissens, geschildert, wie der Gegenstand verdiente. Abgesehen vom Handelsgewinn der Seevölker und vom Gewinne der Regierungen durch Zölle, wie wichtig wurden nicht Kaffeehäuser der Hauptstädte, als Mittelpunkte politischer, merkantilischer und literarischer Ideen! Trotz der geheimen Polizei haben Kaffeehäuser unser revolutionäres Zeitalter vorbereitet. Das erste europäische Kaffeehaus war zu Constantinopel, oder, da diese Stadt doch mehr dem Orient angehört, zu Marseille 1660, und das erste deutsche zu Wien 1683, dessen Errichtung der Kaiser dem Polen Koltschizky zum Lohne seiner Spionendienste erlaubte, und das noch existirt mit seinem Bildniß, welches wohl jeder Fremde einmal besucht, dann aber lieber auf der Esplanade bleibt. Zu Regensburg und Nürnberg gab es solche schon 1686, und wer will jetzt die Kaffeehäuser zählen? Man kann ja jedes Haus so nennen.

Zu diesen Zeitvertreiben kamen noch Theaterzeitungen, Romane und Gesellschaftszirkel. Und doch hatten unsere Alten neben ihrem Becher

noch einen Zeitvertreib, den wir nicht mehr haben, ja nicht einmal mehr recht kennen; sie wählten sich Rollen oder Charaktere, die sie spielten, oder traten in Orden, die, wie einer der sinnvollsten Orden der Welt, der Clevische Geckenorden, den Geist der Gleichheit athmeten, und die Damen sogar hatten ihre Schöppenstühle der Liebe (Cours d'amour). Die Alten erzählten sich ihre Thaten und verliebten Abenteuer, und die sogenannten Spielleute, oder auch bloß der Hauspfaffe, machten zwischen hinein Possen; sie hatten Hof- und Reichstage zu besuchen, und in deren Ermanglung Rittergelage, die unser Beutel, wie unser Magen nicht mehr vertragen könnte, und sicher war dabei mehr Herzlichkeit, als in unsern jetzigen Cercles oder Salons, die einer Oper gleichen, die bloß sich aufrecht erhält durch Maschinerien und Dekorationen.

Viele Romanenschreiber, folglich auch Romanenleserinnen, die das Mittelalter über unsere Zeiten erheben, scheinen wirklich nicht zu wissen, daß zu den Zeitvertreiben noch alle möglichen Arten von Unzucht gehörten, wie bei den Kindern Jemini zu Gibea, wie uns das Buch der Richter lehrt. Nie gab es so viele Bordelle, gemeinschaftliche Bäder, fahrende schöne Frauen, oder feile Dirnen, die gleich Ruth zu Boas schlichen sans façon, wenn sie wacker gegessen und getrunken hatten, und ihr Herz guter Dinge war, aufdeckten zu ihren Füßen und sich legten. Nonnenklöster waren fast ebenso viele öffentliche — fromme Anstalten; fromm bauten sich die Mönche neben an, Fenster und Thüre fest verschlossen; aber durch unterirdische Gänge gelangten sie zu den überirdischen, wo sie ihren Himmel schon hienieden genossen. Legte man nicht selbst heiligen Bischöfen vor ihrer Weihe die vier kanonischen Fragen vor: ob sie nie in zweiter Ehe gelebt, nie mit Nonnen gebuhlet, nie Knaben geschändet und nie mit Thieren zu thun gehabt hätten? Miserere nobis Domine! [1]

Lassen wir also unsere heutigen Zeitvertreibe, die Karten und Romane, selbst wenn sie die vornehmsten Ursachen der Nervenkrankheiten sein sollten, wie Tissot will; mögen letztere auch in ihrer Mittelmäßigkeit und Ideenarmuth die Mittelmäßigkeit und Ideenarmuth ihrer Leser etwas allzu laut predigen. Lassen wir unsere verfeinerten Gesellschaften, Spiele, Tänze und alle Liebeleien, zu denen sich doch oft auch die Ton- und Zeichenkunst, das unterrichtende Theater und gute Bücher gesellen, nächst dem reinsten Zeitvertreib, Naturgenuß auf dem Lande und ein stärkendes Bad; und was doch auch sein Gutes hat, wenn man einander anfeindet, so

[1] Herr, erbarme dich unser!

brouillirt man sich darum nicht und trotzt, sondern man wahrt den äußern Anstand und schickt sich wenigstens Visitenkarten. Wir können vom Mittelalter wie von unserer Zeit am richtigsten urtheilen, wenn wir auch bei Zeitvertreiben das Sprüchwort anwenden: „Sage mir, womit Du Dir die Zeit vertreibst, und ich sage Dir, wer Du bist.“ Gütige Recensenten sagen mir vielleicht, wer ich bin, wenn ich es anders erfahre, da ich in solcher dörflichen Abgeschiedenheit lebe, daß mein einziger Lehrer der Politik der Schwaben Merkur ist, und von der neuen literarischen Welt weiß ich nichts, als was mir die Weidmännischen Oster- und Herbstmeßkatalogen sagen, womit ich ausreiche. — Natura paucis contenta.[1]

Seit sechstausend Jahren haschen die Kinder des Menschen nach Zeitvertreib, aber keines hat eine ganz neue Art erfinden können, bloß vervielfachen, verfeinern, verallgemeinern konnten sie die Zeitvertreibe. Die im Alterthum berühmte Aufgabe des Großkönigs der Perser, ein neues Vergnügen zu erfinden, wird wohl nie gelöst werden, so lange wir nicht zu unsern fünf bis sechs Sinnen einen neuen erfinden; denn auf den Sinnen beruhen die Fähigkeiten zu diesen Genüssen. Spiele, Schmaus, Geschlechtslust, Tanz und Musik kennen alle wilde Völker mehr oder weniger; nur Schauspiel und geistiger Genuß der Wissenschaft und Kunst gehören gebildeten Zeiten an, und doch hatten selbst Naturvölker gewisse Schauspiele, und ihre Lieder und Mährchen muß man wenigstens als Anfang der literarischen Welt gelten lassen. Eine Geschichte der Zeitverkürzungen, in denen sich der Charakter der Völker wie des Einzelnen wiederspiegelt, und wozu es nicht an Materialien fehlt, wäre nicht bloß unterhaltend, sondern selbst für Moral nützlich, und ist noch zu schreiben, denn die hieher gehörigen Werke Fischers und Rosenthals sind noch lange keine Meisterwerke.

Im rechten Weltleben wird die Zeit nicht als Lebenselement, sondern als Last betrachtet, wenn gleich Gott von unserem Eigenthum nur den Zehnten gefordert hat, von unserer Zeit aber den siebenten Theil. Die höhere Welt und alle Flotthauser, wenn sie einst in das Reich der Schatten hinabsteigen, und Minos sie fragt: Was habt ihr da oben Gutes gethan? was können sie tutti quanti[2] anders antworten, als: „Wir haben uns die Zeit vertrieben;“ das dic cur hic?[3] ist ja Latein, das nicht mehr getrieben wird. Die neuere Philosophie erklärt die Zeit für ein nothwendiges Uebel der menschlichen Anschauungsweise,

[1] Die Natur ist mit Wenigem zufrieden. — [2] Sämmtlich wie sie sind. — [3] Sage, weßhalb du hier bist.

Form des innern Sinnes, und daß wir, wären wir weniger beschränkt, statt des successiven Aufmarschirens der Erscheinungen Alles mit einem Blick oder Schlag so schauen würden, wie es die Gottheit anschaut. Wer schaut nicht diese Philosophie mit großen Augen an?

Viele Große, als Götter der Erde, gaben sich aber doch die Mühe, Manches praktisch zu machen, und nicht ohne Glück. Aufstehen oder lever, toilette, Tafel, Ausfahren, Theater, Thee, Tanz, Spiel, Schlaf ꝛc. schließen sich aneinander; Stunden, Tag, Nacht, Jahreszeiten kannten sie so wenig, als die Götter des Olymps, und so mußte in der That eine kleine Ewigkeitsschlange entstehen, die keinen Augenblick Zeit übrig ließ, an sich selbst zu denken; wie sollten sie nun an das gemeine Erdengewürme denken, an das gemeine Wesen, oder gar fragen: „Warum sind wir da? Warum heißt man uns Menschen Große?“ Diese erhabenen Zeitlosen machten dafür Andern die Zeit desto länger, namentlich dem Pöbel, der sich die Zeit nur als Nacheinanderfolge denken kann, und das Dasein in der Zeit Dauer unter beständigem Wechsel nennt. Der kleinste wahrnehmbare Theil der Zeit ist das Zwölftel einer Sekunde, und diese und alle Tertien überlassen Weltkinder der Mathematik und den Gelehrten; sie kennen bloß das Zeitmaß Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und deren Genüsse, und lachen über den Rechner nach Sekunden und Tertien; aber die Zeit verdient die schönste Statue mit der Inschrift: der Trösterin!

Schlimmer ist es, daß auch in der zahlreichen Mittelklasse die Zeitvertreibkreise zu weit um sich gegriffen haben, wo sonst nur der Sonntag dem Zeitvertreib geheiligt war, bei Honoratioren etwa noch der Mittwoch oder Samstag Nachmittag; da geht jetzt selbst der Handwerker jeden Abend fast zu Bier und Wein, wie Bruder Studio ins Commerzhaus. Es ist zwar nicht gut, daß der Mensch allein sei, aber noch zehnmal weniger gut ist, daß er alle Tage commercire. Die Hälfte des Lebens geht ohnehin auf Befriedigung der Bedürfnisse, Essen, Trinken und Schlafen; die andere Hälfte bestimmte die Natur zur Arbeit, und daher bleibt diese der eigentliche Zeitvertreib, den der reiche Müßiggänger gar nicht kennt, der mit Nichtsthun sich zu thun macht, und wenn er die zwischen der weit länger als nöthig ausgesponnenen Essens-, Trinkens- und Schlafenszeit fallenden Zwischenräume mit Abfütterung und Zucht von Pferd, Hund, Katze, Vogel zugebracht hat, sich zum Spiel niederläßt, oder in Journalen und Zeitungen wühlt. Die sogenannten freundschaftlichen Besuche kommen auf Rechnung der Langweile; gar oft, leider! gründen sie sich auf

materiellere und schlimmere Dinge. Nur edlere Seelen fühlen Abneigung gegen ewige Zerstreuungen, um ihrer selbst und der Natur froh zu werden, wie Cicero in seinem Tusculanum und Friedrich in seinem Sans-Souci. My House is my Castle![1]

Beinahe hätte ich am Schluß des Kapitels über Zeitvertreibe einen Hauptzeitvertreib vergessen, der in meinen Augen der genußreichste, größte und zugleich nützlichste ist — das Reisen, ein wahrer Karneval schwelgender Seelenkräfte und wahre Saturnalien des losgebundenen Sklaven der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, die aber nur halb genossen werden können, wenn Vorkenntnisse und Beobachtungsgeist, Gesundheit, Zeit und Geld, gute Adressen und selbst angenehme Persönlichkeit fehlen; wie selten findet sich Alles zusammen! Es gefällt mir ausnehmend am Schwärmer Plato, daß er nur Leuten von Geist das Reisen verstattet, zum Besten des Staats Leutchen, die auf Reisen liederlich geworden sind, den Zutritt zu Aemtern verbietet und nicht länger herumzuschwärmen erlaubt, als zehn Jahre. Nach langen Reisen muß sich der Philosoph doch am Ende im Ganzen sagen: C'est tout comme chez nous![2] also Reisen, daher auch Reiselust, die stets den nicht gemeinen Kopf verräth, nur zu leicht zur Reisesucht ausartet, und dann so lächerlich wird als jener Lord, der bis an sein Ende auf Reisen blieb, weil er den Ort nicht wissen wollte, wo er sterben müsse. Reiselust verdiente eines der reichsten Kapitel hier, und hätte es auch, wenn ich mich selbst ausschreiben wollte; daher verweise ich auf die Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen am Schlusse (IV. B. 790—856). Reisen ist Leben, und Leben Reisen; der Reisende gleicht dem Vogel unter dem Himmel, der Stubensitzer dem Vogel im Käfig oder Prometheus am Felsen, zumal wenn unsere Geschäfte nicht im Einklange stehen mit unserer Neigung. Die Alten, die weder unsere größeren Staatsvereine, noch unsere Bücherwelt kannten, ersetzten solchen Mangel durch Reisen. Pythagoras dunkler Spruch: „Beim Antritt einer weiten Reise muß man nicht rückwärts blicken," scheint zwar von der allerletzten Reise zu verstehen zu sein, kann aber auch wörtlich genommen werden, denn es erhöht deren Genuß wie schönes Wetter. Es ist recht gut, daß sich die Götter nichts um das Gebet der Reisenden um schön Wetter kümmern; die ganze übrige Welt zu Hause müßte auftrocknen.

Reisen ist Leben, und Leben Reisen, nur muß man das Heimweh der Alten nicht in förmliches Hinausweh verwandeln, sonst gleichen

[1] Mein Haus ist meine Festung. — [2] Alles ist wie bei uns.

wir Don Quixote, der weidlich zerwalkt endlich heimkehrte, quer wie ein Sack über Sancho's Esel liegend; aber kaum hat die Hühnerbrühe der Nichte ihm wieder zu Kräften verholfen, so beginnt er die zweite Fahrt und kommt wieder auf einem Ochsenkarren, in einen Käfig gesperrt, was ihn aber nicht abhält, sich zur dritten Fahrt zu rüsten. Wir kennen Alle das Evangelium vom verlorenen Sohn; es war ein Reisenarr, der ferne über Land zog, sobald er sein Erbgut hatte, solches verpraßte, zum Schweinhüter herabsank und endlich reuevoll nach Hause kehrte; aber nicht Alle finden einen so gütigen Vater, der wegen Bruder Liederlich eine köstliche Gasterei veranstaltete, worüber mit Recht der ältere Sohn zürnte, der indessen zu Hause dem Vater arbeiten und dienen mußte. Das Reisen wird leicht zu einer Art Krankheit, wie Gliederschmerzen, die daher der gemeine Mann auch das Reißen nennt, und Brand hätte in sein Narrenschiff billig den Reisenarren mitaufnehmen sollen. Sagt nicht schon Jeremias, daß der Herr derer nicht will, die hin- und herlaufen und nicht gerne daheim sind? Daheim ist geheim! Der Groschen gilt nirgends mehr, als da, wo er geprägt ist, und Groschen kommen doch nur als Groschen zurück, gleich den Hunden, Katzen und Mäusen, die mit Cook um die Welt reisten, oder wie mein Télémaque unvergeßlichen Andenkens. Seit Tobiä Zeiten gaben sich keine Engel mehr mit Hofmeisterstellen ab, und wer wird einem Nichtengel die Hälfte aller mitgebrachten Habe bieten zur Belohnung, wenn er auch Nahrung, Kleidung und andere Kleinigkeiten nicht so entbehren kann, wie Erzengel Raphael, der vor dem Herrn steht? Dümmlinge, Siechlinge, Steiflinge, Zierlinge bleiben besser Stüblinge, sie kämen doch nur wieder als kik in de Welt.

Reisen ist Leben und Leben Reisen, und so ist auch gelebt, wenn man nichts bewegt als die fünf Finger, bloß am Schreibtisch reist und noch dafür bezahlt wird, daher die Unzahl von Reisebeschreibungen, die nicht zu wissen scheinen, daß wirkliches Reisen noch leichter ist, als eine Reise gut beschreiben; sie schreiben, wie die Romanschreiber auch, und Reisen und Romane ringen mit einander um den Preis der Lesewelt oder der Schlechtigkeit. Gute Reisen sind die Romane der Philosophen und multum mentitur, qui multum vidit,[1] scheint fast als Regel selbst von Lesern angenommen zu werden; denn ein Sondershäuser warf mir, der ich mich doch lediglich auf das Vaterland beschränkte und mir vierzig Jahre Zeit nahm, es kennen zu lernen, im Reichsanzeiger vor, „daß ich nicht zu Sondershausen und wahrscheinlich

[1] Wer viel gesehen hat, lügt viel.

auch an andern Orten nicht gewesen sei;" da war doch ein Oberster aus Pommern artiger, als jener Krähwinkler; er war auch wegen Pommern unzufrieden mit mir — amor patriae [1] — ließ sich aber belehren, da Andere auch auf meine Seite traten. — „Aber spotten hätten Sie doch nicht sollen!" — Ich sagte ihm, wenn ich hätte spotten wollen, ob ich nicht noch gar viel hätte sagen können, da man den guten Pommern in Berlin so viel nachzusagen pflege, als den Schwaben im Süden, wie er selbst wissen werde? Ob ich nicht, wenn ich auf Spott hätte ausgehen wollen, z. B. Vergleichungen mit Pommern und den Leibhündchen, die wir Pümmerlich nennen, hätte anstellen können? Ob ich nicht, da er aus Hinter-Pommern sei, hätte anführen dürfen, daß man zu Berlin, wenn man den Liebwerthesten nicht gerne mit seinem echten deutschen Namen nennen will, von Hinter-Pommern spricht. Da lachte er heiter mit der ganzen Gesellschaft und reichte mir die Hand, was der Sondershäuser schwerlich gethan hätte.

Aber reiset immerhin, und wenn ihr im Anfang eurer Laufbahn weiter nichts lernt, als die Praxis in der Welt, gar verschieden von den Schulen und Theorien, so habt ihr schon viel gewonnen. Est-ce bien le tems de prendre du repos, quand la diligence est prête à partir? [2] mit diesen Worten stürzte zürnend ein Cadetchen der Pariser Militärschule, der zu einem Regiment versetzt worden, in das Zimmer, wo wir andere Mitreisende noch der Ruhe pflegten, und schallendes Gelächter oder die ruhige Praxis empfing die ernste, zürnende Theorie. Und nun erst Damen, die noch schwerer aus den Federn zu bringen sind und gar zu gerne etwas verlieren oder liegen lassen! Sie sollten eine Schachtel weniger und dafür einen Pudel Suchverloren mit sich führen, der ihren Leichtsinn wieder gut machte in Fällen, die sich wieder gut machen lassen. Nicht selten habe ich als Reiseliebhaber, oder meinetwegen auch Reisenarr, an die orientalische Feenwelt gedacht, die einen ihrer Helden reisen läßt, und unter der Erde reist ihm ein Schatz nach, der sich erhebt, sowie er nur anklopft. Warum muß dieser Schatz in die Tausend und eine Nacht gehören? —

Ein finsterer, trockener Stübling hat von dem hohen Genuß der Reisen und von dem noch höhern Gewinn, den sie abwerfen, gar keinen Begriff. Das große Wort Erfahrung kommt von Fahren, d. h. Reisen her, und nach Chesterfield verhält sich der Weltmann zum Büchermann wie ein zugerittenes Pferd zum Esel. Hoch ist das Gefühl eines mit Nutzen gereisten Mannes; Reisen sind das beste Mittel

[1] Liebe zum Vaterlande. — [2] Ist es Zeit zur Ruhe, wenn die Post abfahren will.

zur Selbstbildung, weil sie anschaulicher lehren, als mündlicher oder schriftlicher Vortrag, und man zwischen seinen vier Wänden zwar den Menschen kennen lernen kann, aber nicht die Menschen. Wir sind in vieler Hinsicht Zwerge gegen die Alten, aber wieder Riesen, wenn wir Hanno und Arrian lesen und dann brittische Seereisen, und die Heimchen gleichen ganz den Landsleuten von Gellerts gereistem Bären, der seine Künste zeigte:

Ha! seine Kunst verdroß den ganzen Haufen;
Fort, schrieen Alle, fort mit dir!
Der Narr will klüger sein als wir.
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Reisen ist Leben und Leben Reisen; die Ideen, die sie wecken, die Gefühle und Stimmungen tönen im Innern wieder, so lange wir leben; nur durch Reisen bekommt man einen recht schnellen praktischen Menschenblick, aber nur wer hat, dem wird gegeben, sie geben die süßesten Erinnerungen im Alter, und die menschlichsten hat gerade vielleicht der Fußreisende. Tertullian spricht von einem Reisenden auf einer Kuh, von deren Milch er sich nährte. Diese Art erspart Geld und gewährt Zeit, sich umzusehen; aber gab es keinen Verdruß wegen des Grases? und welches verdammte Phlegma gehört dazu! Noch heute bedaure ich, daß meine alten Füße im umgekehrten Verhältnisse mit meiner alten Uhr stehen, die gerne vorläuft, denn Reisen sind das wahre Théâtre des Variétés;[1] man hat Aventuren, wie sie nur in Romanen vorkommen, und ist gleichsam im Naturstande und stets verliebt, daher schon Constantin so billig war gegen gewisse Vergehungen im Gasthause.

Es ist schön, die Welt gesehen zu haben, ehe man auf einem andern Sterne wieder von vornen anfängt; noch heute würde ich reisen, wenn ich es mit aller Bequemlichkeit eines Reichen thun könnte; noch begleitet mich das Gefühl Vater Homers, der gewiß nicht blind war:

Wie der Gedanke des Mannes sich beut, der mancherlei Lande
Hat durchwandelt und deß in seiner Brust sich entsinnet,
Hier bin ich gewesen, und dort — er denket an Vieles —

Schade, daß er so Vieles nicht sagen, noch weniger drucken lassen darf! Reiselust gleicht dem Faß der Danaiden, bis es zur letzten Reise, zur Himmelsreise kommt, die man leider mit geschlossenen Augen machen

[1] Theater der Mannigfaltigkeiten (ein genug bekanntes Theater in Paris).

muß. Ich tröste mich, wo ich nicht mehr reisen kann, mit den Reisen Anderer in meinem Zimmerchen. Der Gedanke: „Und wenn du nun Alles gesehen hast, so hast du es eben gesehen," tröstet mich; „was hast du gesehen?" — Menschen und Erde; sie gleichen sich ja überall mehr oder weniger!

La vie n'est qu'un voyage, Tâchons de l'embellir,	Sémons sur le passage, Les roses du plaisir ! [1]

Möchten Alle dem Worte Gottes so treulich folgen, als ich diesem Couplet, Gott sei gedankt!

Alles hat seine Zeit, Alles erinnert an die Flucht der Zeit und den Strom des Lebens, Tag und Nacht, Sonne, Mond und Sterne, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, Tage und Jahr; aber gedankenlos lassen Flotthauser alle Erinnerungen vorüberziehen und wundern sich, daß dieser gesunde, starke Mann gestorben, jene Schönheit verblüht, aus Kindern Großeltern geworden sind, und es in ihrem Geburtsörtchen ganz anders aussieht als vor vierzig Jahren — hora ruit! [2] Wer täglich nur eine Stunde verliert, verliert in fünfzig Jahren achtzehntausend zweihundertundfünfzig Stunden; der Verlust der Zeit ist der einzige Verlust, der sich nicht wieder ersetzen läßt, und ich kann den Spener'schen Theologen beinahe verzeihen, daß sie bei ihrem komischen Streit über die Mitteldinge (adiaphora), worunter sie Zeitvertreibe verstanden, zwar solche nicht gerade für sündhaft, aber doch für nicht recht anständig für einen Christen hielten; obgleich zu derselben Zeit ein sächsischer Prediger Gebete für Spielende schrieb. Die Zeit ist der Stoff, woraus das Leben gemacht ist, und in keinem Kaufladen finden wir neuen. Chi a tempo a vita! [3]

We waste, not use our time, we breath not live,
Time wasted is existence, used is life! [4]

[1] Eine Reis' ist nur das Leben, Laßt uns Schönheit ihm verleihen,	Und auf unsern Weg uns streben, Freudenrosen auszustreuen.

[2] Hineilt die Stunde. — [3] Wer Zeit hat, hat Leben.

[4] Ach, wir verschwenden, wir benützen nicht die Zeit,
Wir athmen, doch wir leben nicht. Es zeugt
Für Existenz die schlecht verbrachte Zeit,
Die wohlbenützte nur ist wirklich Leben.

III.

Die Romane.

Mit kühnen, frommen, treuen Rittern
Verdarb sich der Geschmack von unsern guten Müttern;
Mit feinem Witz, empfindungsvollen Scherzen
Verdirbt man unserer Töchter Herzen.
Kästner.

Unter allen Arten von Zeitvertreiben spielen wohl die Romane, die gedruckten und ungedruckten, die einflußreichste Rolle, sind unter allen Arten von Büchern wohl die zahlreichsten, obgleich dem innern Gehalte nach die schlechtesten, wie wir weiter unten in eigenen, mehr literarischen Kapiteln zeigen werden. Nur wenige mögen, trotz der Sündflut, mit der sie die Lesewelt überschwemmten, Meisterwerke genannt werden; die Britten behaupten noch den ersten Rang, dann möchten doch die Deutschen kommen, denen hier die Franzosen offenbar nachstehen müssen, obgleich ihre Romane noch heute die Toiletten deutscher Damen mehr zieren als deutsche; denn es sind ja Modeartikel, und ihre Sprache Sprache der höhern Welt. Am ärmsten sind wir im echten komischen Roman, von dem ich eigentlich allein zu sprechen habe.

Den größten Raum in den Katalogen der Lesekabinette nehmen die Romane ein, woran wohl der Erfinder der Leihbibliotheken nicht dachte. Franklin, der Erfinder der Wetterableiter, errichtete 1760 zu Boston die erste Leihbibliothek, und ich besorge, daß er durch letztere mehr Wetter herbeigezogen, als abgeleitet hat. Die Phantasie thut hier Alles; der Gegenstand der Romane ist meist die Liebe, und der Roman sei noch so unschuldig, so geht es der Jugend wie Mönchen und Nonnen; bei ihren Horas machten Mönchen die Bibelworte beata ubera, quae lactaverunt dominum und noch mehr das nigra sum sed formosa so viel Anfechtungen, als den Nonnen verbum caro factum est![1] Was unsere komischen Romane betrifft, so will ich etwa ein Halbdutzend ausnehmen; in den übrigen finde ich weniger Unterhaltung, als in den komischen Romanen der Kirche, genannt Legenden der Heiligen, von zelotischen Protestanten aber, statt darüber zu lachen, L ü g e n d e n getauft. Ja, Hofprediger Rauscher gab gar 1563 heraus:

[1] Selige Euter, welche den Herrn mit Milch ernährten. — Schwarz bin ich, aber schön — das Wort ward Fleisch.

Fünfhundert auserlesene, unverschämte, feiste, erstunkene und erlogene papistische Lügen, die aller Narren Lügen übertreffen!!!

Der Roman hat seinen Namen von der Sprache, worin solcher zuerst in Frankreich geschrieben wurde, von der romanischen, einem Mischmasch gallischer, fränkischer und lateinischer Wörter und Volkssprache, während die Klerisei und die Rechtspflege sich an das Latein hielten. Was man in der gemeinen Sprache schrieb, konnte nur zum Zeitvertreib geschrieben werden; nur Mährchen konnten ein rohes Volk interessiren, wie Kinder auch, Mährchen, wie sie auch im Orient in der Tausend und einen Nacht erzählt werden von der schönen Scheherasade dem Sultan, der nicht schlafen kann, bis herab zum gemeinsten Araber unter seinem Zelte und dem Neger unter seinen Palmen in kühlern Nächten, und noch heute unsern Landsleuten in den Rockenstuben am warmen Ofen. Je abenteuerlicher, schrecklicher, schauderhafter, je lächerlicher und läppischer, desto besser. Die Perser haben ihren Firdusi oder das Heldenbuch Panischa Tantra, das älteste indische Werk dieser Art, das wir aus Wilson kennen und das vielen späteren Schriften zur Grundlage diente, ja selbst unserem alten Volksroman: „die sieben weisen Meister.“ Araber, deren älteste Gedichte, bekannt unter dem Namen Moullakut (die Aufgehangenen, d. h. im Tempel zu Mecca) schon ganz den Geist unseres abenteuerlichen Ritterwesens athmen, haben aber auch philosophische Romane, wie der „Naturmensch,“ den Eichhorn 1783 verdeutschte.

Und die „Tausend und eine Nacht,“ deren Verfasser nicht bekannt sind, wie Vielen haben sie nicht Vergnügen gemacht selbst im Abendlande! Zur Kenntniß morgenländischer Sitten sind sie besser, als tausend abendländische neuere Romane, und die wiederholte Rede der Scheherasade: „meine Schwester, schläfst Du nicht, so erzähle mir, bis es tagt, die schönen Mährchen, die Du weißt,“ ist Sprüchwort geworden. Freilich könnten viele dieser Mährchen uns wieder zum Einschlafen bringen, aber gewiß nicht alle, und sie sind wenigstens nicht so riesenmäßig, als die der Rabbiner, z. B. von dem Vogel, dem einst ein Ei aus dem Neste fiel, das dreihundert Cedern niederschlug, und mit seinem Dotter sechzig Dörfer überschwemmte; indessen, wenn wir wissen, daß der Vogel zum Braten bestimmt ist für alle Juden bei Erscheinung des Messias, so ist das Mährchen ganz consequent. Die „Wunderlampe, oder die Geschichte Aladdins“ in Tausend und eine Nacht gefällt doch besser, als der weiße Riesenhahn Mahomeds, der

durch alle sieben Himmel reicht bis zum Throne Gottes, dem er den Morgen ankräht, wo dann unsere Hähne auf Erden nachkrähen; aber recht orientalisch ist, daß dies sein Krähen eigentlich eine Fürbitte ist für das Geschlecht der Hähne, als ob die Hennen nicht ebensoviel Werth hätten.

Die Abendländer, die Gallier und Franken, hatten so hohe Ideen von den Römern gefaßt, daß sie ihre durch Latein zum Patois gewordene Muttersprache gerne romanische Sprache nannten, und in dieser schrieben sie ihre Mährchen, Contes und Fabliaux, Romane und Romanzen, welche letztere Versbau kennen, während Romane der freien Prosa angehören und wenigstens das Verdienst der Kürze haben. Wir müssen es um so verzeihlicher finden, da wir Deutsche es mit der französischen Sprache ja ebenso zu halten pflegten, und endlich in der Revolution die Franzosen sich zwar Neufranken nannten, aber für Römer hielten bis 1815, wo sie etwas kleinlaut sprachen: „Wir müssen vergessen, daß wir die Welt beherrschten und Romanhelden waren."

Rohe Zeitalter kennen nur Krieg, Mord, Brand, Entführungen und Liebesabenteuer, Wunder, Gespenster und Teufelsspuk, und diese sind denn auch die Gegenstände der ersten Romane. Roman und Geschichte ist solchen Zeiten eins; ja die uralten Sagen, Geologien, Kosmologien, die über die Räthsel der Natur, Welt und Menschheit uns das Woher, Warum und Wie? erklären, was sind sie anders als Mährchen? Man wußte nichts, also dichtete man, und sind viele berühmte Hypothesen berühmter neuerer Philosophen mehr? — Die älteste Geschichte ist Roman, wie Vater Herodot gar oft, und die ältesten Romane sind Geschichte, wie Niebelungen (Ghibellinen?), Turpins Helden Carls des Großen, die Rolande, Tristan, Lancelot, Arthur und die Ritter der Tafelrunde, Cid, Amadis, Bojardo, Rinaldo, die isländischen Sagen und die romanisirten Geschichten von Cyrus, Troja und Alexander. In diesen Fabelkreisen dreht sich die ganze Poesie des Mittelalters. Nichts als Helden! daher auch Einige das Wort Roman vom griechischen ῥώμη, Stärke und Tapferkeit, wie die Stadt Rom, ableiten wollten. Der Glaube an das Wunderbare und das Vergnügen an Mährchen liegt so in der Menschennatur, daß wir sie bei den Naturvölkern Nord- und Südamerika's, in Guinea und Madagascar finden. Diese Mährchen alle haben Bedeutung, einen verborgenen Sinn; man muß sie nicht Lügen nennen, sondern Sinnbilder der Wahrheit. In den Kreuzzügen mischte sich noch orien-

talische Poesie mit ein, auch Schwänke, wie der im uralten spanischen Cid, der einem Juden bei einem Anlehen einen Kasten mit Steinen versetzt, als seinen Schatz, und da ihn nach seinem Tode der Jude am Bart zupft, fährt das Schwert Cids aus der Scheide eine ganze Spanne lang.

Im gläubigen Mittelalter galten alle jene romanisirten Geschichten für so gut, als die geprüftesten Historien mit Urkunden; sie flossen aus der Feder dummer, oft auch schlauer Mönche, berechnet auf den herrschenden Rittergeist und die heiligen Kreuzzüge (ließen sie ja selbst Carl den Großen einen Kreuzzug machen), und erregten in der That in den Köpfen unwissender Krieger eine Schwärmerei, wie die Siegwarte und Werther einst in den Köpfen verliebter Jugend. Sie wirkten offenbar auf das Romanhafte der Ritterwelt neben den Mährchen des Orients, den nordischen Sagen und dem eigenen Aberglauben des Abendlandes; den düstern Nebeln des Nordens gehören vorzugsweise die Elfen, Alraunen und Berggeister, die Zwerge, Riesen, Meerweiber und Meerdrachen an, sowie die bändereiche syrische Aramena ein Muster war. Man nannte diese Bücher Ritterbücher par excellence, libros de Caballeria; denn was sollte gemeines Volk, Bürger, die ja selbst noch vor hundert Jahren sich im Trauerspiel nicht sehen lassen durften — nur Könige und Helden durften auftreten, Prinzen, Prinzessinnen und Adel!

Alexander und Carl der Große wurden durch Mährchen berühmter, als durch ihre Siege; und der gemeine Mann kennt Hektor nicht aus Homer, sondern aus den Spielkarten, und weil die Hunde seines Herrn Hektor heißen; Tancred und Richard waren die Helden des Mittelalters, und ohne die Mährchen hätten wir keinen Bojardo, Ariosto, Tasso, keinen Oberon und Doolin. Wenn auch diese Romane halb der Geschichte und halb der Allegorie angehören, wie selbst noch unser Theuerdank und Weiskunig, so sind uns doch ihre Sittengemälde wichtig, weil sich darin der Geist der Zeit spiegelt; daher wir den Legrands und Reichardts danken wollen, daß sie uns viele dieser alten Romane durch Auszüge genießbarer machten. Die Romantik entstand in Frankreichs schönem Süden und wucherte in unserem schönen Schwaben; aber erst mit dem Erwachen der höhern Vernunft, die Fabel und Wahrheit trennt, können Romane entstehen, die eine erdichtete, aber mögliche Geschichte in nüchterner Sprache darstellen und wahre Gemälde der Handlungen und Sitten liefern, wodurch sie oft mehr Lehren als Geschichte und auch oft mehr Wahrheiten enthalten, als diese ernste Lehrerin.

Ein Witzkopf nennt Reisebeschreibungen die Romane der Philosophen, und gute Romane könnte man die Zeitvertreibe der Philosophen nennen, oder die Fabeln der Erwachsenen, wenn gleich der gelehrte Bentley seinem Sohn,[1] den er über einem Roman erwischte, sagte: „Wozu Romane, man kann sie ja nicht citiren!" denn Gelehrte sind nicht immer Philosophen. Die Fertigung eines vollkommenen guten Romans erfordert das größte Talent; Jedermann aber kann in ihnen mittelmäßig sein, und daher haben wir, die wir an guten Lustspielen und Satiren so arm sind, im Romanenfach wahre Blattlausfruchtbarkeit, und die Blattläuse verursachen offenbar Nervenschwäche. — Es ist doch besser, wenn Einem Robinson in früher Jugend in die Hände fällt, wie mir (mein Vater und mein Lehrer wußten beide nichts von Emile, wo Robinson so empfohlen wird, daß sie mir das Buch eher weggenommen hätten), wenn auch die alte deutsche Ausgabe mit zwei Kupfern in zwei Bänden so weit unter Campe's Robinson steht, als die damalige Erziehung in meinem Vaterstädtchen unter der jetzigen.

Die Theorie des Romans erwartet noch ihren Mann, und es wäre ein Verdienst, im zahllosen Romanenheer die Helden auszuzeichnen, was wir unten zu thun versuchen werden. Der Charakter des Romans beruht auf Idealisirung der Menschheit nach allen ihren Individuen und nach allen möglichen Modifikationen des Lebens, die ästhetisch darstellbar sind; seien nun die Darstellungen ernst, oder komisch und satirisch, lyrisch, episch, didaktisch und dramatisch, sentimental, moralisch bürgerlich, abenteuerlich, verliebt oder humoristisch; alle Formen sind recht, aber keine Classe macht classisch, wo das Romantische fehlt, ganz verschieden von romanhaft. Romanhaft ist phantastisch, seltsam, verschraubt; romantisch aber die idealische Mannigfaltigkeit im Zauber des Schönen. Das Ideal des Mährchens und des Romans ist der Traum, Morpheus Apollo!

Der Geschmack an Romanen beruht auf dem natürlichen Interesse jeder Geschichte, ihrer Verwicklung und Auflösung, auf den angeneh-

[1] Für Philologen wird die Lebensgeschichte von Bentley's Sohne herzbrechend sein. Er hatte in seiner Jugend die philologischen Studien so tief erschöpft, und dabei einen solchen Ekel daran bekommen, daß er als Mann ein in London aufgeführtes Schauspiel schrieb, worin er das antike Drama zum Lachen des Pöbels verhöhnte. In jenem Trauerspiel werden antike Chöre, die sogenannte verkörperte Idee, ein Heiligthum für Philologen, dem ärgsten Hohne ausgesetzt. Es erscheint ein Bote und meldet dem Chor, er stehe über einem Pulverfaß, neben welchem eine brennende Lunte liege. Der Chor ergießt sich in pathetische Klagen, daß er sich nicht retten könne, weil er als verkörperte Reflexion nicht an der Handlung Theil nehmen dürfe u. s. w. Philologen mag es zum Trost gereichen, daß die Partei der von classischer Milch genährten Engländer (der sogenannten Thyrsus-Schwinger) stark genug war, das Stück auszupfeifen.

men oder scheußlichen Bildern, die sie der Phantasie vormalen, und den sanften oder heftigen Leidenschaften, die das Herz ergreifen. Der Geschmack an Romanen beweist, daß die Scenen dieser Unterwelt das Ideal der Seele nicht füllen, und daß sie etwas suche, wodurch sie sich höher hebe, und das findet sie nur in der Welt, die sie sich selbst oder der Dichter schafft. Alles, was die geistigen und körperlichen Kräfte des Menschen in ein leichtes Spiel versetzt, ist angenehm; die Wirklichkeit und das mit Anstrengung verbundene Nachdenken ist es weniger, als der Flug der Phantasie, wo Willkür herrscht. Daher die Reize der Alterthümer und der Ruinen von Burgen und Klöstern, die uns mit Bildern der Vorzeit füllen, und der Reiz aller Romane, die wirklich romantisch sind. Selbst für gesetzte Leute sind Tausend und eine Nacht und die Feenmährchen ein wahrer Koran, d. h. Lesung oder Leserei in Krankheiten, schlaflosen Nächten, Verstimmungen und allen Zuständen, wo das Gehirn schwach ist; daher haben auch die Tales of the Genii und of the Persian Castle, Turkish Tales, Fairy Tales, Peruvian, Chinese und Oriental Tales [1] so viel Glück gemacht. Es gibt Romane, wie die Heloïse, ohne welche gefühlvolle Seelen sich auf der Welt allein glaubten; von allen abgeschieden, wähnen sie, in ihm den Freund zu haben, der sie kenne; sie wandeln an der Hand der Phantasie hinauf in die Heimath der Ideale, wie der Künstler zu Rom hinauf in den Vatican. Romane vermögen allein solchen ätherischen Seelen die Schmerzen zu lindern, die aus hohem Geiste und reizbaren Herzen entspringen, manchmal auch aus Fehlern des Charakters; Romane verwandeln Langweile in vollen Genuß; aber nur Genies schreiben solche Romane. Nur ein Rousseau darf es wagen, Liebende schon im ersten Theile glücklich zu machen und noch drei Theile folgen zu lassen. — Die meisten Romane drehen sich um Liebe, und es steht schon gut, wenn dieses à la Siegwart und Werther geschieht; wir haben weit gefährlichere Romane, und diese meinte jener Beichtvater. „Wenn ich Sie besuche," sagte er seiner Beichttochter, „so haben Sie einen Roman in der Hand und verstecken ihn, und kaum drehe ich den Hintern, so haben Sie wieder die Nase darin." Die Verleger haben bei solchen Romanen offenbar ihr Gewissen verlegt, und die Censoren, die so oft Mücken säugen, scheinen auch Kameele verschlucken zu können; diese Romane werden nicht weggelegt, bis sie in succum et sanguinem [2] vertirt sind, es müßte denn der

[1] Erzählungen von Genien, das persische Schloß, türkische Erzählungen, Feenerzählungen, peruvianische, chinesische, orientalische Erzählungen. — [2] In Saft und Blut verwandelt.

Liebhaber kommen — e questo dì non vi leggemo avanti![1] Solche Romane ergreifen das Herz, d. h. die Sinnlichkeit, nur feiner ausgedrückt und modisch; Liebende haben oft so große Schwierigkeiten zu besiegen als die Eroberer; sie brauchen Aufmunterung, Muth, Rath, Klugheit:

Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in —[2]

Die Geschichte macht uns klüger, der gute Roman soll uns besser machen; jene unterrichtet, dieser soll auch erheben, rühren, erheitern. Wären alle Leidenschaften so behandelt, wie die sauersüße Natur der Liebe, welche Entwicklungen verdankte man den Romanen! Aber meist zeigen sie eher die Welt im falschen Lichte. Romane sind Kunstwerke, die alle Begebenheiten so motiviren sollen, daß dem Leser die Motive deutlicher werden, die oft so tief versteckt liegen; aber wie ist es möglich, da die meisten Romane von weltfremder Jugend geschrieben werden? Unsere ältere Romane sind wenigstens naiv; wir sprechen vom Romantischen, und das ist den jungen Schreibern gerade recht; es erfordert bloß Phantasie, leichten Flug ins Feenland, und das allerliebste Helldunkel der Dya=na Sore[3] und Jean Pauls. Indessen führt schon das Wort Roman eher zur Lektüre, wie Sterne's Predigt über das Gewissen beweist; die las als Predigt keine Seele, im Tristram Shandy lasen sie Millionen. Ein guter Roman, ein Nationalroman, sowie ein gutes Lustspiel, lehren weit besser Charakter, Sitten und Gebräuche einer Nation kennen, als die Berichte flüchtiger Reisenden.

Der Roman gehört zur epischen Dichtungsart und liegt in der Mitte zwischen Poesie und Prosa. Er ist eine erdichtete Geschichte, die sich die Form einer wahren gibt (Unterschied vom Mährchen), um durch diese Täuschung das Interesse zu fesseln, und da sie der Prosa näher liegt als der Poesie, so fesselt sie auch mehr, denn die Mehrheit ist doch prosaisch; aber diese prosaische Täuschung macht Romane nur desto gefährlicher. Aus der Zusammenstellung des Idealischen mit dem Wirklichen entsteht ein komischer Eindruck, der dem Riesenideal

1 Und an jenem Tage lasen wir nicht weiter.

2 Unter manchem Geschick und mancher Gefahren Bedrohung
Streben wir —

3 Eine Art von Roman, von einem österreichischen Beamten (Mayern) geschrieben, zu dessen Bezeichnung das jetzige Lieblingswort einer Klasse von Leuten, gemüthlich, dienen mag. Das Buch ward früher auch außerhalb Oesterreich wohl hin und wieder gelesen.

wie ein allzu kurzer Rock angezogen wird, und diese verzerrte Gestalt macht den komischen Roman, der weniger gefährlich ist als der ernste, aber vielleicht schwerer und daher seltener. Der wahre komische Roman, der uns hier allein angeht, ist in Deutschland noch ein Phönix, trotz der lügenhaften Aushängschilde komischer oder gar humoristischer Romane; die meisten sind papierne Krüppel und gedruckte Karrikaturen, erzeugt von einem hungrigen mäßigen Schöngeist mit der Buhlerin Mode, folglich Bastarde.

Und hätten sie, die Schmierer, nur
Vom Acker Steine aufgelesen,
Indeß ein böser Geist in ihre Finger fuhr,
So wär's doch etwas noch gewesen!

Jean Paul theilt die Romane ein, wie man die Kunst eintheilt, in die italienische, deutsche und niederländische Schule (wo bleibt die nicht unwichtige französische?) und scheint der letztern fast ausschließlich den komischen Roman zuzutheilen, was mich verdrießen würde, wenn er nicht wieder die humoristischen Romane in die deutsche Schule verlegte, und alle, welche das häusliche Leben schildern. Die niedrigste Idee vom komischen Roman hat wohl Miller, wenn er in der Vorrede seines Burgheims, nächst dem Geständniß, daß er keine Anlage zum Komischen habe (ein Hauptmangel, der die drei andern Hauptmängel aufwiegt), behauptet: „Wer lachen wolle, gehe lieber in Gesellschaft, denn die Stunden der Einsamkeit seien zum Lachen zu kostbar und heilig; der Quell der Empfindungen, der unter Geschäften und in der Welt so leicht auftrockne, müsse in solchen Stunden genährt und unterhalten werden; Lachen verleite fast immer zum Leichtsinn." Seine Siegwartlichen Hochwürden müssen gar keine Begriffe vom innern stillen Seelenlachen gehabt haben.

Es ist Schade, daß die Mehrzahl der Romane bloße Halbpoesie zu sein pflegt, d. h. statt uns zu erheben oder uns das Wirkliche treu darzustellen, uns die verdorbene Welt in ihrer wirklichen Erbärmlichkeit noch zum Ueberfluß idealisiren und erbärmlicher malt als sie ist, wobei sich nur die gemeine Lesewelt ergötzen kann, was dem jugendlichen Genie, das sich zuerst durch Romanschreiben Luft zu machen sucht, gerade recht ist; und so wird dann die Leserei oder das Gegengift gegen Langweile die Kupplerin körperlicher und moralischer Unzucht. Alles das wäre nicht, wenn man den Hauptcharakter des Romans, der weder Mährchen noch Idylle, weder Novelle noch Epos ist, sondern prosaische Charakterzeichnung der Menschheit und deren Entwick-

lung durch Handlungen und Situationen, über dem Romantischen nicht aus dem Auge verloren hätte.

Bei der furchtbaren Menge der Romane, womit sich die Lesewelt in der Stille mehr unterhält, als mit dem Theater (dies kostet zwölf bis vierundzwanzig Kreuzer, ein Roman für den Tag zwei Kreuzer), wäre eine Lesebibliotheken-Polizei weit wichtiger als eine Theater-Polizei, und bei nichts das obrigkeitliche Admittatur so nothwendig, als bei dem Katalog der Bücherverleiher, die weit mehr unwissentlich, als wissentlich sündigen. Man sollte über ihn jedes halbe Jahr ein Auto da Fe halten, wie der Pfarrer und Barbier über die Büchersammlung Don Quixotes. Ob da nicht Casanova in zwölf Bänden hinausgeworfen würde? In der Ursprache möchte er immer bleiben; denn an denen, die ihn so lesen, ist nichts mehr zu verderben; die Mehrzahl unserer Romane sind, wie die viel gelesenen französischen Égaremens du coeur et de l'esprit,[1] und meist fehlt letzterer ganz.

Romane sind der Barometer des Zeitgeistes und der Kultur einer Nation, der Spiegel der Zeit, der Sitten und noch mehr der Krankheiten der Seele und charakterisiren ihre Nation. Im brittischen Roman schlägt der Humor vor, im französischen Witz und Spott, im deutschen Ernst, Gefühl und Häuslichkeit. Gewisse Gelehrte haben das Wort Roman von ῥώμη (Stärke) ableiten wollen, und in der That, Romane machen die Stärke der Bücherverzeichnisse, die Stärke vieler Buchhandlungen und auch die Stärke der Belesenheit unserer Jugend, ja selbst vieler einsam lebenden Landjunker, pensionirter Offiziers, Beamten und Landpfarrer aus, die es sogar oft der Discretion ihrer Winkelbuchhändler überlassen, was sie ihnen schicken wollen; wie die Damen höherer Welt es mit französischen Romanen zu halten pflegen, deren eine das Wort Roman von Rheims ableiten wollte, weil da das vom Himmel gefallene Oelfläschchen aufbewahrt wird, das zwar die Könige Frankreichs salbte und heiligte, aber meines Wissens keine französischen Romane, und noch weniger französische Damen.

Romane gleichen viel dem Büchlein des Engels, das der apokalyptische Hans verschlang, süß im Munde fand, aber grimmig in seinem Bauche; und doch verschlingen unsere Schönen solche Büchlein zu Dutzenden, und sie sind Bedürfnisse geworden, wie Essen, Trinken

[1] Verirrungen des Herzens und des Geistes; ein berüchtigter Roman, bezeichnend für die allgemeine Sittenlosigkeit der höheren Stände in Frankreich vor Beginn der Revolution, mit Faublas u. s. w. in eine Klasse zu stellen.

und Schlaf. Die Bessern tadeln oft selbst das Geschreibsel, aber weibliche Neugierde will doch den Ausgang des närrischen Dinges wissen; andere aber weissagen daraus, und das erste, was sie daraus lernen, ist Liebelei, die jetzt gleich nach der Confirmation beginnt. Das ist ein elender Primaner, der nicht sein Mädchen hat, seinen Roman auf der Universität fortspielt, und jede Woche Briefe schreibt und erhält; woher Zeit nehmen, Collegien zu schreiben? Geht aber nicht Alles nach dem Kopfe, so weiß man, was Werther und Mariane gethan haben. Die allgemeinste und schlimmste Folge der Romanleserei scheint mir die, daß unsere Schönen, gleich der Sophie, nichts als Lesse und Selten wollen, die ehrlichen Puffs hinwegwerfend behandeln und entweder sitzen bleiben, oder seelenfroh sein müssen, wenn sich noch ein armer Subrektor Kübbuz meldet.

Alle Modeleser gehören zur Sekte der Nominalisten; Realisten sind fast ausgestorben; der geringste Fehler ist, daß diese Romane den guten Geschmack verspießt, verkramert und verschlenkert haben; immer besser wäre noch das Versontainen, Verschillingen, Vervelden, Verpichlern rc. gewesen, wenn die Phantasie nicht solche Tugendhelden und Heldinnen geschaffen hätte, daß man oft unwillig hätte ausrufen mögen: Laßt mir das Laster kommen! Die Tugend ist der schönste Roman! — Selten wissen diese Leser ein anderes Urtheil zu fällen als: „das Buch ist gar hübsch, es hat mich göttlich unterhalten;" mancher Leserin hat sogar die Iphigenie und die Jungfrau von Orleans viel Spaß gemacht. Wenn je Titel zum Ziele führten, was müßte nicht geworden sein als Elisa erschien, oder das Weib, wie es sein sollte? Robert, oder der Mann, wie er sein sollte? Man hielt es damit, wie einige Weltdamen mit den von mir geliehenen Büchern; sie wollten mir nur glauben machen, daß sie auch Geschmack hätten an solchen Büchern, und sahen sie gar nicht an.

Das Dienstmädchen wird nach dem Lesekabinet geschickt, etwas Schönes zu holen; sie verlangt Feuer und Schwert, und der Bibliothekar weiß schon, daß Körners Leyer und Schwert gemeint ist; es fehlt nicht an Abwechslung; unsere Romanfabrikanten, die ohne Romane mit Schwefelhölzchen handeln müßten, beschämen das Sprüchwort, daß aus zehn Büchern das elfte werde; sie machen aus zehn wenigstens wieder zehn neue, sie drucken und drucken, denn die Deutschen haben ja die Buchdruckerkunst erfunden; Romane gehen ab wie warme Semmel; man kann sie lesen, ohne dabei denken zu müssen; sie sind Basedows Zuckerbuchstaben, die den Kindern das Lesenlernen

erleichtern sollten, und schöne Kinder wollen ja Alles ohnehin auf dem süßesten Wege haben; die Ostermesse kommt. —

Anser et anseruli clamant post pascha pi-pi-pi. [1] Ein französischer Buchdrucker scheint jedoch unsere Schmierer noch zu beschämen, Retif de la Bretonne; er schrieb über hundert Bände und fertigte Romane, ohne sie geschrieben zu haben, denn während er setzte, bildete sich Plan und Ausführung in seinem Kopfe. Das Glück des Conversations-Lexicons, das einzig ist, freut mich, weil ich einen Beweis darin zu finden glaube, daß die Romanenwuth sich abgekühlt hat. Die Welt will einmal in leichter Manier unterhalten sein.

Romane gehören zu den heimlichen Sünden der Jugend, namentlich der weiblichen, und die Polizei sollte keine andere Romane dulden, als in Folio, gebunden in Holz mit Schweinsleder und Messingbeschlägen; aber nun kamen schönvergoldete, bemalte und bebildete Almanache, die besten Buchhändlersartikel, denn der Verleger stellt den Schmierer um das elendeste Taglohn an, wie der Pflanzer den Neger. — Sultan Oulong liebte Zadig mehr als die Tausend und eine Nacht, nicht so die Sultanin. Mais, comment pouvez-vous, préferer des contes sans raison et qui ne signifient rien? — C'est précisement pour cela, [2] sagte die Sultanin. Wahrlich, ich bedaure die armen Dienstmädchen, was sie sich in Lesestädten ablaufen müssen; sie bringen oft das unrechte Buch, oder gar keines, weil sie den Titel nicht merken konnten, wie die, welche Majers gründlichen, jedoch kurzen Unterricht in der Kochkunst holen sollte, sie verlangte: „Den kurzen Jedoch." Es werden jährlich Millionen mehr Eicheln verzehrt, als Ananas und Artischocken; aber wer verzehrt sie? Ich muß von den drei Stützen unseres Buchhandels, den Romanen, Taschenbüchern und Journalen, die nicht bloß die Augen verderben, sondern auch die Zahl der Bücherblätterer, der Halbgelehrten, Schwätzer und Dichterlinge täglich mehren, sagen, was Kästner von Almanachen:

> Verklebt dürft' es wohl sein, manch' Almanachsgedicht,
> Mit Golde braucht es eben nicht!

[1] Gans und Gänschen schreien nach Ostern pi-pi-pi. — [2] Aber wie können Sie Erzählungen ohne Sinn, die nichts bedeuten, gerne haben? — Eben deßhalb.

IV.

Die Zeitungen und Zeitschriften oder Journale.

> Or come in dubbio omai più non si mette,
> Che le gazze non sian fra i animali
> Le prime, che stendesser le gazette,
> Bestie mendaci, garrule e venali,
> Perciò i lor discipuli e sequaci
> Furon venali, garruli e mendaci.[1]
>
> *Casti.*

Journale, d. h. Tagebücher, worunter unsere Alten vorzüglich ihre Einnahme- und Ausgabebücher, die Mann und Weib führten, verstanden haben, sind nicht mehr Mode; sondern die in allen Farben erscheinenden periodischen Blätter mit literarischem Senf angefüllt, in England mit politischem, bei uns mehr mit schöngeisterischem Senf, werden jetzt Journale genannt. Journale haben offenbar Kultur verbreitet, nützliche Kenntnisse in Umlauf gebracht, den öffentlichen Geist erweckt, aber doch mehr geschadet als genützt; denn sie verbreiteten auch oft irrige, selbst gefährliche Meinungen, ja Verleumdungen und Pasquille; sie verwandelten das ernstere Studium der Wissenschaften in leichte Journalleserei, woraus Seichtigkeit und Vielwisserei hervorgingen; ja die große Welt beschränkt sich fast allein darauf, wenn sie anders lesen mag, da sie wenig Zeit für Bücher übrig hat. Viele Tausende lesen keine Bücher mehr, von denen man aber doch sprechen will; man hält sich an Journale, die wohlfeiler kommen; Recensionen ersparen die Zeit, das Buch selbst zu lesen, und sogar das Denken, und doch spricht man, als ob man das Buch selbst studirt hätte. Diese Schwätzer, die gar nicht ahnen, wie viele Recensionen entstehen, und wie es damit gehalten wird, und wer sie fertigt, sind mir ekelhafter als die Zeitungspolitiker, genannt Kannegießer. Mögen die Zeitungen noch so viele Lügen enthalten, sie wurden doch von boshaften Menschen nie wie Journale zu persönlichen Absichten benützt, und Leute an den Pranger des Publikums gestellt, die davon selbst

[1] Wohl, da die Mähr Euch allen Zweifel nahm,
Daß von den Elstern (Gazze) unter andern Thieren
Zuerst die Gründung einer Zeitung (Gazetta) kam,
Von Thieren, die nach Lügen, Schwatzen gieren,
Und feil sind, so sind ihre Schüler auch
Feil, schwatzhaft, lügnerisch nach Elstern-Brauch.
(Aus Casti's bekannten und berüchtigten Fabeln: die sprechenden Thiere.)

nichts wußten, oder es unter ihrer Würde hielten, zu antworten, und sich in Journalen herumzubalgen.

Die Zeitungen, dieser Hauptzeitvertreib von Millionen, hatten eine harte Zeit in meiner Zeit. Der Staatsrigorismus kam auch hinter sie wie hinter Bücher, und so kam es denn, daß die Zeitungen so schlechte Waare wurden als die Bücher. Noch 1813, wo eine Zeitung von den heranrückenden Kosaken sprach: „Sie reiten auf kleinen, unansehnlichen Pferden," strich die Censur die beiden Adjectiva, und so erfuhr die Welt nur, daß die Kosaken auf Pferden reiten und nicht auf Eseln oder Stecken. Ungemein komisch läßt es, wenn man die französischen Zeitungen zusammenstellt bei Napoleons Rückkehr von Elba. Zuerst heißt es: „Das Ungeheuer (l'Ogre) ist entwischt, hat sich da und da sehen lassen, und kann unsern Truppen nicht entgehen; der Tyrann ist zu Lyon; Bonaparte nähert sich mit starken Schritten; Napoleon wird morgen in Paris sein; der Kaiser Napoleon ist zu Fontainebleau; gestern Abend hielten Seine Majestät der Kaiser ihren Einzug in die Tuilerien, Alles ist voll unbeschreiblichen Jubels." — Zur Zeit des Protektorats oder der Surrogate und des Surrogats aller Surrogate konnten wir alles Gedruckte Runkelrübenblätter nennen, und gewisse Herren Zeitungsschreiber waren wichtige Alliirte, fähig, eine ganze Nation mit Blindheit zu schlagen.

Im politischen Taumel, erzeugt von der Revolution Frankreichs, waren es meist Zeitungen, die in Hüons Horn bliesen und Alle zu Narren machten; selbst in unserem unpolitischen Vaterlande lagen Zeitungen auf Postillen, Pandekten und Rezeptenbüchern; in Kanzleien las man Zeitungen, statt zu arbeiten, Bauernschenken waren voll von Gästen, bloß um der Zeitung willen; der Arzt griff in dem Krankenzimmer eher nach der Zeitung, als nach dem Pulse des Kranken, und Prediger, wenn sie nach ihrem Concept im Kirchenrock suchten, zogen eine Zeitung heraus. Mich wundert, daß in diesen Zeiten keine Taubenposten angelegt wurden, wie St. Evremond's A- politic-would-be [1] that. Nur Gatterer ließ sich nicht irren und las am Ende des Jahres den ganzen Jahrgang erst, denn er wußte, daß das Wort Zeitung nichts mit der Zeit zu thun hat, sondern von dem alten, noch im Englischen üblichen Worte Tidings herstammt, d. h. geschehene Dinge. Wir haben jetzt politische, gelehrte, Kunst- und Handelszeitungen, Zeitungen für besondere Stände, Hof- und Feldzeitungen, Volkszeitungen, selbst Jugend- und Damenzeitungen; fehlt nur noch,

[1] Möchte-ein-Politiker-sein (ein Lustspiel).

statt des ehemaligen Reichsanzeigers, eine gute deutsche Nationalzeitung, auf die ich auf der Stelle pränumerirte. Zu diesen Zeitungen kommen nun noch Intelligenzblätter, Anzeigen, Wochenblätter rc. für das bürgerliche Leben bestimmt, obrigkeitliche Verhandlungen, Gante, Auktionen, Geburt, Hochzeit und Tod rc. bekannter zu machen, und der Nutzen dieser Blätter möchte leicht den Nutzen politischer und gelehrter Blätter überwiegen; der Hochwächter übersieht Alles, wie sich schon aus dem Titel erwarten läßt. Nennen nicht schon Aristoteles und Plato den Menschen ζῶον πολιτικὸν, politisches Thier?

Im geselligen Leben verstummen Witz und Laune, Theater- und Stadtgespräche vor politischen Debatten, und seit wir Stände haben, hält sich ohnehin Jeder für einen Mann des Staates mit oder ohne public spirit [1] des Britten, und was noch schlimmer ist, ist unzufrieden mit der Verfassung, die vorher sein Glück wo nicht machte, doch auch nicht störte. — Dies war in den ersten Zeiten der Revolution weit ärger, daher der Staatsrigorismus in die Mitte trat, und nun erfuhr man gar nichts mehr oder nur, wie es die Machthaber gerne hörten; die Zeit fraß, wie Chronos seine Kinder, die Zeitungen, und man tröstete sich mit David, der wahrscheinlich eine Zeitung in der Hand hatte, als er sagte: „Wie habt Ihr das Eitle so lieb und die Lügen so gerne!“ Diesen gottsträflichen Zeitpunkt, wo man in den Gasthäusern zuerst nach den Anschlägen an der Thüre sehen mußte, um zu wissen, was man an der table d'hôte zu sprechen habe oder nicht, verewigt die Carricatur: der Denkerclub; Alle sitzen nachdenkend um einen Tisch mit Maulkörben am Munde.

Zeitungen sind nun etwas Alltägliches, aber denken wir uns einmal lebhaft einen Perikles oder Cicero in einem unserer Kaffeehäuser, dem forum der Neuern, vor gedruckten Blättern mit den neuesten Nachrichten aus allen Staaten Europa's nicht nur, sondern selbst aus Asien, Afrika, Amerika und Australien. Im Mittelalter konnten ganze Staaten untergehen, und man erfuhr es erst nach Jahren. Es brauchte nichts Geringeres, als Erfindung des Papiers und Bücherdrucks, des Handels ins Große, Residenzen- und Staatenverbindungen, und selbst da wären Zeitungen noch keine Zeitungen gewesen, hätte nicht Louis XI. den Grund zur Post gelegt. Und wer war der göttliche Erfinder der Zeitungen, der gewiß in jedem Club sein Portrait hätte? Wir kennen ihn so wenig, als die Erfinder des Compasses und des Pulvers;

[1] Gemeingeist.

denn Zeitungen entstanden nach und nach aus den schriftlichen und dann später gedruckten sogenannten Relationen.

Schon 1536 gab es zu Venedig handschriftliche Novellen, in dem Kriege mit Soliman II.; man theilte an öffentlichen Orten die eingegangenen Nachrichten der Neugierde schriftlich mit, wofür eine kleine Scheidemünze, Gazetta, gezahlt werden mußte, und der Name der Münze ging dann auf die Blätter selbst über, wie der Name Kasperle auf die vierzig Kreuzerstücke, die man für den Eintritt ins Kasperlestheater zu zahlen pflegte. Man kennt gedruckte Gesellschaftsbulletins im Haag, sowie die Regensburger Relationen; eigentliche Zeitungen aber sind deutsche Erfindung, und die ersten Stammeltern die Frankfurter Postavisen (1612—15), worauf der Fuldaer Postreiter und Augsburger, Nürnberger und Brüßler Zeitungen folgten; auch das erste Intelligenzblatt 1722 lieferte Frankfurt; ja wir haben Spuren, daß schon 1595 in Deutschland Zeitungsblätter gewesen sind. Die Frage, worüber im englischen Parlament debattirt wurde: Sind Zeitungen Luxus oder Bedürfniß? muß jetzt in letzterem Sinne entschieden werden, da die Frage noch älter ist: „Was gibt's Neues?" und wenigstens die zweite nach der: „Wie befinden Sie sich?" — Worüber läßt sich besser plaudern? Daher ich den Namen Gazette lieber von Gazettare, plaudern, ableite, was von Gazza, die Elster, herkommt; ja mancher Zeitungsschreiber verdiente nicht minder den italienischen Namen Gazzerotto, Tölpel.

England hat die meisten Zeitungen und mag in Ansehung der Ancienneté mit Deutschland streiten. Unter Elisabeth erschien das erste Neuigkeitsblatt, als die unüberwindliche Flotte drohte (1588), das als Pamphlet anzusehen ist, wie die nachfolgenden Blätter, da die friedliche Regierung Jakobs I. wenig Stoff lieferte; aber mit dem dreißigjährigen Kriege gab es Blätter in Menge, meist Mercurii genannt, und die erste regelmäßige Zeitung in England ist der Public Intelligencer 1661. England ward erst groß durch Zeitungen, oder mit dem lebhaften Antheil an öffentlichen Angelegenheiten, wie Athen und Rom. London allein hat gegen fünfzig Zeitungen, die meisten in Folio, wo aber freilich Sachen abgehandelt werden, die man sich in Deutschland nur ins Ohr sagt; Tadel des Cabinets und Parlaments, Parodie der Gesetze und Anekdoten, die wir kaum mündlicher Tradition anvertrauen, Liebesgeschichten, Scheidungsprozesse und wahre Médisances, die das Privatleben stiller Bürger und trauter Familienkreise frech an den Pranger stellen, während John Bull die wichtig-

sten Continental News [1] vollkommen gleichgültig sind. Europa, von zwanzigjährigen Kämpfen ermüdet, fügte sich der neuen Ordnung der Dinge; nur englische Zeitungen beharrten in ihrem Starrsinn gegen Napoleon, wie der Neger auf St. Domingo.

Deutschland kann sich, wo nicht trefflicher, freimüthiger Zeitungen, doch ihrer Menge rühmen: wir werden wohl dreihundert Zeitungen und vielleicht noch einmal so viele Intelligenzblätter annehmen dürfen, und nun erst die französischen Blätter, die Viele aus reiner Eitelkeit halten, und die höhere Welt ohnehin aus alter Vorliebe für das Siècle de Louis XIV.; ja selbst englische Blätter, im Oesterreichischen auch italienische, werden gelesen. Der Korrespondent von Nürnberg ist schon ein ansehnliches Blatt, wenn auch kein englisches, die man zu Fenstervorhängen brauchen könnte; wie wollten Deutsche mit solchen Blättern fertig werden? Daher lieben sie kleine Blätter, die bloß sagen, was wirklich geschieht, nicht was geschehen oder nicht geschehen könnte und sollte, und das sind die bessern. Zu London ist ein Frühstück ohne Zeitung, was bei uns ein Kaffee ohne Semmel oder Tabak wäre; aber immer sind wir doch noch große Politiker, und Blätter, groß oder klein, sind bestimmt, abzufallen und zu verdorren. Schaden hätte es nicht gebracht, wenn Napoleons Zeitungsverfolgung einige bleibende Folgen gehabt hätte; aber so weit wollen wir doch nicht zurückgehen, daß wir mit den ältern Juristen, nachdem sie gelehrt den Unterschied zwischen Justinians Novellen und den unsrigen ins Licht gesetzt, und die Frage debattirt haben: „ob Actio stellionatus [2] gegen Zeitungsnachrichten angestellt werden könnte?“ dahin entscheiden, daß Zeitungen nicht bloß Staatsmännern (worunter sie sich natürlich rechneten), sondern auch Aerzten und Kaufleuten nützlich seien, Geistlichen aber sündlich; diese aber scheint gerade die Sünde am meisten anzufechten, so daß sie sich mit den Zeitungsschreibern stets nach dem achten Gebote prüfen sollten.

In Frankreich wird die Zahl der Zeitungen nicht geringer sein als bei uns, desto dürftiger aber ist Alles in Italien, Spanien und Portugal: in beiden letzteren Staaten gibt es nur die Madrider und Lissaboner. Der Norden scheint gleich kalt gegen Politik und kennt meist nur die Hofzeitungen, und durch die hohe Pforte geht keine, als die der auswärtigen Gesandten, man müßte denn die Zeitung von Jassy, die Potemkin drucken ließ, oder die ägyptische, rechnen wollen, die aber mit den Franzosen in Aegypten entschlafen ist. Außer Europa

[1] Neuigkeiten vom Festlande. — [2] Klage über falsche Angaben.

gibt es nur nordamerikanische, die aber keine Sonntagszeitungen sein dürfen. Franklins Bruder wollte 1748 zu Boston eine Zeitung herausgeben; aber man widerrieth es ihm, weil schon eine da sei, und eine Zeitung sei genug für Amerika; jetzt gibt es deren gegen hundert! Die Zeitung von Peking, auf Seidepapier, folglich ganz einseitig, von Ihro kaiserlichen Majestät selbst censirt, ist die älteste Zeitung, thut aber sicher den Augen weniger weh, als hundert deutsche Zeitungen, die, um dem Volke den ganzen Jahrgang für zwei bis drei Gulden zu liefern, den schlechtesten grauen Druck und das schlechteste Löschpapier nehmen; Blätter à einen Kreuzer kauft aber wohl selbst der Soldat und Taglöhner als Confect zu seinem Fusel und Lausewenzel.

Begierde nach Neuigkeiten ist Natur und macht das Glück der Zeitungen; was sollte aus ihnen werden, wenn Alle dächten wie Gatterer? Das Interesse derselben beruht mehr auf liberaler Censur und ihrer Lokalität, als auf dem Genie ihrer Schreiber; ja viele Zeitungen werden gar nicht einmal geschrieben, sondern in ein Dutzend anderer bloße Eselsohren und Röthelstriche gemacht, allenfalls numerirt und so nach der Druckerei geschickt. „Ich schreibe meine Zeitung über Tische, in einer halben Stunde," rühmte mir selbst ein beliebter Zeitungsschreiber. Können solche Schreiber verantwortlich sein? So wenig als der Schuster wegen seiner schlechten Stiefel, wenn er mit dem Leder betrogen worden ist. Man sollte daher bestimmter nicht Zeitungsschreiber sagen, sondern Zeitungsmacher.

Indessen wollte ich jedoch Jedem, namentlich in Kriegszeiten, eine gewisse Kritik und Prüfung der Gerüchte anrathen, lieber zu wenig, als zu viel, keine Parteilichkeiten und Persönlichkeiten; Zeitungssünden veranlaßten schon manche officielle Beschwerden und Prozesse; auf einen Frankfurter Zeitungsartikel gründete Custine zwei Millionen Livres Contribution, die er der Stadt ansetzte, und wenn auch ein Dumouriez den Verfasser des Journal de l'Europe, Lebrun, zum Kabinetsminister machte, so ließ doch wieder im siebenjährigen Kriege ein Preuße den Erlanger fünfundzwanzigmal mit dem Hintern zahlen gegen Quittung, und späterhin gab es gar Gefängnisse und Füsilladen. Unsere Zeitungsschreiber sind in der Regel Regierungskastraten und geplagte Postpferde, die nie Hippogryphen werden können, da sie in ihrem höchsten Fluge nie die Reinlichkeit der Schwalben vergessen dürfen und das Nest sauber halten müssen; glücklich, daß die meisten an Obstruktionen leiden und alle an der Windsucht. Die meisten

Eigner von Zeitungen sind bald so reich, daß sie für ein Lumpengeld von einem armen Kandidaten ihre Waare machen lassen, daher sie so schlecht sind, und Schlözers Ideal einer Zeitung ist noch heute Ideal; aber die Hamburger Zeitung trug dennoch, wie ich bestimmt weiß, vierundzwanzigtausend Thaler ein, und der Ristrettoschreiber hinterließ ein Kapital von wenigstens zweihunderttausend Thalern.

Die sieben Posaunenengel der Offenbarung sind Zeitungsschreiber, und Aeolus ist ihr Patron; sie leben vom Kriege, wie der Windmüller vom Winde: geht keiner, so kann er nicht mahlen, und des Einen Unglück ist des Andern Glück; muß der Windmüller die Hände in den Schooß legen, so hat der Wassermüller desto gesegnetere Zeiten, und hat der Zeitungsmacher keine Lügen, so werden die Makulaturgewölbe desto leerer, denn man liest dann desto mehr Romane und Comödien. „Sie müssen Lügen predigen," sagte Luther von den Ablaßpredigern, „man gibt ihnen sonst nicht viel." Johnson setzt Zeitungsschreiber neben die Gesandten und nennt beide privilegirte Lügner, jedoch mit einem Unterschiede, der diesen die Ehre wieder nimmt; der Gesandte ist ein Mann von Talent, abgesandt, auswärts zu lügen für das Wohl seiner Nation; der Zeitungsschreiber aber ein Mensch ohne Talent, der zu Hause bleibt, um zu lügen für seinen eigenen Beutel. Aber können die armen Leute etwas thun, wenn andere nichts thun, und ist nicht ihr Motto: Relata refero? [1]

Zeitungsschreiber leben auf den Flügeln der Zeit und von der Zeit und sind Politiker, die in den Augen des gemeinen Mannes auch dafür gelten. Wir haben sogar nachgedruckte Zeitungen, wie die Gespräche im Reiche der Todten; man hat auf Universitäten Zeitungs-Collegien eröffnet, man hat lateinische Zeitungen sogar, und der Staat hat die Stempeltaxe auf Zeitungen nicht verschmäht. Der bleibendste Nachtheil der Zeitungen scheint mir der, daß sie Geschichtsfacta nicht bloß besudeln und entstellen wie Harpyen, sondern der Geschichte wie Henker, Hals, Arme und Beine knebeln, abschneiden, ansetzen und Clio zum wahren Scortum triobolare [2] machen, die an der Straße sitzt und sich dem ersten Besten für ein Stück Brod an den Hals wirft. Die Leser bilden ihre politischen Ansichten nach diesen Orakeln und gleichen den Lesern der Tausend und eine Nacht, die solche wie Geschichte ansehen, und daran glauben, wie der Bauer an Gedrucktes. Es stand ja in der Zeitung!

[1] Ich erzähle das Erzählte. — [2] Buhlerin um drei Obolen (drei Heller).

Wohlthätig bleibt aber immer der Einfluß der Zeitungen auf geistige Kultur und angenehme Unterhaltung; sie wirken auf die öffentliche Meinung, wie der Staat sehr gut weiß; sie waren in unsern Zeiten ein Hauptmittel politischer Taktik, und gar oft die Tonne, die man dem Wallfisch zum Spielen hinwarf; aber die Revolutionsmänner in Amerika, Niederlanden und Frankreich drehten den Stiel um. Seit Napoleons Sturz haben die Schreiber viel verloren, und ihre besten Artikel sind noch die Zeitungs-Anzeigen. Geburt-, Hochzeit-, Todesanzeigen, worunter man auch Vergantung rechnen mag, nehmen die Stelle der Kriegs- und Friedensbotschaften ein, und ihre Verfasser vergessen gar oft über der Poesie dieser Anzeigen Freud und Leid, und manchmal sogar die drei Kreuzer Einsatzgebühr für die Zeile. Sie füllen jetzt die Lücken mit lieblichen Raisonnements, und dann und wann kommt denn auch ein Factum. „Heute ist hier ein österreichischer Kurier durchpassirt mit höchst wichtigen Depeschen, von deren Inhalt noch zur Zeit nichts hat transspiriren wollen.“ Dies gibt gerade den Lesern Gelegenheit, desto tiefer in die Geheimnisse der Kabinette zu dringen.

> Wird nicht der Friede bald, Gevatter, auf mein Wort,
> So dauert uns der Krieg noch viele Jahre fort!

Zeitungen machen den Zeitvertreib und die ganze Bibliothek vieler Tausende, die der Britte nicht gerade State Tinker, S t a a t s k e s s e l f l i c k e r, zu nennen brauchte; man darf ja seine Meinung sagen; und wenn auch Leute, die ihr kleines Hauswesen nicht zu ordnen vermögen, den Staat ordnen, über die Männer am Ruder absprechen, wie über ihren Pfarrer und Schulmeister, und Ostracismus üben wie die Athener, was thut's? Es zerstreut sie, und die komischen Politiker gerathen doch nebenher auf Kultur anderer verwandten Wissenschaften, wie Geschichte und Geographie, die nützlicher sind, und selbst die Lückenbüßer, Reisen und Besuche der Großen, Hoffeste, Standeserhöhungen &c. gewähren Unterhaltung, und wer wichtigere Dinge darüber vermißt, muß bedenken, daß nicht alle Zeitungsschreiber ein Zeitungscollegium hören konnten bei Schlözer. Zeitungen sind selbst Gebildeten, nach vollendetem Berufe, Erholung, veranlassen freundlichen Ideenwechsel, füllen gesellschaftliche Lücken; und erhitzen sich die Politiker über die Interessen Europens, so gibt es komische Scenen, wobei ich immer noch fand, daß der, der ganz ruhig zuhörte und am wenigsten sprach, der Gescheiteste war.

Laßt sie, die Kannengießer, immerhin die verworrenen Weltbege-

benheiten ordnen mit dem Schwaben-Merkur in der Hand; er ist besser als die Spielkarte, selbst wenn die durch Mainz marschirten provisorischen Regimenter für junge Feldapotheker, und die französischen Bons für Zuckergebackenes erklärt werden; es ist besser, höhere Politiker lächeln über sie, als wenn die Ihrigen über sie weinen müßten. Sagte nicht selbst Minister Kaunitz auf die Frage, ob es Krieg oder Friede gebe, lächelnd: „Verzeihen Sie, ich habe die heutige Zeitung noch nicht gelesen.“ Und wenn es bei der Ankunft der Post in Gasthäusern kriegerisch zugeht, so muß man bedenken, daß Wirthe und Kellner gerne einen Schuß haben, ihr Wein und Bier einen Stich, und die Gäste Hiebe bekommen. Der Ort ist darum noch nicht im Aufstand, so wenig, als das schwäbische Städtchen, wo ein Schmied alle in Verlegenheit setzte zur Zeit, wo die Cholera mehr wie Polen und Belgien, Italien und Amerika beschäftigte und vielleicht zum Frieden beitrug; er rief seiner Frau hinauf: „Kohle ra! Kohle ra!“ [1]

Die rechten Zeitungsleser glauben, daß Soldaten und Matrosen nur da seien, sich zu würgen, damit sie etwas zu lesen haben; wozu sind sie im Frieden? Und beinahe beneidenswerth sind diese Steckenreiter, wenn sie so recht behaglich bei Kaffee, Bier, Tabak &c. am Tischchen sitzen, nichts hören und nichts sehen als ihre Zeitungen, und so hitzig wie Wachteln auf einander werden über Dinge, die sie so wenig verstehen als die Wachteln, aber mit solcher Sicherheit behaupten, als ob sie die alliirten Mächte selbst wären; gerade wie Philosophen, die über das Ungewisse das Meiste wissen. Zur glücklichen Verdauung des Gelesenen mag ich Keinem in den Weg kommen, aber eine Zeitlang höre ich gerne ihr: „O wäre ich! wäre ich dieser General! dieser Minister!“ und man könnte darauf antworten: „Davor bewahre uns Gott!“ Wenn an gewissen tables d'hôte die Schüsseln nur zu schnell expedirt werden, so tritt in Kaffeehäusern der umgekehrte Fall ein; daher macht es dem Zeitungssinn der Britten alle Ehre, daß man in einem Café anschlug: „Die Herren, die erst lesen lernen, werden gebeten, sich der gestrigen Zeitungen zu bedienen.“ Kein Franzose läßt sich das après vous, Monsieur [2] vergebens in einem Café sagen; ich sagte es einem Britten im Café anglais, der das Zeitungsblatt, das ich wünschte, in der Hand hatte; er starrte mich durch seine Spectacles [3] an, las vielleicht nur länger noch, dann warf er das Blatt hin, und fort war er; John Bull lernt nichts von Franzosen.

[1] Kohlen herunter! Kohlen herunter! — [2] Nach Ihnen, mein Herr. — [3] Brille.

Wer möchte ohne Zeitungen leben? — „Keine Zeitung mehr!“ wäre ein Donnerruf, wie der des Erzengels der Offenbarung: „daß hinfüro keine Zeit mehr sein soll.“ — Ich selbst, den die politischen Dinge oft eher traurig stimmen, und den keine Todesanzeigen wieder entschädigen können, wo selbst aus dem Tode Lachen hervorgeht, wie in Regnards Legataire, möchte sie nicht entbehren, ob mir gleich eine, gleichviel welche, vollkommen genügt, da man aus der schlechtesten immer etwas Neues lernen, oder etwas Altes, Vergessenes, in Geographie und Geschichte wieder auffrischen kann. Zeitungen gehören unter die angenehmsten Wintervergnügungen; nie wird mehr Krieg geführt, nie mehr Länder vertheilt, nie schrecklicher die Welt umgekehrt, als im Winter. In der schönen Jahreszeit hat man mehr zu thun, die Streitaxt wird begraben, der Wonnemond macht milder, und ich habe voriges Jahr gesehen, daß zwei große Politiker mit den ankommenden Schwalben und Störchen wieder als Deutsche sich die Hand boten, die den Winter über sich tödtlich gehaßt hatten, der eine als Pole, der andere als Russe, tödtlicher als im siebenjährigen Kriege Oesterreicher und Preuße, die doch auch beide Deutsche waren.

Ist es ein Wunder, wenn manche Zeitungsmacher so stolz sind? stolzer als Gelehrte, denen ich überhaupt rathen will, es mit den Halbgelehrten weder in Journalen und Recensentenanstalten, noch in Zeitungen zu verderben. Sonst hatten sie es nur mit Königen, Grafen und Fürsten, Ministern und Generalen zu thun; jetzt müssen auch Volksrepräsentanten vor ihrem Tribunal erscheinen, und in Deutschland ist man noch nicht wie in England und Amerika daran gewöhnt, sich als persona publica [1] kritisiren zu lassen; man ist es schon weit mehr in Holland und Frankreich, als in unserem unterthänigen Vaterlande, und stößt daher weniger an und wird weniger angestoßen. Wie ist es auch nur möglich, daß der Zeitungsmann keinen Unrath zusammenbringe? Es freut mich zwar stets, wenn ich auf Leute stoße, die ihre Zeitung auf dem Abtritte studiren und dann weiter verwenden in usum delphini; darum möchte ich aber doch keinem Zeitungsschreiber, der auf frühere Artikel mit den Worten zu verweisen pflegt: „Siehe oben S. —“ bemerken, daß es richtiger gesprochen wäre: „Siehe unten“ — bei dem gewöhnlichen Schicksale der Zeitungen. Pfeffels Charon, der lange nicht wußte, was er aus einem gewissen Schatten machen sollte, der ihm sagte:

[1] Oeffentliche Person.

Ich habe Jahre lang die ganze Welt regiert,
Mein Machtwort hat die Todten auferweckt
Und Legionen hingestreckt;
Wo ist ein Krieg, den nicht mein Arm geführt?
Er setzte Kronen auf und machte Thronen wanken;
Mein Finger zeichnete dem Weltregierer Schranken,
Und mein geweihtes Ohr beherrschte die Gedanken;
Was Niemand sah, ja selbst, was nie geschehen,
Das Alles hat mein scharfes Aug' ersehen.

ist ein bischen zu grob, oder düsterer Laune, wenn er diesem Manne antwortet:

Ich hielt, sprach Charon, Dich für einen Eselstreiber,
Allein nun merke ich, Du warst ein Zeitungsschreiber.

V.

Ueber Bücher.

Stulta est clementia
Periturae parcere chartae,[1]
Juv.

Bücher regieren die Welt, die Dinte ist das fünfte Element und die Presse die Artillerie der Gedanken, die Bibel, der Koran, Confuze, Zoroaster, Homer, selbst Télémaque und Voltaire, wie haben sie nicht gewirkt? Wir haben sogar am Himmel eine officina typographica, oder Buchdruckerwerkstatt mitten in der Himmelsstraße zwischen Hund, Schaf und Einhorn. Schade, daß man über jenen Büchern das Buch der Natur vergaß, Gott und Tugend, und was gleich schlimm ist, daß die alten Bücher schuld sind an den vielen jungen. Mit den Büchern geht es wie mit dem Feuer: wer selbst keines hat, holt es beim Nachbar, und wenn wir welches auf dem Herde haben, so holen Andere gleichfalls; denn das Feuer gehört Allen wie das Wasser. Die Bücher sind nicht mehr zu zählen, und doch ist ein Buch ein wahres Wagestück, wie selbst Don Quixote bemerkte; denn von allen Unmöglichkeiten ist es die größte, ein Buch zu schreiben, das Allen gefällt. Durch

[1] Thörichte Milde ist es gewiß, das Papier zu schonen,
Dem der Untergang doch beschieden ist.

die Erfindung Fausts, durch den Druck, wurden erst Bücher, was sie sind, und dafür holte ihn der Teufel.

Bücher sind die seltsamste Waare der Welt. Leute drucken sie, die sie nicht verstehen, und sie seufzen unter der Presse, wie zuvor als Handschrift unter den Strichen der Censoren, die sie oft ebenso wenig begreifen; Leute verkaufen sie, die sie ebenso wenig verstehen, obgleich in unsern egoistischen anmaßenden Zeiten gar viele Herren Verleger sich für Gelehrte halten, weil sie stets mit Gelehrten und Büchern umgehen, ja ihre Pathen zu kritisiren sich herausnehmen, wie echte Gevatterinnen; und Leute binden und beschneiden, recensiren und lesen Bücher, die oft auch nichts davon verstehen; man will sogar behaupten, daß gar Viele Bücher schrieben, ohne es zu verstehen, und endlich kommen ungewaschene, alte und junge Hände, die sie zerfetzen, bis sie im Staube ruhen im Gewölbe der Herren Antiquare, die sie nach dem Gewichte kaufen, und oft um ein Zehntel des Ladenpreises. Die berühmtesten Bücher ihrer Zeit werden kaum nach hundert Jahren mehr gelesen; höchstens Bücherwürmer fahnden darnach. Die meisten werden zu Pfefferdüten und Fidibus verwendet, wo nicht gar bei weichem Papier zu etwas Schlimmerem noch, was sie in noch üblern Geruch bringt.

Die zwei Weisesten der Menschen, Sokrates und Christus, schrieben keine Zeile; Jesus schrieb zwar einmal etwas in den Sand, und wir wollten wünschen, daß recht Viele seinem Beispiele nachfolgten; aber schon sein Jünger Matthäus mußte ausrufen: Vae vobis scribae![1] Wer in unserer bücherreichen Zeit die Bücher nicht flüchtig, sondern mit Treue, Aufmerksamkeit und von Wort zu Wort liest, ist allein noch der Setzer, weil er es ex officio[2] thun muß. Es muß im Druck ein eigener Zauber liegen, der aus Doktor Fausts Zeiten zurückgeblieben ist; denn anders weiß ich mir die oft so komischen Todesanzeigen in Zeitungen nicht zu erklären, die die Anstrengung des Verfassers an der Stirne tragen und das hohe schmeichelhafte ipse fecit![3] Die Welt ist aus Nichts erschaffen; wir Alle sind aus Nichts erschaffen; die Welt und wir zerfallen wieder in Nichts; ex nihilo nihil fit;[4] wer also ganze Bände mit Nichts anfüllen kann, der muß ein Genie sein ohne Gleichen, ein Schöpfer! Schon ein Alter sagte: „Ein großes Buch ist ein großes Uebel;“ er sprach von einem, jetzt würde er ausrufen: „Die Menge der Bücher ist eine Menge von Uebeln, das Heu-

[1] Weh' euch Schreibern! — [2] Des Handwerks halber. — [3] Selbst gemacht. — [4] Aus Nichts wird Nichts.

schreckenheer der Wüste!" Der Autor, der sich zum ersten Male gedruckt sieht, hat eine größere Freude als der Knabe, wenn ihm die Mama das erste Paar Hosen anlegt oder der Papa gar mit einer Uhr kommt.

Die Bücher sind für uns Abendländer, was dem Morgenländer das Opium, oder den wiederkäuenden Thieren der dritte Magen, der Blättermagen, der bei Franzosen Psautier, der Psalter, heißt. Wir sind wahre Büchlinge und sagen von dem Manne, der viele Büchertitel kennt, oder von dem Buche, wo viele andere Bücher citirt sind: „Der Mann, das Buch hat viel Literatur." Wir haben reine Literatoren; Meusel und Eyring schrieben eine wahre deutsche gelehrte Insektologie, fürchterlicher als der Anblick eines anatomischen Saales oder weiten Schindangers mit Todtenknochen, und Morhof wollte sogar einen Catalogum librorum promissorum et imperfectorum [1] liefern! Etwas davon hat der bekannte, jährlich zweimal erscheinende, dicke Weidmann'sche Meßkatalog: „Bücher, die künftig herauskommen sollen."

Ein Buch, das der Zufall einem Jüngling in die Hände spielte, hat schon oft seinen Lebenszweck oder sein literarisches Ziel bestimmt, wie eine Geliebte oft das bürgerliche Sein, und Romane haben schon manches Mädchen ganz um ihr Ziel gebracht. Bücher wirken wie Mädchen; guckt man zu tief in sie hinein, wird man ganz duslicht; mit Maß und Ziel aber machen beide nur desto heiterere und brauchbarere Leute. Bücher verursachen einen Rausch, der nicht immer zu sich kommen läßt, wie des Petronius Rhetor, der nach seinem eigenen Hause fragen muß; Manche haben solches mit so vielen Gästen angefüllt, daß sie kaum selbst mehr Raum haben, und mit so viel fremdem Gehirne, daß das ihrige gar nicht mehr wirkt. Für manchen guten Kopf ist es Jammerschade, wenn er so ganz in die Bücherwelt hineinversinkt, wie im Mittelalter, wenn er die Kutte nahm. Mit Büchern geht es, wie mit böser und guter Gesellschaft, nur mit dem Unterschied, daß in noch vielen Staaten gerade ein recht gutes Buch verbotene Waare ist, und die Druckprivilegien für viele andere ebenso viele Zeugnisse ihrer Schlechtheit und Dummheit sind. Manches Buch ist seinem Verfasser so hart zu stehen kommen als das größte Verbrechen, und es ließ sich ein weit besseres Werkchen darüber schreiben, als Klozii de libris autoribus suis fatalibus. Lips. 1761. 8. [2] Manches herrliche Buch wird so sehr verkannt als mancher treffliche Mensch;

[1] Katalog versprochener und unvollendeter Bücher. — [2] Ueber Bücher, welche ihren Verfassern verhängnißvoll wurden.

manches schlechte macht Glück; manches wird neu aufgelegt und nachgedruckt, dem man gleich das erste Mal diese Ehre hätte versagen sollen; und manches hat den Verleger so lieb, daß es gar nicht aus dem Laden will; habent sua fata libelli![1] In dem Auktionskatalog der verwittweten Königin Mathilde von Württemberg vom Jahre 1829 stehen neben einem Heer von Romanen auch sechshundert und neunundachtzig Erbauungsschriften; wie es letztern ergangen sein mag?

Lessing äußert, daß er für seinen gesunden Verstand viel zu viel gelesen habe, und das beweist den gesunden Verstand Lessings. Andere, die nichts als lesen und immer lesen, vernachlässigen darüber die Kultur des gesunden Menschenverstandes dermaßen, daß sie auf allerlei fixe Ideen kommen und Alles so scharfsinnig damit in Verbindung zu setzen wissen, daß gemeine Leute sich nicht genug wundern können, wie so gelehrte Leute auf so närrische Ideen gerathen, die den gemeinen Menschenverstand empören. Die guten Leute wissen nicht, daß der gemeine Menschenverstand nichts weniger als gemein ist. „Wie viele Bücher!" rief Mendelssohn in der Wolfenbüttler Bibliothek, „und wie wenig wissen wir!" Und so rief auch jene Alte in einer Apotheke: „Potz Büchsen und kein Ende!" Apotheken und Bibliotheken sind auch, wo nicht a priori, doch a posteriori betrachtet, einerlei θήκη, Büchse, und beide gar häufig leer. Das Buch, das die meisten Wahrheiten enthält, ist der neueste Adreßkalender, und die leeren weißen Blätter des Buchbinders hinten und vorn am Buche oft noch das Brauchbarste. Ich gehörte einst unter die helluones librorum,[2] und noch kostet mich Zurückhaltung Selbstüberwindung; aber mehr als einmal stand ich in der Mitte großer Bibliotheken mit einem Grauen, wie auf Gräbern.

„Nur der ist weise," sagt Pindar, „der von Natur Vieles sieht, die aber bloß von Andern gelernt haben, sind reich an Geschwätz und schwätzen nichtsbedeutende Dinge wie die Raben." Seit Erfindung der Druckerei gibt es eine Menge solcher Raben und recht eigentliche literati, d. h. Buchstabenmenschen. Man liest nicht mehr in der Natur, sondern in der Schrift; der Mensch hat seinen Werth verloren; wir haben Bücher, vom Handeln mag ich gar nicht sprechen. Wie viele Bücher haben wir nicht, von Leuten gefertigt, die, wenn sie doch einmal mit nichts als Büchern hätten zu thun haben wollen, Buchbinder hätten werden sollen, um Bücher zu machen, wie die Schneider Leute machen, oder doch wenigstens Bibliothekdiener. Bücher

[1] Die Bücher haben ihre Schicksale. — [2] Bücher-Narren.

selbst sind oft nichts als Symptome eines kranken Geistes, und Jean Paul vergleicht Predigten mit dem Durchfall, Gedichte mit Fiebern, Epigramme mit Krätze, Recensionen mit Gelbsucht ꝛc. Nichts, scheint es, könnte die Schreiber besser heilen, als das Chiragra; aber sie würden diktiren.

Der Professor liest seine Hefte, der Prediger deklamirt seine Predigt, und der Greis mit allen seinen Erfahrungen, mit mehr Ideen als Worten, muß verstummen vor der Bücherweisheit unmündiger Lippen, wie der älteste Minister vor der Suada Bruder Studio's, der soeben ein Buch über die neueste Politik gelesen hat. Unsere Buchstabenmänner sehen dann wieder den Wald vor lauter Bäumen nicht, und die Magd, die glühende Kohlen ohne Gefäß herbeizuschaffen weiß, indem sie ihre Hand mit Asche belegt, beschämt ihren hochgelehrten Herrn, wie Fontenelle einst eine ganze Gesellschaft, die lange sich über eine große Glaskugel im Garten stritt, wie es möglich wäre, daß sie oben kalt und unten warm wäre, beschämte: „Ich habe die Kugel umgekehrt!"

Ein rechtlicher Autor schreibt für jede Leipziger Messe ein Buch, und viele können nicht einmal so lange warten, sondern schmieren zwischenhinein Monatsschriften und Tagblätter, obgleich die Seidenraupe nicht eher Seide gibt, als bis sie sich mit Blättern genährt hat. Horazens nonum prematur in annum [1] ist Grämelei eines Graukopfs, der zur eisernen Zeit des schweren Geistes lebte; wir aber leben in der goldenen Zeit der leicht beweglichen Feder, des wohlfeileren Papiers, als Pergament, Baumrinde und hölzerne Tafeln waren, und finden mehr Narren, die lesen, als die Alten. Der Autor ist selbst kaum neun Monden im Mutterleibe gewesen, warum soll sein Buch gar neun Jahre im Pulte liegen? Neun Jahre sind eine Ewigkeit, und wir sind weder Pythagoräer noch Trappisten — scribendo discimus. [2] Lopez de Vega schrieb tausend Comödien; hätte er an jeder neun Jahre feilen wollen, so hätte er den ewigen Juden überleben müssen. Und braucht das Genie so viele Umstände? Genies gehen ihren eigenen Gang wie Ziegen, daher nennt sie auch der Italiener capricciosi, [3] sie klettern über Höhen und Abgründe leicht hinweg, während Schafe ruhig dem Leithammel folgen; zu viel Ziegen taugen aber nichts in der Schafheerde, und die Esel gedeihen nur im Süden

[1] Es bleib' in dem Pulte bis zum neunten Jahre. — [2] Wir lernen durch Schreiben. — [3] Sonderlinge, eigentlich Sprüngemacher von capra, die Ziege.

und Oriente, wo sie sogar gesprochen haben sollen, was ich glaube, weil sie in unsern Zeiten sogar schreiben.

Dives, inops, Romae, seu sors ita jusserit, exul,
Quisquis erit vitae, scribam, color. [1]

Schreiben ist die wahre schwarze Kunst, und Manchen könnte man leicht in der Dinte ersäufen, die er verschrieben hat, ohne so nützlich gewesen zu sein, als ein alter Kanzlist, Kanzleiesel genannt. Schon das Alterthum kennt Vielschreiber; der Karthager Clitomachus, dessen Schriften Cicero gern las, schrieb über vierhundert Bücher, und Chrysippus über siebenhundert. Hätten sich diese Schriften erhalten neben den punischen, ägyptischen, persischen, syrischen, indischen 2c. und unsere Philologen sie in ihrer Manier noch bearbeitet, so hätten wir bloß gelegentlich des Clitomachus und Chrysippus wenigstens zehntausend Bücher weiter. Der Grammatiker Didymus schrieb gar viertausend Bücher, wo er gelehrte Untersuchungen anstellte über das Vaterland Homers und die Mama des Aeneas, über Anakreon, ob er mehr gesoffen als gehurt habe, und ob Sappho eine öffentliche Hure gewesen sei? et alia, sagt Seneca (Ep. 88), quae essent dediscenda, si scires. [2] Wenn die Alten geschrieben hatten, waren sie fertig; wir müssen erst noch drucken lassen, folglich mehr Hände als Köpfe im Spiele haben. Unsere Alten waren noch so ehrlich und setzten an den Rand eine Hand, wie einen Wegweiser, auf etwas Vorzügliches aufmerksam zu machen; wir lassen sie weg, weil wir Alles für vorzüglich halten. Wenn wir es nicht wie die Holländer mit dem Gewürze machen, so versperren uns zuletzt Bücher den Platz, denn so weit gehen wir schwerlich zurück, daß wir nichts mehr schreiben, wie Jesus und die sieben Weisen Griechenlands, an deren Weisheit ich deßhalb glaube.

Der bereits geschehene und der künftig zu hoffende Untergang der Bücher sollte doch wenigstens die Schreiber erinnern, daß sie weniger auf die Nachwelt zählen, und wenn sie ihrer Zeit nichts Besonderes zu sagen haben, lieber Meerrettig reiben; aber kümmert Zeit und Nachwelt den, cui bonus odor ex re qualibet? [3] Der Verlust fremder Gedanken, der die Philologen zwingen sollte, eigene zu haben, ist stets schmerzhaft, wenn man keine eigenen hat; daher ihr Jammer

[1] Bin ich reich oder arm, zu Rom, und will es das Schicksal,
Selbst verbannt, was des Lebens Verlauf auch an Lagen mir biete,
Stets will ich schreiben.

[2] Auch noch Anderes, was du wieder verlernen müßtest, wenn du es wüßtest. —
[3] Dem der Geruch von jedem Dinge gut ist.

über die verlorenen Schriften der Alten, die vielleicht darum zum größten Theil verloren sein mögen, weil man es nicht der Mühe werth hielt, sie abzuschreiben. Doch, selbst ein echter deutscher Mann, in dessen Werken eine Tiefe des Gefühls, eine Klarheit des Verstandes und eine Kraft der Sprache herrscht, die jetzt selten ist und auch für unsere Weichheit zu derb wäre, hat sich versündigt, indem er 1137 Schriften und Schriftchen schrieb — Luther. Unsere Autoren gleichen Hühnern, die fünfzig und mehr Eier legen, je mehr ihnen Mama (der Verleger) abnimmt; zuletzt müssen Windeier kommen; ein Straußenei enthält aber so viel als vierundzwanzig Hühnereier. Gevatter Buchhändler jammert, wenn die Waare nicht dutzendweise abgeht, und der Lachshändler verkauft vier Wochen lang an einem Lachs und der Heringshändler in einem Tage hundert dürre Heringe!

Unsere Vielschreiber und Schmierer, die man nie begraben, sondern auf ihren Schriften verbrennen sollte, gleichen Vaucansons Ente, welche zwar frißt und den Fraß wieder von sich gibt, aber nichts weniger als solchen in Saft und Kraft verwandelt; sie drückt bloß den im Hinterleibe vorbereiteten Auswurf illusorisch in die Welt. Hundert Dinge handeln sie nicht ab, sondern behandeln sie bloß, und daher können ihre Bücher gar wohl den Titel führen: De rebus omnibus et de quibusdam aliis;[1] sie sind auch keine Schriftsteller, sondern S c h r i f t s t e h l e r, und lassen wohl gar zum B e s t e n d e r A r m e n drucken oder M a n u s c r i p t e f ü r F r e u n d e. Geistliche und leibliche Geburten haben gar viel Aehnlichkeit; die Empfängniß ist angenehm, die Ausbildung des foetus etwas beschwerlich, und ein abortus, oder die Sünde gegen das nonum prematur in annum[2] gleich traurig, nur daß diese abortus und Mißgeburten weit häufiger in Buchläden anzutreffen sind als in den Wochenstuben. Die Taufe geschieht mit Wasser, der Verleger gibt das Pathengeld, die Druckfehler sind die Nachwehen, und die ersten Zähne die Recensenten, woran die meisten Kinder sterben, was nichts zu sagen hat.

Indessen, da in der Welt Alles relativ ist, so kann man in der That nicht geradezu sagen: dieses Buch ist gut, dieses schlecht; die Mehrzahl versteht gerade die trefflichsten Bücher nicht, und viele schlechte sind immer Spielwaare für die Langweile, halten von manchem Schlimmen ab und lullen wenigstens in sanften Schlaf. Auf der Tempelbibliothek zu Theben stand die berühmte Aufschrift: Ψυχῆς ἰατρεῖον,

[1] Von allen Dingen und noch einigen andern. — [2] Der entstehende Körper im Mutterleibe. — Frühzeitige Geburt. — Es bleibe im Pulte bis zum neunten Jahr.

Seelenapotheke — es steht damit nicht besser, als mit den Seelenapotheken der Herren Theologen — es kommt auf die Person an, die sie gebraucht. Aus dem schlechtesten Buche läßt sich von dem etwas lernen, der wenig weiß, ja selbst für den, der die Kunst zu denken versteht, die uns ja Bergk gelehrt hat, d. h. die todte Masse zu beleben, dem Gerippe Geist einzuhauchen, oder, mit Leibniz, dem Buche das zu leihen, was ihm fehlt — Gedanken. Aber Gelehrte von Ruf und Namen sollten doch nicht jedem literarischen Kindlein das Hemdchen in die Höhe heben, ihm die gelehrte Nothdurft erleichtern und Vor- und Nachreden schreiben, die zwar Beweise von Humanität sein mögen, aber das gute Publikum hintergehen; sie sollten vielmehr trachten, den Scandal wie die Katzen zu bedecken, wenn sie ihn nicht hindern können, oder dem am Durchfall leidenden Kindlein ein tu quoque, Brute![1] zurufen, wie die Jesuiten einst dummen Kapuzinern. Die sanfteste Hausfrau jagt selbst ihr Leibhündchen oder Kätzchen zur Thüre hinaus, wenn sie sieht, daß es in einer Ecke Ungebührliches verrichten will.

Gar viele Nichtschreiber begreifen nicht, wie reine Compilationen, oder wahre Potpourris, d. h. auf deutsch verfaulte Töpfe, Verleger finden. Der Verleger zahlt solchen Schmierern bloßes Trinkgeld; die Langweile und die vielen Lesekabinette und die Neugierde machen, daß von dem schlechtesten Produkt doch immer vier- bis fünfhundert Exemplare abgesetzt werden, und so haben der Herr Verleger immer noch Vortheile, wie der Jude, dem der Kaufmann schlechte Waare wohlfeil hingibt. Ein pfiffiger Verleger sorgt auch für gute Recensionen, und die Hauptsache ist ein recht auffallender oder anziehender Titel, wie bei Menschen auch. So ließ ich mir unlängst vertraute Briefe über ꝛc. kommen, weil mir der Gegenstand persönlich interessant war und fand abgeschmackte Alltagsbriefe, die vertraute hießen, weil sie an eine vertraute Freundin gerichtet sind, womit die Freundin recht zufrieden gewesen sein mag; aber das Publikum?

Indessen selbst Schmierer nützen doch als Producenten und Manufakturisten des Buchhandels dem Staate, und das schlechteste mit der Masse wieder vergessene Buch rentirt dem Verleger, Drucker, Papiermacher, Kupferstecher, Schriftgießer, Buchbinder und der Post; also Gnade auch den Potpourris! Es gibt so sonderbare Zufälle und Umstände im Leben, wo Lünigs Reden großer Herren und Schraders Theatrum praetensionum[2] wichtiger sein können, als Homer und Virgil. Kann der Zuckerbäcker und Gewürzkrämer die kleinen

[1] Auch du, Brutus! — [2] Theater der Anmaßungen.

Duodezblättchen unserer Almanache gebrauchen? Seilers Schriften, die ich gewiß nicht hätte, wenn sie mir nicht geschickt worden wären — aus Muthwillen, wie ich argwöhne — auf recht weichem Druckpapier sind mir in gewissen Momenten von Wichtigkeit brauchbarer als der seltenste, älteste und prächtigste Pergamentcodex.

Athenäus compilirte, wie Plinius, aber wie werth sind sie uns nicht! Hundert Dinge haben sie uns aufbewahrt, die mit den Schriften, woraus sie stahlen, verloren wären, und liegt nicht eine ähnliche Katastrophe im Reiche der Möglichkeit, trotz der Presse? Und wurde nicht von jeher geplündert? Die Griechen plünderten Aegypter und Indier, die Römer die Griechen, und die Neuern wieder Griechen, Römer und Ausländer nebenher. Mußte nicht selbst Wieland die berüchtigte Edictalcitation im Athenäum (1799) verschlucken, kraft deren auf Verlangen der Herren Lucian, Sterne, Fieldling, Bayle, Voltaire, Crebillon ꝛc. über seine Werke concursus creditorum [1] eröffnet, und, weil noch mehr Verdächtiges sich fand, dem Anschein nach dem Horaz, Ariosto, Cervantes und Shakspeare zustehendes Eigenthum, Jeder, der ähnliche Ansprüche habe, sich zu melden vorgeladen wurde? Schöngeisterische Bücher werden mehr gelesen als wissenschaftliche, die daher mehr für die Nachwelt geschrieben werden, folglich kann auch der Lesewelt nicht zugemuthet werden, daß sie Bücher kaufen und binden lassen soll für die Nachwelt; nicht alle Bücher sind Meidinger, dessen schlechte Grammatik einige dreißig Auflagen erlebte à sechs- bis achttausend Exemplaren, und selbst Nachdrücke; nach der Bibel kann sich kein ungeistlicher Schriftsteller richten, die über fünfzehntausend Ausgaben zählt, folglich Exemplare nach Millionen, und auch nicht nach dem frommen Kempis, der tausend sechshundert Auflagen erlebt hat. — Also plündert, plündert am hellen lichten Tage! und wenn ihr auch der Katze, die ein Pfund Butter fraß und doch nur drei Viertel Pfund wog, gleicht, immer noch besser, als wenn das Räuberhandwerk getrieben würde in Wäldern und auf Landstraßen in finsterer Nacht.

Auffallend und bedenklich aber ist es, daß sich die Zahl ausgezeichneter Schriftsteller mit der Menge der Schmierer vermindert hat. Mangel an Aufmunterung kann nicht Ursache sein, woran Deutsche nie gewöhnt worden sind. „Ich bin reich, fett, faul, daher mag ich nicht mehr schreiben," können Deutsche auch nicht mit Hume sagen; denn im Vaterlande, wo das Studium der Oekonomie blüht, rechnet

[1] Concurs der Gläubiger.

man Schriftsteller zu den Kanarienvögeln und Katzen, die desto besser singen und mausen sollen, je schlechter sie gefüttert werden, und Kalekutten gehören schon zu den vornehmen Vögeln, die fett werden wegen ihrer Dummheit, und einen solchen Bruteifer haben, daß sie sich auf alle Eier setzen und frech darauf sitzen bleiben. Diese Kalekutten scheint die Natur zu Handlungen bestimmt zu haben, deren ein guter Kopf nicht genug haben kann. Was ist nun die Ursache jener Erscheinung? Offenbar Vielwisserei und Vielschreiberei, woraus das de omnibus aliquid, in toto nihil [1] folgt. Man verschlingt das schlechte Neue und versäumt oder vergißt darüber das gute Alte; gehaltreiche ernste Werke erfordern zu viel Kopfzerbrechens, man blättert lieber in Flug- und Tagschriften und schöngeisterischem Plunder. Autor und Schriftsteller sind längst nicht mehr synonyma. Autoren sind nur die, die den Geist ihrer Zeit würdig schildern und dadurch auf Mit- und Nachwelt wirken, wenn's auch ein bischen widergehen mag. Wie viel Autoren, d. h. Urheber, könnten wir dann zählen? Ein Dutzend? Darf man mit gutem Gewissen in eine auserlesene Büchersammlung die sämmtlichen Schriften selbst hochberühmter Männer aufnehmen?

Viele schreiben, so wie man sich malen läßt, um des Andenkens willen, da das Einbalsamiren mit den Aegyptern abgekommen ist; aber sicher wird die Nachwelt von uns, die wir so viel schrieben, glauben, wir hätten nur wenig geschrieben. Bis jetzt wurden Bücher erst recht berühmt, wenn sie nachgedruckt wurden; jetzt, wo wir der Abstellung des schändlichen Diebsgewerbes entgegen sehen dürfen, besorge ich fast, daß wir noch mehr Bücher erhalten können ohne Nachdruck. Unsere Muttersprache ist nachdrücklich, deutlich kommt von deutsch; wir sollten mit den Britten, unsern Geschwisterkindern, Seeräuberdruck, Raubdruck (pirated edition) sagen. Wir suchen uns gegen Nachdruck durch landesherrliche Privilegien zu schützen: braucht denn das alte siebente Gebot Gottes landesherrliche Privilegien? Schon der schlechte Druck und das schlechte Papier machen Nachdrücke zu wahren Augenschäden, da selbst unsere bessern Abdrücke lange nicht so elegant sind als die ausländischen, und seit meine Augen schwächer werden, lese ich kein deutsches Buch mehr bei Lichte; und offenbar sind lateinische Buchstaben unendlich besser als deutsche.

Bücher sind einmal in Europa so nothwendig geworden, daß wir ganz vergessen, daß drei Viertel der Erdbewohner ohne Bücher leben,

[1] Von Allem etwas, im Ganzen nichts.

ziemlich zufrieden; selbst in Europa denken viele Gelehrte, die Achtung verdienen, in England, Spanien und Italien, gar nicht an die Presse, sondern schreiben lediglich zum Vergnügen in den Stunden der Muße, für Ausbildung ihres Geistes und Herzens. Wie ganz anders im biedern Vaterlande? Doch wird der Verdruß mit den Herren Verlegern, die ganz ihre Stellung zum Autor vergessen über ihre schmierenden Fabrikarbeiter, vielleicht solche Männer auch anders denken machen. Werke eines ganzen Lebens liegen in Spanien und Italien oft im Staube eines Familienarchives, selbst in Frankreich und England zum Theil; aber unsere Autoren rufen: „Die Narren! wofür ist der Verleger und das Publikum da? Sollen wir es machen wie Jesus, der mit den Fingern bloß auf die Erde schrieb, ohne daß wir wissen, was?" Vielleicht lehren wir gar noch die Kinder rechts und links schreiben mit beiden Händen, wie manche essen und spinnen, und vielleicht rührt daher die lebhafte Vertheidigung der linken Hand. Wo sollen unsere Nachkommen mit all' den Büchern hin? Es geht zwar viel Makulatur auf in Leipzig mittelst Versendungen der Lerchen und Borsdorfer, die ein wahres Glück sind; noch größeres Glück ist der Handel mit Gewürz, Kaffee, Thee, Zucker, Tabak ꝛc. und selbst der lange Krieg, wo viele gelehrte Patronen verschossen wurden; aber noch immer bleibt die Frage: wohin mit all der Makulatur? Ein Minister bezeugte einem Schriftsteller seine Verwunderung, daß ihm noch nie etwas von seinen Werken vorgekommen sei. Je le crois bien, Votre Excellence, je ne compose que pour les colonies.[1] Aber ach! wo sind unsere Kolonien? Und wir hätten so viele passende Leute dazu!

Viel, viel Gutes ging verloren, ehe Papier und Druckerei erfunden war, und wie viel Unwahrheit und Unsinn pflanzte sich fort durch bloße Ueberlieferungen! Bestimmt hätte es die Pfafferei nie so weit gebracht, als sie es im Mittelalter brachte, das beste avis au lecteur[2] bei unsern Debatten über Censur und Preßfreiheit! Und so wollen wir dem wohlfeilern Papier verzeihen, wenn es Schuld hat, daß mehr geschmiert wird; Pergament hätte dem Druck seine ursprüngliche Bestimmung — Erhaltung und Verbreitung echter Denkmale der Geschichte, Wissenschaft und Kunst — treuer bewahrt. Bei unserer Lesesucht, den Spekulationen von Verlegern und Scriblern, und dem wohlfeilen Löschpapier, müssen sich solche ungeheure Papiervorräthe häufen, daß sie am jüngsten Tage, wenn die Erde in Feuer und Rauch

[1] Ich glaube es wohl, Excellenz, ich schreibe nur für die Kolonien. — [2] Fingerzeig für den Leser.

aufgeht, den Brand nicht wenig erleichtern werden, wo es dann freilich um Unsterblichkeit geschehen ist. Der Aegypter Firmus unter Kaiser Aurelian, ein Leim- und Papierhändler, sagte: se alere posse exercitum papyro et glutine.[1] Wären unsere Lieferanten in dies Geheimniß eingeweiht gewesen, wie wichtig wäre die Leipziger Messe in dem langen Kriege geworden! Doch auch in Friedenszeiten, wenn Mißwachs einfällt, wäre es gut, das Geheimniß zu kennen; bloß mit Kinderschriften ließe sich schon weit kommen. Die Autorenwelt vergaß ganz Horazens Worte:

Scribendi recte sapere est et principium et fons;[2]

und machte es die gelehrte und Lesewelt wie die Oekonomen, die das Unkraut nicht unter die Früchte des Feldes zählen, sondern es ausrotten, so hätte Meusel keine fünftausend Schriftsteller aufzählen können; fünfhundert wären schon übrig genug. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, geht mit dem Lesen etymologisch um — legere bedeutet auswählen!

VI.

Fortsetzung und Schluß.

Vor drei Jahrhunderten noch war die Seltenheit der Bücher den Fortschritten der Wissenschaften nachtheilig, jetzt ist es deren Ueberzahl, die verwirrt und eigenes Denken verhindert. Inopem me copia fecit![3] Eine Sammlung von hundert Bänden, die jetzt fast jeder Schüler hat, war damals schon eine Seltenheit, und die Pariser Bibliothek, als sie Carl V. gründete, bestand aus zwanzig Bänden, jetzt vielleicht aus fünfhunderttausend. Mit den Büchern ging es gerade wie mit dem Gelde seit der Entdeckung Amerika's: sie mehrten sich, wie des Meeres Sand, nur daß sie nicht so leicht wieder umzusetzen sind als Geld, und man schrieb mehr Bücher für Kinder, als die Vorzeit für Männer; und für Damen

[1] Er könne ein Heer mit Papier und Leim ernähren. — [2] Guter Verstand ist des richtigen Schreibens Bedingung und Ursprung. — [3] Rathlos macht mich die Masse.

oder Weiber schrieb sie ohnehin nicht und sagte ihnen lieber unter vier Augen, was zu sagen war. Bei unserer Sündflut von Büchern darf man es selbst dem Buchhändler nicht übel nehmen, wenn er das Dictionnaire von Posch nicht kannte, das man verlangte, indem er gerade über einer Spekulation nicht an das Dictionnaire de poche [1] denken konnte, und wenn es so fortgeht, und der jüngste Tag noch lange ausbleibt, so verwandelt sich unsere ganze Erde in eine Bibliothek.

Vor Erfindung der Presse geschah das Geschenk eines Buches an ein Kloster wegen der Wichtigkeit vor dem Altare, und man erhielt sogar Vergebung aller Sünden dafür; man lieh die Bücher nur gegen Unterpfand aus von mehr Bedeutung als einem Thaler, den allenfalls der Bücherleiher von einem Unbekannten fordert; man legte sie sogar an Ketten, und da sie noch meist an den Ecken mit Stahl versehen waren, so rasselte es an den Lesepulten, wie in einem Ritterturnier. Beccatellus gab ein Rittergut für einen Livius; König Alphons von Neapel, der ein Buch im Wappen führte, schloß mit Cosmo Medici Friede gegen Abtretung eines Livius, und Lorenzo Medici sagte seinem Pico und Politian: „Ich wünschte, daß Ihr mir so viele Gelegenheit zum Büchereinkaufen geben möchtet, daß ich darüber mein Hausgeräthe verpfänden müßte.“ Der reiche Medici wäre was gewesen für Verleger! Der Koran spricht: „Die Dinte des Gelehrten und das Blut des Märtyrers haben vor dem Himmel gleichen Werth,“ und wir hatten Zeiten, wo Dinte und Märtyrerblut nur eins war.

In Thibet werden noch heute Bücher in den kostbarsten Schränken verwahrt und nie herausgenommen, ohne auf Teppiche und Kissen gelegt zu werden; Bücher auf bloße Erde zu legen, wäre Frevel, so schöne bunte, goldene und silberne Schriften. Wenn wir weniger Umstände mit unsern Büchern machen, mit messieurs nos livres, [2] und sie nicht behandeln, wie etwa Israel die Gesetzestafeln, so ist nichts Schuld, als daß wir weit mehr, als zwei Tafeln haben. Diese Abgötterei der Bücher ist in Thibet nützlich und war es auch im Mittelalter, und was würden die Thibeter sagen zu unserem grauen Druck und zu unserem grauen Fließpapier? Mehr Freude hätten sie vielleicht an unsern bunten Journalen, die zwar viel an der Seichtigkeit unserer Zeit Schuld haben, und, wenn sie auch von berühmten Männern angefangen waren, bald dem gemeinen Senftöpfchen glichen,

[1] Taschenwörterbuch. — [2] Unsere Herren Bücher.

worauf noch immer Dijon steht, aber doch wieder gediegene kleine Abhandlungen enthalten, woraus die Vorzeit ganze Bücher gemacht hätte, besonders die Wassermänner der vier Fakultäten. Die theuersten Bücher meiner zahlreichen Sammlung und die unnützesten, sind fünfzehn Quartanten, die mich gegen fünfzehnhundert Gulden kosteten und mir manchmal noch komische Unterhaltung gewähren — meine akademischen Hefte!

Entfernt von öffentlichen Bibliotheken, einsam den Wissenschaften lebend, habe ich nach und nach einen Papierschatz (mein einziger Schatz) zusammengebracht, den ich nicht verantworten könnte, wenn ich Frau und Kinder hätte, da nichts so theuer eingekauft und nichts so wohlfeil verkauft wird, als Bücher. In diesem letztern Umstande liegt aber gerade wieder das Vielkaufen, so daß mir schon vor meinen Vorräthen geekelt hat, was der Fall bei gewissen Freunden nicht zu sein scheint, denen ich daher gerne mit der größten Höflichkeit in meiner Bibliothek zur Seite bleibe, eingedenk des Herrn Flaccius, der sich, als Mönch verkleidet, in Klosterbibliotheken schlich, wichtige Inedita [1] aus Handschriften schnitt und kleinere Bücher in seine weiten Aermel fallen ließ; an die Stelle der Kutte trat in meiner Zeit der Schanzläufer. [2] Bei der letzten Veränderung meines Wohnortes, wo es mit dem Transport der Bücher ziemlich tumultuarisch zuging, da der neue Ort so nahe lag, verlor ich Vieles, vorzüglich Taschenbücher mit Kupfern; die Leutchen dachten wohl, daß ich bei einem solchen Reichthum von Büchern leicht einige missen könnte, und das Wort Taschenbuch brachte sie vielleicht auf den Gedanken, solche in die Tasche zu stecken.

Es ist ein komisches Ding um einen echten Bibliomanen (was feiner klingt als Büchernarr), trotz aller Kienrußsudeleien und des Löschpapiers, die dem Auslande gar sehr unsere Literatur verleiden; jede Auktion ist ihm ein Christmarkt, und jeder zugeschickte Auktionskatalog, wenn es auch nicht mehr franko geschieht, ein Weihnachtsgeschenk. Sie geben Commissionen, und mancher Commissär nimmt es nicht so genau mit seinem Gewissen und weiß, daß der Biblioman doch nicht von ihm bleibt, sonst wäre er ja kein Biblioman. In diesem Fache bin ich selbst zu Hause, habe mich nicht selten über Unredlichkeiten ärgern müssen, meinem nun heimgegangenen Freunde, einem zweiten Vicar of Wakefield, aber nie übel genommen, wenn er

[1] Noch nicht Herausgegebenes. — [2] Eine Art weiten Ueberrocks.

mir in den Kriegszeiten sagte: „Kaufen Sie statt der alten Schunken[1] Hafer und Früchte; hätten Sie so viele Maltersäcke Hafer oder Mehl gekauft, als Folianten und Quartanten, so wären sie vielleicht Millionär!"

Gelehrte sammeln alte Bücher, weil solche wohlfeil sind, die Großen aber Prachtwerke, und Viele kaufen bloß, um zu tapeziren. Prinz Eugen hatte nichts als Prachtausgaben, und zwei Buchbinder in Paris, die Alles in rothen Maroquin binden mußten und reich vergolden, daher Bonneval behauptete, er ließe Alles in Leder binden aus Spahi- und Janitscharenhäuten. Bonnier, französischer Gesandter zu Rastatt, setzte sein Exemplar immer aus mehreren Exemplaren zusammen, damit selbst das Papier ganz rein sein möchte. Wer bloß tapeziren will, kann die berühmte allgemeine deutsche Bibliothek gebrauchen, die um einen Spottpreis zu haben ist, und da sie nur in Oktav ist, so kann er zu Folianten und Quartanten, die einmal eine schöne Bibliothek von unten zieren müssen, die ganze allgemeine Welthistorie, Kirchenväter, Rechtsfälle ꝛc. um gleiche Spottpreise haben, ja noch wohlfeiler und fast um nichts, wenn er nicht gerade mit einem Krämer in Kollision kommt. Britten treiben die Bücherwuth wohl am weitesten; in einer Versteigerung zu London bot 1815 Sir J. Blandford für einen Decamerone Venet. 1471. Fol. 2260 Pfd. Sterlinge; Lord Spencer hatte 2250 geboten; er war Willens, bis auf 5000 Pfund zu gehen, denn er hatte bereits dasselbe Exemplar, aber es fehlten darin fünf Blätter.

Wir sehen so wenig große Bücher mehr als große Männer, die kleinen sind an der Tagesordnung, und das Ausland kann uns wahrlich nicht mehr wegen Folianten und Quartanten auslachen. Große Bücher sind wie Seen, man kann da die ganze Nacht fischen und nichts fangen, kleine wie Bäche, abgeschlagen, und man darf nur zugreifen. Taschenbücher sind bequemer in Hand und Tasche und erfordern wenig Geduld und Nachdenken. Wenn Voltaire seinen Kiel nur auf einem Blättchen versuchte, liest man es nicht lieber, als wenn Doktoren und Professoren commentiren und demonstriren in Folio und Quart? Und sind dicke Bücher nicht oft so leer wie Futterale? Mit Recht stehen die schweren, eisernen Schweinsleder in Folio nur unten, die kleinen, artigen, vergoldeten oben, und man braucht sich nicht erst zu bücken, um eine so liebe Duodezseele zu fassen, und fällt sie einem auch aus der Hand und auf die Hühneraugen, welcher Unterschied von einem

[1] Provinzialausdruck für alte Bücher.

Folianten! Die Wahrheit hat einen Brennpunkt, wie die Sonne, je kleiner, desto wirksamer auf die öffentliche Meinung, wie wir an dem Einfluß der Broschüren sehen, auf die eine gute Polizei mit Recht Jagd macht. Kein Buch ist so schlecht, woraus man nicht etwas lernen, oder wobei man nicht auf etwas verfallen könnte, das nicht darin steht. Ich habe mir in der Langweile großer Städte aus Leihbibliotheken eine gar nicht üble Sammlung gemacht, brauchbare Gedanken, Redensarten und Wörter aus unbrauchbaren, geistlosen Büchern, und aus den ernstesten Büchern oft die komischsten Ideen geholt. Glänzen nicht neben den vier großen Propheten auch die zwölf kleinen?

Es war ein Barbar, der die Bibliothek zu Alexandrien verbrannte, aber noch weit mehr die ersten Christen und viele Mönche späterer Zeiten, die fanatisch gegen Bücher wütheten; aber ich möchte sie deutsche Bibliotheken zusammen karren lassen, durch deren Brand sie jene Sünden vollkommen wieder gut machen könnten. Wie kommt es doch, da wir so viele Bibliotheken haben, daß Gott, der bei seinen vielen Namen auch Gott der Heerschaaren heißt, nicht auch den Titel Gott der Bücher führt, zumal er mit seinen Fingern die zehn Gebote in Stein geschrieben hat? — Gar viele Bibliotheken dürfte man aber auch Bibliotaphen nennen, da selten Jemand in diese Büchergräber kommt, und manchmal noch ein alter Drache sie bewacht. „Was haben Sie hier?“ fragte ein Reisender, um ein Gespräch anzuknüpfen. „Einen Folianten, wie Sie sehen,“ war die trockene Antwort, und der muntere Reisende erwiderte: „Ach, Sie sind gewiß der Herr Oberbibliothekar?“ und irrte nicht. Viele Aufseher sind Verschnittene, die bloß den Harem bewachen, und Bibliotheken lassen sich mit Städten vergleichen; die Straßen sind die Repositorien, die Schilde die Büchertitel, die beide oft mehr versprechen als sie halten; Prachtausgaben von Bodoni oder Didot gleichen den Palästen, gewöhnliche Ausgaben den Bürgerhäusern, Almanache sind Gartenhäuschen und die Nachdrücke Baracken.

In meinem vierundsechzigsten Jahre mußte ich leider ausziehen und fand mich reicher als ich selbst wußte; mein Bücherreichthum erforderte zwei Zweispänner, während mein übriges Eigenthum auf einigen Schubkarren hätte fortgebracht werden können. Ich entledigte mich des vierten Theils dieses Reichthums, vorzüglich aller schweren Kavallerie, und fand mich so leicht wie ein Dintenhusar. Klinger sagt: „Müßte ich meinen Bücherüberfluß abschaffen, so beschränkte ich mich auf Nathan, Musarion, Oberon, Göthe's Tasso und Iphigenie,

Schillers Don Carlos, Voß' Louise und Thümmels Reisen." Das könnte ich doch nicht. Dachte Klinger nicht an die Bibel und Homer und andere würdige Alte, wie Plutarch oder Lucian? Dachte er nicht an Ossian oder Shakspeare, an Ariosto und Tasso, an Montaigne, Montesquieu, Rousseau und Voltaire? an Hume und Kant? an Hippel und Lichtenberg? an einige treffliche Historiker und Naturforscher, und an so manche herrliche Reisen und an Romane, wie Cervantes, Fielding und Sterne? So leicht könnte ich mirs nicht machen, und verlöre ich durch eine Feuersbrunst meine Sammlung mit meinen Papieren, so würde ich schwerlich so gleichgültig bleiben können, z. B. wie Heyne, Laguna, Perlet, Millin 2c., die wirklich Feuerproben bestanden haben. Einen neuen, gleich starken Ausschuß getraue ich mir noch zu machen, wenn ich nach dem Grundsatz handle: „Was nicht werth ist, mehr als einmal gelesen zu werden, verdient gar nicht gelesen zu werden." Aber unter tausend Bänden sehe ich nicht ein, wie ich bestehen soll; dafür habe ich schon seit vielen Jahren gelehrte Zeitungen und Zeitschriften aufgegeben, halte mich lediglich an den Weidmann'schen Meßkatalog, wie in der Politik des Tages lediglich an das, was mir der Schwabenmerkur verräth, um etwas mit der Zeit fortzugehen, und an meine älteren Lieblinge, und befinde mich, wie auch mein Beutel, recht wohl dabei.

Bei unserer Büchersündflut halte ich übrigens die Herren Recensenten oder Schmeckherren, wie man im Norden die Bierversucher nennt, für ganz nöthige und nützliche Menschen, wenn gleich ein Voltaire die savoyischen Kaminfeger höher achtete, als die Frérons en masque, und Kotzebue sie für Unterthanen des Alten vom Berge, d. h. für Meuchelmörder erklärt, und seine Diatribe mit der Anekdote von Mézeray geschlossen hat. Dieser hinterließ einen Goldthaler mit der Beischrift: „Diesen Goldthaler legte ich seit zwanzig Jahren zurück, um ein Fenster auf la Grève zu miethen, wenn einmal ein Recensent aufgeknüpft wird." Sie sind die Cerberi an den Pforten des literarischen Reichs, die einem Jeden die Zähne weisen, bei manchen Büchern wüthend, bei manchen stille werden. Man will behaupten, daß man ihnen etwas in den Rachen werfen müsse, daß Verleger und Verfasser so was thäten, tiefgebeugt vor dem Richterstuhl, wo dann freilich Mancher zu einem Bibliothekchen kommen könnte, ohne es zu kaufen, so wie zu mancher Kritik, ohne das Buch zu lesen. Recensenten sollen alle bellen, d. h. warnen vor Räubern, Dieben und Bettlergesindel, aber doch nicht beißen, und wer am meisten beißt, sind gerade die, die

nicht selbst schriftstellern — c'est un terrible avantage, sagte Rivarol, que de n'avoir rien fait, mais il ne faut pas en abuser[1] — die besten aber, die schlechte Sachen selbst zu Tage gefördert haben. So ist St. Nepomuk Patron der Brücken, weil er einst von einer Brücke gestürzt wurde.

Komisch ist, wie sich manche Recensenten unter den Flügeln der Anonymität brüsten in sesquipedalibus verbis,[2] ganz vergessend, daß ihr Orakelspruch die Meinung eines Einzigen ist und nicht mehr gilt, als die des Autors. Mancher Autor kann sehr rechtliche Gründe haben, nicht genannt zu werden; haben sie auch viele anonyme canes critici?[3] Wie mancher Orakler stände wie das Kind beim —, wenn man ihn seinem Gegner, den er mißhandelte, ohne würdig zu sein, ihm die Schuhriemen zu lösen, gegenüber stellte; mancher Pythia würde der Autor mitleidig sagen: „An dir verunreinige ich mein Schwert nicht." Welcher Mann von Ehre und Selbstgefühl mag sich herumschlagen mit Recensentenjungen und ihren Kolben? denn wahrlich, die Kritik ist mit nicht gar vielen Ausnahmen in den Händen Unmündiger oder Unfähiger und so die partie honteuse[4] unserer Literatur geworden. Sonderbar, Griechen und Römer, noch heute das Labsal von Tausenden, hatten keine Recensenten.

Bacon meinte, die guten Bücher würden die schlechten schon verzehren, wie Aarons Schlange; aber die guten erliegen unter der Unzahl der schlechten. „So kauft sie nicht!" Aber sind denn alle Leser und Bücherkäufer Gelehrte? Es bliebe nichts übrig, als daß gute Schriftsteller die Dreiviertelschmierer geißelten coram publico,[5] was dem Staat nichts kostete; und wenn auch diese ehrlose, unverschämte Brut die Göttin Αἰδώς[6] kaum dem Namen nach kennt, so ist doch das Publikum gewarnt vor Schaden. Mit der Preßfreiheit geht es dem Staate wie gewissen Gutsbesitzern; sie öffneten human ihre Gärten dem Publikum und sahen sich wegen Unfugs aller Art genöthigt, sie wieder zu schließen; sie erlaubten Armen, in ihrem Walde sich Laub und dürre Zweige zu sammeln, und sie stahlen das Holz klafterweise; gerne hätte manche Obrigkeit Tanz und Musik im Wirthshause die ganze Nacht verstattet, aber es gab Räusche, Prügeleien, Mord und Todtschlag; man mußte die Stunde zehn zur Polizeistunde machen; Cerberi müssen also auch bei der Bücherwelt sein, aber sie könnten es bei hundert

[1] Es ist ein furchtbarer Vortheil, nichts geschrieben zu haben, aber man muß keinen Mißbrauch damit treiben. — [2] Hochtrabenden Worten. — [3] Kritische Hunde. — [4] Schandfleck. — [5] Vor dem Publikum. — [6] Scham.

Büchern so kurz machen als Kästner: „Dieses Buch ist auf das schlechteste Papier gedruckt; schade nur um das schöne Papier!" — Die längste Recension, die ich kenne, und die gar viele kurze an Gründlichkeit übertrifft, ist Nicolai's Recension über Zimmermanns Fragmente in zwei Bänden; der Eitle verdiente die Wäsche.

Manche unserer Journalisten machen es wie die Londoner Gauner, die sich in den Straßen prügeln, während ihre Genossen die Gaffenden ausplündern, oder gleichen jenen beiden Quacksalbern, die einverstanden übereinander raisonnirten, der Eine tadelte am Andern Alles, nur nicht seine Pillen zur Steuer der Wahrheit; der Andere that Gleiches, nur mußte er dessen Balsam loben zur Steuer der Wahrheit, und so verkauften beide Pillen und Balsam mit Vortheil. Nicht alle Gelehrte sind Schriftsteller; wo geriethen wir hin? Aber leider gibt's viele Schriftsteller, die keine Gelehrte sind, und so müssen am Ende beide Theile wie der Hofnarr zu einigen spaßhaften Hofjunkern sagen: „Meine Herren, so bringen wir einander ums Brod!" Kein Bettler ist so arm, daß er sich nicht einen Hund halten, und kein Autor so bettelhaft, daß er nicht einen Kritiker bezahlen könnte, und wo nicht er, so thut's der Büchermäkler. — Manche schreiben anonym bloß um der Herren Cerberi willen, thäten aber besser, dem Großsultan nachzuahmen, der zu Zeiten verkleidet herumschleicht, um Wahrheit zu hören, und es gibt solche Anonyme, wie denn im Ganzen sehr rechtliche Gründe dazu veranlassen können, aber dergleichen Anonymi sind rarae aves.[1]

Man kann ein herrlicher Gelehrter sein, ohne im Meusel zu stehen, und einige Seiten in seinem gelehrten Deutschland füllen und unter die Wichte gehören, die um des Magens, nicht des Kopfes oder Nutzens willen schreiben. Die Welt fragt nicht nach diesem bedeutenden Unterschied, so wenig als der Staat nach dem Fallen seiner Papiere, das auch manchen Schriftsteller verdorben hat, daher er nun doppeltes Recht zu haben glaubt, auch seinerseits wieder Papiere zu verderben.

> Écrive qui voudra, chacun à ce métier
> Peut perdre impunément de l'encre et du papier,[2]

Welches Verdienst könnten sich die Cerberi nicht erwerben, wenn sie ihr prohibeatur und anathema sit[3] aussprechen könnten, ehe das

[1] Ungenannte — seltene Vögel.

[2] Mag schreiben wer da Lust besitzt; gewiß es kann ein Jeder hier
Ganz ungestraft und schadenfrei verbrauchen Feder und Papier.

[3] Es werde unterdrückt — es werde verdammt.

Kind von der Presse gekommen oder vom Stapel gelaufen ist; das wäre der sicherste Weg, der Literatur wieder zur alten Ehre und Würde zu verhelfen, damit das, was das Meisterstück des menschlichen Geistes und das Heil des Staates sein sollte und könnte, nicht von der Welt als bloße Buchhändlerwaare angesehen würde, wie es die Büchermäkler auch allein ansehen. Wohlgesinnte und gelehrte Kunstrichter gleichen den Blutegeln, deren Biß heilsam ist, hämische aber der Natter, deren Biß tödtet. Gute Schriftsteller haben Respekt vor ihnen, wie Wieland, wenn er gleich wegen einer Recension die Bibliothek der schönen Wissenschaften nicht mehr las, ja nicht gerne sie nennen hörte, wie der am Pranger gestandene das Wort Pranger. Jeder Autor liebt sein Kindlein und wird empfindlich, zumal wenn reine Neidhämmel, die nicht einmal competente Richter sein können, solchem lieber nach den pudenda sehen, nicht wissend, sollen sie solches säubern oder geißeln, statt sich über dessen lachende Physiognomie zu freuen. Ueber jedes Recensenten Schreibtische, gleichviel ob er drucken läßt oder bloß seine Weisheit in Gesellschaft mündlich auskramt, sollten Pope's Verse stehen:

Authors are partial to their wit, 't is true,
But are not critics to their judgment too? [1]

Wir haben literarische Handwerker, die mehr Muth haben als das größte Genie, die Messe jedes Jahr zweimal beziehen mit ihrer Waare, jedes Jahr zweimal sich kritisch durchprügeln lassen und das dritte Mal doch wieder kommen, unempfindlich wie Stockfische oder wie das Aderlaßmännlein im Kalender voller Wunden und doch ruhig. Genies bekümmern sich ohnehin wenig um Recensenten und denken wohl gar: „Sumset nur, ihr Fliegen, um das Licht, am Ende verbrennt ihr die Flügel und purzelt in die Flammen!“ auch wirkt der bloße Stil des Genies oft mehr auf manche Leser als die Gedanken. Gedanken sind Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde, und zu gar vielen Stilisten könnte man sagen, was Rivarol dem Autor sagte, der seine façon de penser auskramen wollte: Épargnez-moi la façon, dites tout uniment votre pensée. — „Que pensez-vous de mon livre?“ — Je fais comme vous, Monsieur, je ne pense pas. [2]

So lange der Krieg dauerte, brauchte man viele Lumpen zu Charpie und viel Makulatur zu Patronen, und Viele führten sogar

[1] Parteilichkeit für eignen Witz ist jeglichen Verfassers Brauch;
Doch sieht man sie bei Kritikern nicht für das eigne Urtheil auch?

[2] Art zu denken. — Ersparen Sie mir die Art, sagen Sie mir nur Ihren Gedanken. — „Was denken Sie von meinem Buch?“ — Ich mache es wie Sie, ich denke nicht.

Säbel und Flinten, die sonst die Feder führten, und nun im Frieden? Die Schmeckherren werden wenig geachtet, und in der That scheinen auch die reifen, gewissenhaften Recensenten der guten alten Zeiten ausgestorben und junge Leute an die Stelle getreten, die Einhauen für Recensiren halten, wie schwarze Husaren mit der leichten Feder einhauen, wie Weiber mit der Zunge, ohne Pardon, und dabei verliert das Publikum jährlich zweimal; schlechte Zimmerleute machen gerne die meisten Späne, und Dinge, die in zu großer Menge vorhanden sind, werden auch immer schlechter. Was der Wetterschlag für Feldfrüchte, das ist die Confiskation für Geistesfrüchte, beide machen Theuerung und die Früchte sind nur um so gesuchter. Wie? wenn der Staat zur Abstellung des Bücherunwesens oder verderblichen Geisteslurus den Autoren, die in der Regel genügsam sind, Besoldungen oder Einkünfte anweisen wollte? Ich wette, die Meßkataloge würden immer dünner ausfallen, die Herren aber dicker werden und die Verleger bescheidener. Es ist noch lange nicht das härteste Loos der Schriftsteller, daß sie Druck und Nachdruck erfahren, gepreßt, aufgelegt und gegeißelt werden, ja sich eine Ehre daraus machen müssen, wenn sie recht angeführt werden. Hunger, Hunger thut weher, denn Alles! Das Brod des Staates ist doch besser als das Brod des Verlegers, gibt ja der Staat auch Müßiggängern und Verbrechern Brod in Arbeits- und Zuchthäusern.

Mehr als lächerlich ist, daß man in Deutschland gewohnt ist, den Buchhandel als den ersten Beförderer der Geisteskultur anzusehen, ja deßhalb mancher Herr Verleger oder Büchermäkler sich über den Gelehrten stellt. Ein lebhafter Büchervertrieb, wie bei uns, zeigt eigentlich bloß an, daß viel gelesen werde, und Vielleserei rührt mehr von Zeitvertreibssucht her, als von wahrem Geistesbedürfniß, und die Folge davon ist, daß die Quantität der Bücher die Qualität ersetzen muß; nur recht wohlfeil, und hat ein Jude bei unnützer schlechter Waare den Liebhaber je gefragt: „Mai, was wollen's damit?"

Wann wird die Zeit vom Himmel herabsteigen, daß auch die Leser zu sich nachdenkend sagen: Der Bücher werden immer mehr, und doch ist das Beste längst gesagt; wie, wenn wir endlich, statt bloß zu lesen, anfangen wollten, zu leben, das Gelesene zu üben und Menschen zu sein, statt Bücher und Büchlinge? Tröstlich ist es schon für den Menschenfreund, daß dennoch, wenn auch Neugier oder Nachsicht schlechte Werke gut aufgenommen haben, doch hinterdrein stets der beste Recensent, die Zeit, auftritt, und nur die guten Werke ge-

sucht werden. Das beweist doch noch Geschmack. Und eine kleine Büchersammlung mit Auswahl? Ha! neben der thätigen Welt gibt es eine Ideenwelt, die gar oft vom bloßen mechanischen Geschäftsmann oder gemeinen Handwerker mit Titel und Besoldung durchaus verkannt ist, aber so wie nur der ein Mann von Charakter ist, der Kopf und Herz zugleich gebildet hat, und nur der ein vollkommener Mensch wird, der Gesellschaft und Einsamkeit miteinander zu verbinden weiß, so ist es auch nur der, der Geschäfte und Bücher gehörig zu verbinden versteht, über jenen diese nicht verachtet, und über diesen nicht unbrauchbar wird für Welt und Geschäfte. Bücher verhüten wenigstens Langweile und noch schlimmere Dinge; ja Schillers dreißigjähriger Krieg, den Dombrowsky in seiner Seitentasche hatte, rettete ihm das Leben an der Trebia: die Kugel, die sein Herz durchbohren sollte, durchbohrte bloß den todten Schiller.

Ein rechter Bücherwurm von guter Konstitution, wenn er frühzeitig, vom zehnten bis siebenzigsten Jahr, von fünf Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends an Büchern genagt hat, und ein rechter Literator, der im Buchstaben- und Namenfeuer lag, wie ein Nürnberger Rothschmied in seiner Esse Tag und Nacht, kann Alles wissen, was zu wissen möglich ist; aber ich weiche aus! — Biedern, vollen Handschlag hingegen dem Manne, der sich aus den Stürmen der Welt in die Stille seiner Bücherei flüchten, sich hier trösten und stärken kann für neue Kämpfe, oder — gelingt es wieder nicht — seine Heiterkeit darum nicht verliert, Geist und Herz zu veredeln sucht unter seinen Todten und Mißgeschick und Verkanntsein darüber rein vergißt. In der Einsamkeit nur, und was ebensoviel ist, wenn man nichts als Meer unter sich, und nichts als Himmel über sich hat, dann erst lernt man ganz den Erfinder der Bücher preisen. Eine ausgewählte Büchersammlung ist und bleibt der Brautschatz des Geistes und Gemüthes. Bücher sind immer noch die wohlfeilsten Lehr- und Freudenmeister, und der wahre Paraklet hienieden für Millionen besserer Menschen. Je älter man wird, desto lieber geht man mit den Todten um, zu denen man ja ohnehin bald versammelt wird, statt mit Menschen; sie sind und bleiben die besten Freunde der Einsamkeit, die besten Tröster und die besten Beschützer gegen Gleichgültigkeit des Lebens und Verachtung seines Geschlechtes. Wir haben ein Buch, das unverdient großen Ruf erhalten hat — Knigge, über den Umgang mit Menschen; wer gibt uns ein klassisches Buch über einen gleich wichtigen Gegenstand — über den Umgang mit Büchern? Wir kennen die berühmte Bibliothek zu

Alexandrien nur dem Namen nach, wohl aber ihre Inschrift; es wäre die bitterste Satire, diese Inschrift auf unsere Lesekabinette zu setzen:

ψυχῆς ἰατρεῖον — Heilanstalt der Seele!

VII.

Die Künste. Das Theater.

Was Blumen unsern Gärten sind,
Sind Künste unserm Leben.

Der edelste und nützlichste Zeitvertreib ist die Kunst, und das Theater steht oben an, denn hier ist mit Poesie und Beredsamkeit noch Ton- und Malerkunst im Verein; sie, die edle Erfindung der Schaubühne, soll nicht bloß unterhalten und belustigen, sondern auf Geist und Herz wirken; sie lehrt Menschenkenntniß, warnt vor Laster und predigt Tugend anschaulicher, als es von der Kanzel geschehen kann. Wer sich aber recht satt lachen will, muß nicht in das Theater gehen; er findet weit mehr zu lachen in der Welt. Das Schöne ist bekanntlich verschiedenartig; der Eine findet das schön, der Andere jenes doch noch schöner, und in Deutschland scheint mir mit dem Worte wahrer Unfug getrieben zu werden; in den meisten Fällen wäre hübsch genug. Unendlich lächerlicher noch aber ist, wenn bei Zeitvertreiben aller Art die Frömmler gen Himmel blicken und seufzen: „Ach, man könnte etwas Besseres thun — man könnte beten.“

Wer Künste liebt und übt, hat wie der, der Wissenschaften pflegt, einen Sinn weiter als Andere, die sie weder kennen noch lieben. Liebt man Kunst, so sieht man die Blumen der Gärten, übt man sie, so hat man die Blumen im Zimmer. Der Liebhaber des Schönen steht in der Mitte zwischen dem bloß sinnlichen Menschen und dem abstrakten Gelehrten, der lauter Verstand sein will; jener kann sich nicht zum Gefühl des Schönen erheben, und dieser hält es unter seiner Würde und seinem Ernst, wenigstens das Lächerliche. Zu jenen materiellen Menschen gehören gar viele stolze Geschäftsmänner, und zu diesen gar viele Philosophen, daher sie auch so erbärmlich über das Schöne und

über die Kunst raisonnirt haben, während der hohe Sinn der Alten und Plato's das Schöne zum Guten gesellt. Kunst ist Genie — hinc illae lacrymae [1] — und gleichviel, ob das Vehikel der Darstellung Worte oder Linien, Farben oder Töne sind, oder gar Steinmassen. Aber Zeitvertreib soll nur Erholung von Arbeit sein; Künste nur das, was Blumen im Gemüß- und Obstgarten.

Kunst kommt von Können und Kennen. Wer kennt, ohne zu können, ist ein Theoretiker, wer kann, ohne zu kennen, ein Praktiker, der sich nur wenig über den Handwerker erhebt. Der wahre Künstler und Sohn des Genius verbindet Können und Kennen, und in ihm wohnt das Ideal oder die höchste Idee. Apollo, Zeus, Aphrodite, Antonius, Laokoon ꝛc., diese Göttergestalten, vor denen ich wichtige Leute habe vorüberwandeln sehen, wie der Bauer kaum vor einer Bibliothek vorübereilt, wo er wenigstens stehen bleibt und ruft: „Gott, wie viele Bücher!" — haben einen Zauber, der das Gefühl mächtig ergreift; die Marmorbilder wachsen im Auge der Phantasie, wie die Gemälde Raphaels, Angelo's, da Vinci's und Mengs'. Dichter, Musiker, Maler und Bildner müssen mehr Gedanken und Gefühle erwecken, als sie auszudrücken vermögen. — Das ist das Unermeßliche, das Ueberschwengliche der Kunst, wornach sie strebt, welches aber nur das Kunstgenie fühlt und ganz begreift. Daher die hölzerne und lahme Kalligone der Kante und Kantlinge, so kalt wie der Stein, oder das Gold und Elfenbein, woraus aber ein Phidias seinen Jupiter Olympios bildet. Sie gleicht dem Todtengräber, der allenfalls die Erderhöhung dem Ideale näher zu bringen sucht, welches ihm seine Todtengräber-Phantasie von einem Grabhügel vorhält, daher er noch schaufelt und plattet und ründet, wenn die Hauptsache längst geschehen ist. Der echte Künstler kann etwas, was Tausende nicht können; daher sagen wir von Dingen, die Jeder kann: „Das ist keine Kunst!"

Mutter Natur ist eine Tausendkünstlerin, die der Künstler allerdings vor Augen haben muß; aber darum ist Kunst nichts weniger als bloße Nachahmung, wie Batteux, der so lange den Ton angab, und Andere nach ihm behauptet haben. Der Künstler faßt ihre Einzelheiten wie Sonnenstrahlen in einem Bilde auf, in seinem Ideal, und hiezu gehört Phantasie, Begeisterung, Genie, nicht die bloßen Aesthetiken eines Aristoteles und Horaz, eines Vida oder gar Boileau's und Batteux ꝛc., die so lange Mode waren und den Taktikern gleichen, die über Taktik schrieben, aber nicht im Stande waren, ein Regiment

[1] Daher jenes Geflenne (der genielosen Raisonnirer über das Schöne).

rechts oder links um machen zu lassen. Leider aber huldigt das Kunstgenie in der Regel allein seiner Kunst, und so geht es Vielen, wie den alten Gelehrten, Theologen, Juristen, Philologen, die sich ausschließlich ihrem Fache widmeten: sie werden unerträglich. Die Kunst huldigt allein der Phantasie; daher ihre grobe Unwissenheit in allen andern ernsten Dingen, die nicht zu den Sinnen sprechen, Hochmuth und Eitelkeit und die ganz eigenen Künstlerlaunen. Genie! Genie! und das Genie wird lächerlich. In der Kunst verdankt das alte Europa fast Alles den Griechen und das neue den Italienern, wofür wir ihnen gerne ihre Politik erlassen hätten und die Päpste als Zugabe.

Der Zauber der Kunst erhebt schon allein den Menschen über das Thier, das nur Sinnengenuß kennt. So nahe auch Künste damit zusammenhängen, sind doch hier die Sinne veredelt. Die göttliche Tonkunst erhebt uns über alles Irdische, und die Gemälde großer Meister versetzen in Extasen wie eine Geliebte; unter den Antiken wandelt man bei Fackelschein im Olymp selbst, wie unsere Winkelmann und Reifenstein zu Rom, und lebt von ihnen und mit ihnen, wie nach der Dichtung der Alten die Grille im Himmelsthau. Diese erhabenen Gefühle beseelten mich auch 1806 zu Paris im Musée Napoléon, wo Alles beisammen war, was man jetzt an fünfzig verschiedenen Orten aufsuchen muß; aber Kunstjüngerlein schwätzen bloß und affektiren Gefühle, die nur Aug und Ohr zu geben vermögen, nicht Kunstworte, womit sie gerne imponiren und an jenen ästhetischen Juden erinnern, der einen Klavierspieler recht loben wollte: „Bei Gott, der Mann phantasirt vom Blatte hinweg!“ Unsere Zeiten gehen hoch; selbst bloße Handwerker nennen sich Künstler und halten sich auch wohl für Künstler. Es ist in der That komisch, daß die Künstler sich einbilden, daß sie Alles können, hoch herab auf Leute sehen, die zwar weniger Lärmen machen, aber solider und nützlicher sind; der Mensch kann nicht ohne Brod leben, wohl aber ohne Kunst. Unter allen Künstlern gehen nach den Schauspielern gerne die Musiker am weitesten, die so viel mit Saiten umgehen; daher sie andere Saiten aufspannen, gewisse Saiten gar nicht berühren, gelindere oder neue Saiten aufziehen, am wenigsten aber die Saiten zu hoch spannen sollten, damit sie nicht springen. Die Kunst darf nie vergessen, daß Natur stets hoch über ihr steht. Man hat die Bildhauerkunst gefrorene Musik genannt; mit mehr Recht könnte man Naturschilderungen durch Pinsel oder Feder gefrorene Malerei nennen. Es war ein ächter Jünger der Kunst, den ich im Musée Napoléon, eine Büste vor sich,

solche nachahmen sah und mechanisch fragte: „Wen stellt sie vor?“ Pardi, sagte er entrüstet, c'est une tête à caractère! [1]

Wir gehen nun zuerst zum Theater über, dem einflußreichsten und allgemeinsten Zeitvertreib unserer Zeiten, der dem Staate beinahe so viel sein muß als die Religion; daher behauptet das Schauspiel unter allen Dichtungsarten den ersten Rang, und wir werden weiter unten dem Lustspiel und der Oper mehrere Kapitel weihen, wie es der Gegenstand verdient. Wenn die Religion weiter reicht als die Gesetze, so reichen die lebendigen Gemälde der Bühne, die Gemälde der Tugenden und Laster, des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, des Elendes und der Folgen unserer Leidenschaften noch viel weiter, und die Eindrücke sind weit tiefer als die, welche Predigten und Kirchenceremonien zu hinterlassen pflegen. Il faut des spectacles dans les grandes villes, sagt Jean Jacques, et des romans aux peuples corrompus. [2]

Das ganze Reich der Phantasie und die Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart gehorcht dem Dichter; die Anschaulichkeit und die Moral in Handlung muß dauernder wirken, als die bloßen Worte und der Buchstabe des Gesetzes und Evangeliums. Wir befinden uns wieder in den ältesten Zeiten, wo Schauspiele gottesdienstliche Handlungen waren, wie die Mysterien des Osiris und der Isis in Aegypten, die Mysterien der Ceres und Proserpina zu Eleusis und die des Bacchus zu Athen und Rom. Da zu Rom die Pest wüthete, ließ man aus Hetrurien Schauspieler kommen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, und daher betrachten auch die heiligen Väter der Kirche die Schauspiele als Götzendienst oder wenigstens als heidnische Mysterien. Die ersten Theater waren die Tempel, die ersten Komödianten Priester, und Seine Magnificenz zu Hamburg M. Götze konnten noch in neuer Zeit so fanatisch eifern gegen das Theater?

Schon in Indien finden wir dramatische Spiele; wer kennt nicht Sakontala? und so auch in Sina, Peru und Mexiko; unsere Weltumsegler fanden sie selbst auf den Südseeinseln der Wilden. Städter können ohne Theater gar nicht leben. „Was wird heute gespielt?“ wird öfter gefragt, als: Comment va-t-il? und lächelnd erinnere ich mich meiner eigenen jugendlichen Leidenschaft, und wie viele vierundzwanzig Kreuzer ich ins Parterre trug, statt an den Abendtisch; mit den Jahren nahm sie ab, während das Entréegeld stieg, und starb

[1] Mein Gott, das ist ja ein Charakterkopf! — [2] Die großen Städte bedürfen der Schauspiele und die verdorbenen Völker der Romane.

endlich auf einem Dorfe, wie die Liebe im heiligen Ehestande. Plutarch leitet das Wort Theater von θεός [1] ab; am meisten Recht hat aber wohl Petronius: Mundus universus exercet histrioniam. [2]

Die Bühne wirkt durch Schrecken und Rührung, durch Satire, Scherz und Lachen; der Spott der Bühne verwundet den Stolz weit empfindlicher als die Gewissensfolter; Gesetz und Religion schützen vor Verbrechen und Lastern, aber nie vor Lächerlichkeiten, welche die Bühne zeigt, ohne den schuldigen Theil kennen zu wollen, folglich schonender, als wenn ihm der Busenfreund den Hohlspiegel vorzuhalten wagt in seiner Blöße. Die Bühne, vorzüglich aber die komische, war in allen Zeiten der Spiegel, der die Sitten getreu und wahr zurückwarf, und daher auch dem Philosophen und Geschichtschreiber von höchster Wichtigkeit. Wie wenig wüßten wir ohne Aristophanes, Plautus und Terentius von den Sitten, Gewohnheiten und Thorheiten der Griechen und Römer? Die komische Bühne ist von größerer Ausdehnung als die tragische; denn es gibt, Gott sei Dank, doch weniger Bösewichter als Thoren, und weniger Helden als bürgerliche, nützliche Menschen von Auszeichnung; Thoren sehen ihre Larve lachend im Spiegel des Momus, ohne erröthen zu müssen, und daher werden wir der komischen Bühne schuldigst weiter unten einige Kapitel widmen recht con amore.

Die Bühne ist die beste Schule praktischer Lebensweisheit und Menschenkenntniß, sie lehrt uns die Lasterhaften und Schwächlinge kennen, mit denen wir ja leben müssen, und macht uns vertraut mit dem Schicksal. Seit die Bühne vollkommener geworden ist, ist auch der Mensch vertrauter mit dem Menschen, und Menschlichkeit und Duldung Geist der Zeit geworden. Wie viel Gutes haben hier Nathan, Tartuffe, Mahomed, Saladin &c. gestiftet? Man fing an, Pfaffenwuth verächtlich und lächerlich zu finden, und so ließe es sich auch vielleicht mit andern Vorurtheilen der Religion, der Erziehung, des Adels und anderer Stände machen. Ernst und Scherz treten auf die Bühne, predigen unsere Schwachheit und erfüllen uns mit Wehmuth, oder machen uns alle jene trüben Betrachtungen vergessen, und alle Unvollkommenheiten des Menschen; wir bedauern und mißbilligen sie kaum mehr, wir ärgern uns nicht mehr; wir haben ja darüber gelacht!

Im gewöhnlichen Umgang zeigt der Mann von Welt nur die Außenseite und versteckt mit allem Recht sein Inneres; der Dichter

[1] Gott. — [2] Die ganze Welt übt die Schauspielkunst.

aber kann sich hinwegsetzen über die Schranken der Convention, und die Menschlein, die bisher so fremd gegen einander thaten, erscheinen als Vertraute und öffnen sich ihr Herz. Hier vor der Bühne hören die, welche den meisten Einfluß auf Wohl und Wehe der Gesellschaft haben, fast noch allein Wahrheit, hier sehen sie noch am ehesten die Menschen, wie sie sind. Von der Bühne herab, wäre sie ganz was sie sein könnte, möchten die Vormünder des Staats noch weit mehr wirken, als bis jetzt geschieht, auf öffentliche Meinung, Gemeingeist und Liebe zum Vaterlande. Schade, daß die Dichter und noch mehr die Schauspieler nur zu oft das Glas an diesem Spiegel des Lebens trüben; denn diese Prediger der Moral handeln weit weniger nach ihren Worten, als die Prediger der Religion, und wie soll man gute Predigten halten über schlechte Texte?

Die Bühne, wo sich Vergnügen mit Unterricht, und Kurzweil mit Bildung gattet, die Bühne, die uns so oft die wirkliche Welt über der künstlichen verträumen läßt, Ruhe und Heiterkeit in die Seele des unter der Last seines Berufes seufzenden Mannes zaubert, den Pöbel von der Sinnlichkeit des Thieres zum Menschen erhebt und so sehr von gröberen Vergnügungen abhält, daß man in großen Städten an Tagen, wo das Theater geschlossen ist, die Polizeiwachen zu verdoppeln pflegt — die Bühne erscheint mir als die wichtigste moralische Anstalt des Staates in unsern unkirchlichen Zeiten, Theaterpolizei so wichtig als Kirchenpolizei, und verständige und moralische Theateraufseher so wichtig als Pfarrer. Von der Bühne herab können wir noch die Beredsamkeit der Alten allein anwenden, die vor dem tel est notre plaisir [1] oder vor Kanonen und Gold verschwunden ist. Die Obrigkeit versammelt das Volk nicht mehr, um es zu überreden; ein Plakat oder Rescript und der Exequent sagt das Weitere, und noch weniger Beredsamkeit braucht der Prediger vor leeren Stühlen oder dem süßern Schlaf der Versammlung. Und wie wollten wir gar deutschen Repräsentanten bei der gewöhnlichen Wahl, da das Ding noch so neu ist, Beredsamkeit und Genie zumuthen in ihrem schweren Fache, wie den Theater-Genies?

Bühne und Kirche, neben Jahrmarkt, sind noch das einzige Oeffentliche, das unsere von den alten so verschiedene Sitten erlauben, und beinahe hätte ich die ständischen Versammlungen vergessen, mais [2] — Kirche und Theater, so profan manche diese Nebeneinanderstellung auch finden mögen, haben ausnehmende Aehnlichkeit. Läuft nicht jedes

[1] So gefällt es uns einmal. — [2] Allein (aber).

Lustspiel auf Trauung und Kindtaufe hinaus? Gleichen nicht unsere Trauerspiele den Buß- und Leichenpredigten, das Drama der gewöhnlichen Sonntagspredigt, und die Gelegenheitsstücke den Casualreden, wie Prozessionen den Opern? Gibt es nicht auch in der Kirche Intermezzo, Gastrollen, Logenschließer und Klingelbeutel? Ist nicht die Sakristei die Theaterloge, und das Concept des Predigers der Souffleur? Gibt es nicht auch Musik, Malereien und Verzierungen? Muß man nicht auch am Eingange in die Kirche zahlen und, was beim Theater nicht der Fall, sogar beim Ausgange? Selbst das Buffet ließe sich auffinden. Aehnlichkeiten in Menge und nur ein wesentlicher Unterschied, daß die Theater meist voll, die Kirchen aber leer sind, daß man in die ersten eilt, so oft es sein kann, bei den letztern aber zögert, so viel als möglich, und so selten als möglich, ja oft gezwungen kommt. Der Klingelbeutel sollte im Theater, auf Bällen und Casinos herumgehen, und es würde besser stehen um das Armenwesen. Unsere Alten eröffneten ihre Gespräche gerne mit dem Wetter, wir mit dem Theater (kleinen Orten gibt ein Todesfall oder eine Ausschätzung Leben); aber es ist Vorsicht dabei nöthig, damit die Acteurs einem nicht aufs Zimmer rücken; mit Actrices ist der Friede eher wieder hergestellt.

Hätten die schwarzen, traurigen Zeloten gegen die Bühne jene Aehnlichkeiten erwogen, die noch 1752 einem Frankfurter Schauspieler Uhlich im Sterben das Abendmahl versagten, den Prediger Schlosser zu Bergedorf, der als Kandidat einige weinerliche Komödien schrieb, 1769 noch so erbaulich verfolgten, gestützt auf ein Göttinger Universitätsgutachten, versteht sich von der theologischen Fakultät, so hätte Lessing schwerlich die Doppelfragen aufgeworfen: „Darf ein Prediger Komödien schreiben?“ — „Warum nicht, wenn er kann.“ — „Darf ein Komödienschreiber Predigten machen?“ — „Warum nicht, wenn er mag.“ Pater Abraham hätte vielleicht bessere Lustspiele geliefert als Predigten, Molière und Shakespeare aber gewiß recht gute Predigten, und wer zweifelte an Lessing? Luther zeigte in einem Zeitalter, das finsterer noch war, als das des Hamburger Hauptpastors Götze Hochwürden, so viel Geist, daß er in seinen Tischreden spricht: „Christen sollen Komödien nicht ganz fliehen, darum, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlereien darinnen sein, da dürfte man auch die Bibel nicht lesen.“ Und ihr schämet euch nicht, ihr Sancti des achtzehnten Jahrhunderts, M. Götze, Miller und Leß 2c. zu salbadern,

wie zur Concilienzeit, und wie Kutten finsterer Klöster zu behaupten: „daß ein frommer Mann Schauspiele nicht ohne Noth, nicht oft und nie mit Lust besuchen könne und müsse?“ M. Ratzeberger hat vor dem Berliner Vademecum das Göttinger Responsum (von Leß) gehörig parodirt.

Genug, noch 1778 schrieb man in Deutschland gegen die Sittlichkeit der Bühne wie in Frankreich auch, und alle Chikanenmacher der Komödie von Cicero an, der da ausruft: O praeclaram vitae emendatricem comoediam, quae, si flagitia non probaremus, nulla esset omnino![1] bis herab zu dem Jansenisten Nicole und dem finstern Jean Jacques, von den schwärmerischen Vätern der Kirche bis zu obgenannten Hochwürdigen, welche Thalia mit der Diana von Ephesus verglichen, eine Schandhure nannten und ihre Verehrer dem Goldschmied Demetrius gleichstellten, der da rief: „Groß ist die Diana der Epheser!“ — alle diese Chikanenmacher vergaßen den wesentlichen Unterschied zwischen Lachen und Auslachen, und tiefer oder heller sahen sie ohnehin nicht. Louis XIV. fragte Bossuet, ob ein Christ in die Komödie gehen dürfe? „Es gibt starke Gründe dagegen,“ sagte der feine Herr Prälat, „und große Beispiele dafür.“ Jene Gründe findet man beisammen in Boissy's bekanntem Werke über die Sittlichkeit des Theaters (Deutsch, Halle 1770. 8.), und der Uebersetzer hat löblichst die Gegengründe angeführt, da Boissy die Bühne zunächst damit angreift, daß sie Leidenschaften, vorzüglich Liebe, rege mache, und scheint weniger das Theaterstück vor Augen gehabt zu haben als die Actricen. Da das Schauspiel dem auserwählten Volk Gottes so gut als unbekannt war, so schweigen die heiligen Bücher ganz; daher sich die Schwarzen durch Interpretation helfen und auf Epheser V. 3, 4 sich berufen mußten: „Schandbare Worte und Narrentheidungen und Scherz zieren nicht.“ Schon Dancourt sagte einem geistlichen Herrn, der ihn als Komödianten verächtlich behandelte: „Was sind Sie denn anders, als der Komödiant des Papstes?“ Die Neologen aber achten nicht darauf, und ein junger Geistlicher nannte einen Schauspieler dessen Frau er die Cour machte: „Herr Collega!“

„Das Vergnügen am Komischen,“ schreibt Rousseau an d'Alembert, „ist Herzensfehler, und je vollkommener und angenehmer ein Lustspiel ist, desto nachtheiliger ist es den Sitten, namentlich die ewigen Liebeshändel, die diese Leidenschaft wecken und nähren, neben der belachten

[1] Das ist mir eine saubere Veredlerin des Lebens, die Komödie, die gar nicht existiren würde, wenn wir nicht eine Freude am Unsittlichen hätten!

Hahnreischaft. Studiret den besten aller Komiker, Molière; sind nicht überall Fehler des Charakters das Werkzeug seines Witzes, und natürliche Gebrechen sein Gegenstand? Die Bosheit siegt über unschuldige Einfalt, und der Betrogene ist das Opfer des Betrügers; aber macht es nicht lachen? Desto schlimmer, wenn der Weise selbst mit lachen muß, statt Unwillen zu zeigen, und die Komiker zwar die Lampe zu putzen wissen, aber kein Oel zugießen." In diesem mürrischen Geiste schrieb Jean Jacques auch an Voltaire, der in seinem Delices Feste und Schauspiele gab und ihm eine Freistätte bot: „Ich liebe Sie nicht, Sie verderben meine Republik (Genf) durch Ihre Komödien," und an d'Alembert schrieb er: Partout où Voltaire a séjourné longtemps, on pourra jouer la comédie et lire des romans sans danger.[1]

Rousseau wirft Seitenblicke auf jenen Barbaren, dem man Roms Schauspiele rühmte, und der fragte: „Aber haben denn die Römer keine Weiber und Kinder?" und schrieb doch selbst Komödien, Narcisse und das Engagement téméraire, wo ich nur eine komische Stelle finde, wenn Carlin zur plauderhaften Lisette sagt:

Eh! parle au nom de Dieu, avant qu'on parle, parle,
Parle, pendant qu'on parle, et quand on a parlé,
Parle encore, pour finir sans avoir déparlé. —[2]

Der Murrkopf hielt sich zunächst an Molières Misanthrope, wo er freilich sich selbst getroffen fand; und Regnards Légataire hätte besser in seinen Kram getaugt, wo der Dichter sogar aus dem Schlagfluß des guten Oheims, aus Leichenzurüstungen und aus dem Schooße des Todes, Grabes und der Ewigkeit Lachen emporsteigen läßt, das jeden Hagestolz bewegen sollte zu heirathen. Bei mir ist es zu spät, aber ich habe mir vorgenommen, dieses treffliche Stück in meinen letzten Tagen vorzunehmen.

„Das Leben ist so kurz und die Zeit so kostbar," sagt Rousseau, und d'Alembert erwidert: „Das Leben ist so armselig, und das Vergnügen so selten, warum den armen Sterblichen eine vorübergehende Erholung mißgönnen, die ihnen die Bitterkeit und Leerheit des Daseins erleichtert?" Was folgt aus den ernstern Schauspielen, die Rousseau mehr gefielen? D'Alembert mag wieder antworten; Elles instruisent beaucoup, mais elles ennuyent encore davantage; autant

[1] Ueberall, wo Voltaire lange verweilt hat, kann man ohne Gefahr die Menschen zu verschlimmern, Komödie spielen und Romane lesen.

[2] Wohl, sprich in Gottes Namen, bevor noch Andre sprechen,
Sprich, während Jene sprechen, sprich, wenn sie ausgesprochen,
Sprich' fort und sei am End' nicht fertig noch mit Sprechen.

vaudrait d'aller au sermon.[1] Man geht nicht ins Theater, wie die Herren Doktoren in das anatomische, oder geistliche und weltliche Perrücken ins hochpreisliche Consistorium, und muß das ridendo castigare mores[2] nicht nehmen wie Gellert und Iffland, sonst wird man weinerlich, folglich, wo nicht lächerlich, doch langweilig. Mercier hat viel geschrieben, zu viel, seine Theaterstücke sind vergessen; besser sind seine andern Werke, aber für sein bestes Buch erkläre ich: Du Théâtre Amst. 1773. 8., ob er gleich mehr für den Kothurn, als für den Sokkus ist, den ich einmal mehr liebe, weil er natürlicher ist, und den armen, ohnehin von Selbstliebe betrogenen Menschlein nichts weiß macht.

Nie hatten wir wohl mehr Ursache, als in unsern egoistischen Zeiten, die geselligen Fähigkeiten und Eigenschaften des Menschen kennen zu lernen, nicht sowohl wegen des Nutzens für uns, als vielmehr wegen arglistiger Anwendung gegen uns. Beispiele lehren bekanntlich am besten, und Präservative sind auch Arzneien, und das wirksamste Präservativ der ganzen Moral in den Augen Demokrits ist das Lächerliche. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo Schauspiele und Schauspieler sittenlos, roh und ungebildet waren, und wo der bekannte Spaßmacher Denner einem arglosen Landprediger, der gerne auch einmal ins Theater gegangen wäre und sich an ihn wandte, einen Stuhl mitten auf der Bühne anwies und ihn so bei Aufrollung des Vorhangs dem Gelächter preisgab und auch nicht mehr in jenen Zeiten, wo Dreyer einem Offizier, der ihn um den Verfasser des Stücks im Theater befragte, den Namen des Zeloten Götze nannte; der Offizier machte Sr. Hochwürden seine Aufwartung; dies schmerzte den Schwarzrock mehr, als Dreyern der Stock des Offiziers, unter welchem er bei jedem Hiebe voll Freude rief: „Ach, Sie sind da gewesen! Sie sind da gewesen!"

Die echten Komiker sind die σπουδογέλοιοι, die mit dem Scherz Ernst vermischen, und daher ist es Schade, daß die lebendigen Helden und Heldinnen der Bühne, seit sie sich Künstler nennen, der Geist des Dünkels so sehr ergriffen hat als die Schneider, die sich Kleidermacher nennen, während sie doch so häufig statt Bildung nichts haben als Einbildung. Man geht aufs Theater, wie früher unter die Soldaten, und doch haben sich die Zeiten geändert, wie beim Studiren auch; doch im Grunde sind wir alle Schauspieler mehr oder weniger; der redlichste Mann hienieden muß den Komödianten spielen wie der

[1] Sie sind sehr unterrichtend, aber noch bei Weitem mehr langweilig. Man könnte ebensogut in eine Predigt gehen. — [2] Durch Lachen die Sitten geißeln.

Schurke, bloß mit dem Unterschiede, daß jener nur in Nothfällen, ohne Absicht und mit Widerwillen die Rolle spielt, der Schurke aber, gleichsam dazu geboren, nie aus seiner Rolle herausfällt.

Nichts vermag aber zur Bildung eines Volkes so viel beizutragen, als ein gutes Theater, und nichts so unmittelbar, als das Lustspiel den Menschen die Menschen bekannter zu machen; aber traurig bleibt es, daß gerade diejenigen Nationen, die echten komischen Geist besitzen, an lautern, sittlichen Gefühlen Mangel haben, und so umgekehrt. Im letztern Falle scheinen wir Deutsche und alle nördlichen Völker sich zu befinden und im erstern die südlichen Nationen, Spanier, Franzosen, Italiener und selbst Britten. Nach Livius ging bei der oben erwähnten Gelegenheit das Theater aus der Pest hervor, und es erschien den ersten Christen als Götzendienst, bis das Christenthum herrschend wurde, wo sie dann wieder theatralische Vorstellungen veranstalteten, ja zum Behufe der Religion benutzten, mittelst Vorstellung biblischer Geschichten und Thaten der Heiligen, dargestellt von Priestern und Wallfahrern und Schülern in Kirchen und auf Kirchhöfen an heiligen Festen. So war es Sitte, wie die Ritterschauspiele in meiner Jugendzeit; das Theater war am vollsten, wenn Götz von Berlichingen, Caspar der Thorringer, Otto von Wittelsbach, Elsbeth, Agnes Bernauerin ꝛc. gespielt wurden; bald kamen noch die Räuber und Abällino oder der große Bandit hinzu, und die Schauspieler rasten ärger als die alten Ritter, und brüllten ärger, als im Sturme von Boxberg, und die Musen jubelten.

Wir brauchen alle diese Nothbehelfe nicht mehr, und in Tagen, wo man über den Moralitätspunkt nur wenig ängstlich ist, wären alle Theaterscrupel doppelt lächerlich. Ein neues Stück, ein neuer Schauspieler, und eine neue Schauspielerin noch mehr, machen unter Alt und Jung einen Lärmen, daß man schwören sollte, die Zeiten des Euripides seien wiedergekehrt, wo die Sicilianer das Loos aller unter Nicias gefangenen Athener erleichterten, oder sie gar freigaben, wenn sie einige Verse des Euripides vordeklamiren konnten, und mit diesen Zeiten alle Abderiten, die so lange

Ἀλλ' ὦ τύραννε Θεῶν τε κ'ἀνθρώπων Ἔρως! [1]

sangen, bis Hippokrates mit seiner Nieswurz anlangte. Ueber einer neuen Composition vergessen wir das Stück selbst, und ein gewisses Helldunkel in den Logen bringt der Kasse mehr ein, als eine unver-

[1] Eros der Götter und der Menschen gestrenger Beherrscher!

ständige Verschwendung von Lampen und Lichtern. Einem philosophischen, stillen Beobachter im Parterre gewährt die Gesellschaft, ehe der Vorhang aufrollt, oft mehr Unterhaltung als das Stück selbst, die Schauspieler, die Musik und Dekorationen. Nichts geht der jugendlichen Theaterwelt über eine schöne Beinkleiderrolle, oder eine Abgangsrolle einer gefeierten, liberalen Bretterdame, und nach solchen Rollen wird auch vorzugsweise gehascht, und die Flammenblicke sagen den Parterreanbetern gebieterisch: „Plaudite! Wollt ihr klatschen!?“ Auf den Brettern des Theaters, wie auf der Bühne der Welt sind es in der Regel gerade die Ungeeignetsten, welche klatschen, oder, was für gleiche Ehre gilt, Da Capo oder Ancora rufen, plattdeutsch: Noch ins! Auf dem Frankfurter Theater waren es meist Commis und Juden, und zu Erlangen und Nürnberg gehörte ich einst als Student selbst darunter. — Theater und Universität halte ich nicht für gut en compagnie,[1] wenn auch gleich die Actricen hier nicht, wie in großen Hauptstädten, durch das reich werden, was die Acteurs arm macht.

In unsern hochbeinigten Zeiten mußte aus Mangel an Zuschauern manches Schauspielhaus geschlossen werden, was noch schlimmer war, als wenn es, wie an manchen Orten, aus Mangel an Schauspielern geschlossen zu werden verdiente. Zuletzt kam gar noch das Drama: der Hund des Aubry, gegründet auf die Anekdote, nach der Ritter Aubry's Meuchelmörder durch den Hund des Erschlagenen, der den Mörder überall verfolgte, entdeckt und angehalten wurde, ja sich mit solchem ordalienmäßig schlagen mußte, wobei der Hund siegte. Der Hund, ein wohlabgerichteter Pudel, trat als Acteur auf, ward beklatscht, herausgerufen und behandelt wie ein beliebter Schauspieler; und darüber gab Goethe die Leitung der Weimarer Bühne auf. Ein Unbekannter parodirte die zwei Verse aus Schillers Gedicht an Goethe:

Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen,

folgendermaßen:

Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Aber ein gutes Theater ist und bleibt eines der edelsten Vergnügen; es ist eine der besten, einflußreichsten Staatsanstalten in meinen Augen, eine wahre Bildungsanstalt; daher die Stände gar wohl verhältnißmäßige Beiträge auf ihr Gewissen nehmen können; nur auf

[1] Beisammen, an einem Ort vereinigt.

herumziehende Theatertruppen sollte die Polizei ein Auge haben, wie auf Lesekabinette und Zigeuner. Ich liebe vernünftige Freiheit; aber in kleinen Städten, wo das Theaterpersonal dem hohen und verehrungswürdigen Publikum die Wahl der Stücke überläßt, der Wirth sich beeifert, die Gäste des ersten Platzes mit gutem Bier zu bedienen, damit ihnen ihr Pfeifchen schmecke, und es auf den hintersten Bänken zugeht wie im Paradiese, da grenzt die Freiheit an Sansculotterie, und man bleibt weg, wenn man auch aus Humanität und Mitleiden mit der herumziehenden Truppe hingegangen wäre. Ob ich gleich seit bald dreißig Jahren das Theater nur auf einer kleinen Reise genießen kann, so würde ich noch jetzt, lebte ich in einer großen Stadt, stets in langen Winterabenden im Parterre sitzen, um des Schauspiels, wie der Zuschauer willen, und der Zuruf Martials an Cato irrte mich keineswegs:

Cur in theatrum, Cato severe, venisti? [1]

Wir haben Engels Ideen zu einer Mimik; aber ein tüchtiges Werk: „die Schauspielkunst," erwartet noch seinen Meister und wäre verdienstlich, denn ein gutes Theater bleibt der beste Spiegel des Lebens:

Inspicere tanquam in speculum in vitas omnium
Jubeo, atque ex aliis sumere exemplum sibi. [2]

VIII.

Die Tonkunst.

All hail to thee
All powerful harmony! [3]

Musik ist wahrscheinlich die älteste aller schönen Künste; denn sie wirkt unter allen am mächtigsten auf den Menschen, und die Muthmaßung, daß Eva schon getrillert und Adam ihr bestens secundirt habe, dürfte leicht richtiger sein als die Mythe, daß Apollo deren Er-

[1] Strengster Cato, warum sieht man im Theater dich sitzen?

[2] Ich heiß Euch in das Leben aller, wie in den Spiegel, schauen,
Damit an Andrer Beispiel Jeder sich nützlich könn' erbauen.

[3] Gruß dir, allmächtige Harmonie!

finder sei, dem man auch die Erfindung der Flöte und Zither zuschreibt. Der erste Hirte, der aus Langweile in ein hohles Rohr, Ochsenhorn oder Muschel blies, war Erfinder der Instrumentalmusik und der erste Trompeter; und rauhe Töne sind Naturvölkern so gut Musik als unsern Knaben, wenn sie in etwas Hohles blasen können. Der Schall ist der Gegenstand der Musik, und das Vergnügen des Ohrs ihr Zweck, dessen Trommelfell von der bewegten Luft gerührt wird, und unharmonische Farben machen nicht den widrigen Eindruck auf unser Auge, als unharmonische Töne auf unser Ohr; denn die Luft ist körperlicher und gröber als das Licht. Offenbar stiftete die Natur die genaueste Verbindung zwischen Herz und Ohr, und wenn das so arg mißbrauchte Wort romantisch Sinn hat, so hat es ihn bei der Musik; nichts Vorhandenes, nichts Gegebenes: nur das Unbekannte, das Geahnte! Die Tonkunst bereitet den Gefühlen eine Wonne, für die es keinen andern Namen gibt, als musikalische Wonne.

Die Tonkunst wirkt nicht auf den Verstand, sondern lediglich auf die Empfindungen; sie hat keine Verbindung mit dem Vorhandenen, sondern geht bloß auf das Geahnte; folglich ist die Idee, daß Musik eine der Beschäftigungen der Vollendeten sein werde, wenigstens folgerecht. Die Macht der Harmonie wirkt auf das Herz wie die Gnade, von der die Theologen sprechen, und unter allen Ahnungen eines künftigen Lebens ist die von der Musik erzeugte Ahnung noch die natürlichste. Alle Künste der Menschen verschwinden mit dem jüngsten Tag, dann beginnt erst die Musik, Hallelujah und Hosiannah. Und das soll mir lieber sein, als wenn nach der Lehre älterer Theologen die Himmelssprache hebräisch sein sollte, die ich rein vergessen habe. Ich denke an Plato's Harmonie der Sphären; höhern Wesen ist vielleicht die Ordnung des Weltalls Musik, wornach sie tanzen, und wozu der Himmel aufspielt.

Die Töne erwecken jede schlummernde Empfindung besänftigend, schmerzstillend, oft auch schmerzlich; die dahinsterbenden Töne erinnern uns an die Vergänglichkeit; es gibt schmelzende, entzückende Töne, wie aus einer andern Welt. Ein todtes Metall von einem andern Metall berührt, ein hohles Rohr, durch das menschlicher Odem zieht, einige getrocknete Därme auf ein schlechtes Holz gespannt und mit Haaren gerieben, rufen aus dem Reiche der Lüfte die Geister der Harmonie, entführen die Seelen ihren Leibern, und sie hören schon hienieden den Zusammenklang der himmlischen Sphären Plato's und die Harmonie christlicher Engelschöre. Die Anhänger des frommen

Penns hatten in den nordamerikanischen Colonien die Musik am Sonntag verboten; ein Franzose strich seine Geige und sollte Strafe erlegen, kam aber mit der Antwort ab: „In Nordamerika herrscht Religionsfreiheit, und ich bin gewohnt, das höchste Wesen zu verehren durch Musik.“

Wäre die Tonkunst bloße Nachahmung der Natur à la Batteux, wie armselig wäre ihre Wirkung! Ahmte sie bloß die Töne der Leidenschaft nach, den langsam klagenden Ton des Schmerzes und den muntern geschwinden Ton der Freude; hörten wir in Concerten nur Meere brausen und Donner rollen, nur Bäche murmeln, Winde pfeifen, Hagel rasseln, Nachtigallen, Flöte und Schlachtgetümmel, wie beschränkt wäre unser Vergnügen! Die musikalische Darstellung der Nacht und des Schlafes, der Einsamkeit und Stille, des Sonnen- und Mond-Auf- oder Niedergangs, selbst das erhabene: „Es werde Licht, und es ward Licht“ in Haydns Schöpfung, in Händels Josua: „Sonne, stehe still“ durch die Harmonie einer lang aushaltenden Note, sind doch nur Spielereien, wenn sie auch erhabener sind, als das Plätschern Poniatowsky's in der Pleiße nach der Schlacht von Leipzig, oder das Bombardementconcert eines gewissen Böhmer, wo das Stampfen der Pferde durch starkes Auftreten der Soldaten hinter den Coulissen nachgeahmt wird, und das Kartätschenfeuer durch aneinander gewalzte Töpfe.

Corelli ahmte in seiner Weihnachtsfeier das Gepolter der Wiege nach, aber nur Benda's Ariadne auf Naxos zeigt, wie weit die Musik malerisch sein dürfe, ohne spielend und lächerlich zu werden; die Kritik verstummt vor dem Effekt dieses deutschen Zauberstückes. Musikalische Tändeleien jener Art gleichen dem Pizzicato, und im Ganzen hatte Agesilaus Recht, als er sich abwandte von dem Manne, der wie eine Nachtigall pfeifen konnte: „Ich habe die Nachtigall selbst gehört.“ Indessen gibt es eine komische Musik, ohne daß man, wie Abbé Baigne, von dem Louis XI. eine solche verlangte, die Zuflucht zu Schweinen zu nehmen brauchte. Abbé band Schweine nach ihrem verschiedenen Alter an eine Maschine mit Stufen, stupfte sie mit eisernen Stacheln und brachte so eine Schweineharmonie hervor. Wäre Katzenmusik nicht noch harmonischer gewesen? Peter der Große ließ sich zu Hamburg die Katzenorgel der Jesuitenkirche vorstellen; 14 Katzen, die man als die musikalischsten aus 66 auserlesen hatte, und zwar lauter Kater, denn Kater und Kätzin beisammen änderten zu oft die Stimme; man kitzelte ihre Schwänze mit den Stacheln der Katzenorgel, aber bald

wurden diese lebendigen Pfeifen fühllos gegen den Stachel, und da ihre Harmonien nicht in die Länge das Ohr kitzeln konnten, ließ man die Musikanten, die so viel Mühe und Arbeit gekostet hatten, für immer laufen.

In der Zerstörung des musikalischen Rhythmus liegt allerdings eine komische Wirkung, wie die Componisten komischer Opern wissen, und Colli hat es bewiesen. Komische Wirkung macht auch die fremdartige Zusammensetzung bekannter Stanzen aus berühmten Opern ernsthaften Inhalts, wie in Mahlmanns Herodes von Bethlehem, der bekannten Parodie von Kotzebue's Hussiten vor Naumburg; die komische Musik dazu ist eine Parodie ernster Opern, die das Orchester am besten kennt, das daher auch am meisten lacht. Die sonst üblichen poetischen Quodlibets: Was beliebt? sind mit Recht verschwunden, aber die musikalischen haben neues Leben erhalten und selbst einen neuen Namen: Musikalische Potpourri's.

Friedrichs Vater fand vorzügliches Vergnügen an einem Concert von sechs Fagotten, bezeichnet Porco I., Porco II.[1] ꝛc. Der Prinz wollte den alten Kapellmeister lächerlich machen, bat ihn zu sich, und dieser legte ganz ernst seine sechs Porco auf die sechs Pulte, neben denen ein kleines Pültchen stand, Nro. VII. Der Kronprinz erblickte darauf Flauto solo: „Was soll das?" — „O!" erwiderte der Alte, „das ist für das kleine Ferkelchen, das sich eingemischt hat." Eben so genial, nur höflicher, benahm sich Haydn, als Fürst Esterhazy seine ganze Musik verabschieden wollte; er componirte eine Symphonie, die mit einem Adagio endete, wo immer eine Stimme um die andere Solo hatte, und am Ende jedes Solo stand: „das Licht aus und ab!" So verlosch ein Licht um das andere, so verlor sich ein Spieler um den andern, der Fürst und Haydn waren allein, der Fürst fühlte, was diese sonderbare Kammermusik sagen sollte, umarmte Haydn, und Alles trat wieder in seinen vorigen Stand.

Ein alter Dorfedelmann hatte ein noch sonderbareres Leibconcert, ein Leichenduo, wo der Kantor singt: „Ich habe einen guten;" die Frau aber: „Es ist ein elend jämmerlich Ding." Zuletzt aber lösen beide die Zweideutigkeit recht erbaulich. Der Mann singt: „Kampf gekämpfet;" die Frau: „um aller Menschen Leben." (In der Reichsstadt Isny soll dies Concert 1785 bei einer vornehmen Leiche zuerst aufgeführt worden sein ohne alles Arge.) In Hamburg war es uralte Sitte, das magistratische Gastmahl mit einem tüchtigen Ochsen-

[1] Wörtlich: Schwein.

braten zu schließen; ein Componist setzte die von Dreyer gemachte Kantate:

Wenn wir dann unsere Pflicht für Stadt und Bürger thaten,
Dann essen wir in Ruh und Frieden Ochsenbraten —

auf sein Anstiften so: „dann essen wir in Ruh und Frieden, wir Ochsen — wir Ochsen — Braten,“ und seitdem soll die Sitte abgekommen sein.

Wir haben ein sehr gutes Stück, die Melomanie, das die Musiknarren lächerlich macht; aber dieser echte komische Charakter könnte noch mehr hervorgehoben sein durch die Gegeneinanderstellung verschiedener Musikarten, die jedes Zeitalter hat; die Modemusik verschwindet und ist dann lächerlich, wie jede veraltete Mode. Für erfahrene, gelehrte Musiker müßte dies ein größerer Spaß sein, als der Vorschlag der Melomanen Freude macht, von Zeit zu Zeit die Musik zu heben durch eingemischte Kanonenschüsse, und ich glaube, die Kirchenmusik in kleinen, vorzüglich protestantischen Orten, wo es an Musikern und Musik gewöhnlich fehlt, und der Organist componirt, ist noch komischer; man möchte ausrufen: „Christus hat geboten zu beten, daß ihr nicht in Versuchung fallet, aber nicht, daß ihr mit Musiciren die Ohren des Christen zerfleischet.“ Lieber als solche Kirchenmusiken sind mir noch die beiden Hasen, die ein gewisser Reichsgraf, der in Wäldern regierte, zu Tambour und Pfeifer abrichtete. Indessen gibt es sonderbare musikalische Ohren, und jener Bauer in der Oper, den man um sein Urtheil fragte, erwiderte: „Ich verstehe nichts von Musik, aber die Hauptsängerin muß schlecht gesungen haben, denn sie mußte Alles noch einmal singen!“

Musik wirkt aufs Herz, Malerei und Bildnerei mehr auf die Phantasie. Das Herz steht im Bunde mit dem Ohr, wie gewisse Organe, die man nicht gerne nennt, mit der Stimme. Wir müssen uns unserer Empfindungen, wenn sie einen gewissen Grad erreichen, entledigen durch die Stimme, und der Mensch hat eine große Macht über den Sinn des Gehörs; die höchste Verfeinerung ist das musikalische Ohr, und die höchste Vergröberung das Müllerohr, zu dem man in der klapperndsten Mühle sprechen kann wie am stillsten Orte, wetteifernd mit dem Langohr, das man in Mühlen am häufigsten antrifft. Moll stimmt mild, Dur kräftig, und Monotonie schläfert ein, während Harmonie erweckt. Die Töne sind nichts, als eine so oder so erschütterte Luft; das Schön! Erhaben! Rührend! Himmlisch! Göttlich! das wir ausrufen, sind bloß Empfindungen unserer eigenen Brust.

Singt gar die Herzgeliebte zum Clavier, dann ist der Liebhaber ganz weg, rein weg, wie ich einst bei „Schön wie Florens Grazie &c.," und „Alles schläft, nur silbern schallet &c.," während von den größten Concerten gilt: beaucoup de bruit, peu d'effet! [1]

Das Ohr hat noch größere Geheimnisse als das Auge, und wir sind in der Akustik noch nicht so weit als in der Optik. Was ist das Sprachrohr gegen das Mikroskop? was das Ohrtrompetchen gegen Herschels Tubus? Das Gehör bewirkt weit eher Mitgefühl als das Gesicht, der Ton macht erst das Gebilde des Auges zum lebendigen Wesen, daher Taubstumme weniger Theilnahme zeigen als gutorganisirte Menschen, und Kinder diejenigen Geschöpfe weit mehr plagen, die stumm sind, als diejenigen, welche schreien. Ob etwas daran sei, daß sich Töne in einem weißen Zimmer besser ausnehmen, als in einem schwarzen, in einem leeren besser als in einem vollen, im Winter besser als im Sommer, — dies zu entscheiden, bin ich zu sehr Müllerohr. Aber wo sich die Kapellmusiken am besten ausnehmen, so weit ich sie kenne, kann ich sagen — in der Hofkapelle zu Würzburg. Freilich war die Hofkapelle des Großherzogs italienisch.

Es gibt in großen Städten Musiker genug, die nur aus Eitelkeit und Mode Opern und Concerte besuchen und dann über Musik raisonniren oder bestimmter déraisonniren; dann wieder Andere, die nur mit dem Verstand Musik anhören wollen, wie Kunstkenner und Virtuosen, für die zunächst nur das Schwierige der Kunst Interesse hat; sodann wieder Leutchen, die bloß mit den Ohren hören, wie jedes Thier; aber die rechten Musiker sind die, die mit ganzer Seele hören und sinnlichen und geistigen Genuß zu vereinigen verstehen. Ungebildete Völker haben eigentlich gar keine Musik, sondern nur Rhythmik, die auch auf Thiere wirkt. Das Kameel schreitet munterer und leichter einher, selbst die Kavalleriepferde halten Taktschritt, oft besser als Rekruten, und Vögel, denen unsere Virtuosen oft nur zu sehr nachahmen, nähern sich bei einer schönen Musik, scheinen ganz Ohr zu sein, wie die Kenner und noch mehr die Scheinkenner in großen Concerten, und nun erst wahre Virtuosen? Lully componirte gerade vor dem Flügel, als Donner auf Donner, Blitz auf Blitz folgte, und Alles betete und sich bekreuzte: „O! machen Sie doch auch einige Kreuze für mich," bat er einen Nebenanstehenden, „Sie sehen, ich habe alle Hände voll zu thun!"

Musik ist die wahre allgemeine Menschensprache. Das Kind

[1] Viel Lärm, wenig Effekt.

lächelt, wenn die Wärterin singt, und wird ruhig; alle Völker auf den ersten Kulturstufen haben schon Musik, und die Australier kamen Cook entgegengerudert mit taktmäßigen Gesängen. Die Hottentotten machten mit den Maultrommeln, die ihnen Le Vaillant schenkte, eine Teufelsmusik, wie unsere Knaben mit ihren Pfeifen, Trommeln, Trompeten und Geigen nach Jahrmärkten, Weihnachten oder Geburtstagen, und finden ohne allen Takt und ohne alle Harmonie das größte Vergnügen daran, weil ungeübte Sinne leicht befriedigt sind. Alle wissen nichts von dem Vergnügen der Nachahmung, die schon Einsichten in die Schwierigkeiten derselben voraussetzt; aber Alle würden den deutschen Nachtwächter verstehen, wenn er seine Stunde anbläst. Diese wahre allgemeine Menschensprache kann uns leicht den Verdruß von Babylon her vergessen machen und alle Sprachmeister, die uns näher angingen. Der Naturmensch folgt seiner Empfindung, wenn er Töne hört, selbst von sich gibt, oder jodelt, und weiß kein Wort von der Tonleiter oder unsern mathematisch-berechneten Tonsystemen (die mit der Dialektik des Mittelalters viel Aehnliches zu haben scheinen) und Oktaven; selbst die Alten scheinen nichts von unseren Halbtönen (semitonia) gewußt zu haben, die so trefflich in unsere Zeiten passen.

Mit Hülfe der göttlichen Tonkunst läßt sich mehr ausdrücken und ausrichten als mit Worten. Musik macht Traurige heiter und Heitere traurig, Gesunde muthiger und thätiger, und Kranke gesund, Zornige ruhig und Ruhige zornig. Sie ist ein wahres Reagens bei wilden Gelagen, das ruhige Stimmung erhält, und Homer läßt den aufgebrachten Achilles sich mit der Leyer besänftigen, die ihn Chiron gelehrt hatte, wie Viele sich im Zimmer, wenn sie Verdruß heimgejagt hat, am schlechtesten Clavier besänftigen. Was war der einzige Trost der melancholischen Maria Sterne's? — Ihre Hirtenpfeife. Die Harmonie der Töne bringt Harmonie in die Nerven, und ich glaube selbst so was bemerkt zu haben bei den oft schmatzenden Zügen einer schwergehenden Tabakspfeife. Die öftere Wiederholung sanfter und gleicher Töne bewirkt Schlaf. Cook that mit dem Dudelsack größere Wunder in der Südsee, als die schönste Symphonie unter Gebildeten vermag, und ein Missionär in Südamerika zog mit seiner Zither mehr Wilde an sich, als mit seiner Dogmatik. Der Frosch trillert in seiner Art so gut als die Nachtigall, und unserem gemeinen Mann ist die Maultrommel oder schon ein Baumblatt so viel, als dem Virtuosen Geige oder Flöte. Die Musik richtet sich nach der Reizbarkeit der Nerven; ein Volk mit zarten Fibern hat sanfte, rohe Völker rauhe

Musik, wie Hebräer, Römer und Türken, die wie die Wölfe und Hunde durch Musik zwar unruhig, aber nicht froh und ruhig werden. In der Stimme liegen gewisse Tönungen, die ohne Worte schon erschüttern, woraus sich die Wirkung der Missionspredigten auf Wilde, die sie nicht verstanden, und der lateinischen Predigten des heiligen Bernards auf deutsche Bauern, um sie zur Kreuzfahrerwuth zu entflammen, erklären läßt. So können noch heute Kanzelredner Herzen rühren durch Töne und Geberden ohne Sinn und Verstand.

Nach den Alten erfanden Götter die Musik. Apollo gab die von ihm erfundene Lyra dem Orpheus, der damit Bäume, Felsen und selbst die Hölle bewegte; bei Apollo muß es also sonst wo gefehlt haben, da er im Widerspruch mit diesen Lyra-Eigenschaften und selbst mit unseren Virtuosen bei der Daphne nicht ankommen konnte. Amphion erleichterte die Erbauung Thebens nicht wenig dadurch, daß er durch seine Melodien die Bausteine in Bewegung setzte, und es wäre eine große Wohlthat für unsere abgebrannten Städte und demolirten Festungen, wenn wir bei unserer Armuth noch solche Orpheus und Amphions aufzutreiben wüßten. Timotheus reizte durch die pyrrhische oder Kriegsmusik den Zorn Alexanders, sowie man, nach Aelian, die Stuten Lybiens durch Musik reizte, die Hengste zuzulassen; diese Musik hieß ἱπποθόρος, mag aber dahin gehören, wohin der schweinische Liebestrank des Hippomanes gehört, und es ist ein wahres Glück, daß diese lybische Musik nicht in unsern Opern gespielt wird, wo sie übrigens fast überflüssig wäre. Arion mit seiner Leyer begeisterte sogar einen Delphin, daß er ihn von Tarent nach Tänaros trug, zum Schrecken der Korinther, die ihn ins Meer geworfen hatten, um sich seines Geldes zu bemächtigen. Die Syrinx oder Panflöte fand man auch auf den Freundschafts-Inseln neben einer Bambuspfeife, die geblasen wird mit den Nasenlöchern.

Wir wissen aus unsern heiligen Büchern, daß David den Raseteufel Sauls beruhigte mit seiner Harfe, auf der er Psalmen spielte. Vielleicht machte der dichterische König auch anakreontische Liedchen auf Bathseba; auf uns sind bloß die Psalmen gekommen, die in den kleinen protestantischen Schweizerkantons nie lebhafter gesungen werden, als wenn diese Schwyzer recht besoffen sind. Theologen wollten behaupten, daß nicht die Harfe, sondern die Psalmen den Teufel vertrieben hätten, wie im Mittelalter die Glocken, und so ist's begreiflich, warum sie so über die Psalmen hielten, namentlich über die sieben Bußpsalmen, worüber ich gerade des T... hätte werden mögen. Das

größte musikalische Genie der Hebräer bleibt immer der Trompeter, der die Mauern Jericho's umblies.

Die ersten eigentlichen Musiker waren vermuthlich die Priester Indiens, die auf Hörnern bliesen, wie in der Zauberflöte im Tempel der Isis. Griechen verfeinerten die Kunst, und die Fabel von Marsyas, den Apollo im Wettstreit besiegte, ist eine Allegorie, die uns sagt, daß die einfache Hirtenflöte des Marsyas der kunstreicheren Lyra, zu der man noch singen konnte, weichen mußte; aber darum hätte man ihn nicht schinden sollen. Mit den sinnlichen Griechen wurde aus der heiligen Nonne eine wollüstige Dirne, die Tempel zum Theater, und die Musik zur Dienerin der Sinnlichkeit, daher auch die heilige Cäcilia Schutzpatronin der Musik ist, weil sie solche nicht achtete; folglich kam sie so unschuldig zu ihrem Amte, als viele andere Heilige und Unheilige. Nero war ein Meister auf der Zither, aber auf dem Thron? Den Staat wußte er nicht zu stimmen und spannte die Saiten so hoch, daß sie wohl springen mußten.

Die Alten wissen noch gar viele Wunder von der Musik als Beherrscherin aller Leidenschaften. Wir haben nur Bruchstücke, trotz der Bemühungen des Gelehrten Meibomius und selbst der Abhandlung Plutarchs von der Musik, und wissen im Grunde nichts, als daß eben die alte Welt überall Wunder sah oder gesehen haben wollte. Gemüthskrankheiten, Nervenkrankheiten und Wahnsinn ließen sich vielleicht durch sie, wo nicht heilen, doch erleichtern, wenn unsere Aeskulape mehr Harmonie hätten. Wir wissen, daß der sonst so joviale Luther als Mönch melancholisch war und von seinen Brüdern durch Harfe und Gesang wieder aufgeheitert wurde, wie die Melancholie König Philipps V. durch die Arien Farinelli's; der König überließ ihm, sich eine Gnade auszubitten, und er bat, daß Seine Majestät geruhen möchte, sich zu rasiren und in den Rath zu gehen; die Krankheit des Königs ward jetzt wenigstens ärztlicher Behandlung fähig. So soll Pythagoras einen durch einen Flötenspieler erhitzten und in die Wohnung einer Hetäre stürmenden Jüngling ruhig gemacht haben dadurch, daß er dem Spieler befahl, die spondeische Weise anzustimmen; und Erzieher und Hofmeister könnten sie nicht theuer genug bezahlen, wenn sie noch zu haben wäre. Männer, die eine Reise vorhatten, gaben ihren Frauen einen Musiker zur Gesellschaft und zum Wächter, wie Agamemnon seiner Klytemnestra, und Aegisth konnte sie erst verführen, als der Musiker entfernt war. Ist's möglich? Böcke im Garten? Tanzmeistern und Musikern traute ich nicht über den

Weg; aber wir sind auch in diesen Künsten unendlich weiter als die Alten.

Wir könnten über Musikinstrumente, welche die Alten gar nicht kannten, allein einen starken Folianten schreiben, und unsere Händel, Gluck, Grétry, Lully, Rameau, Jomelli, Pergolese, Graun, Mozart, Haydn, Reichardt, Rossini ꝛc. würden wahrscheinlich herzlich lachen über Orpheus und Amphion, Davids Kapellmeister Assaph nicht ausgenommen. Manches ist uns so dunkel, als die Vorliebe der Griechen für Grillenmusik. Homer vergleicht zwei Redner mit Grillen, und in Anakreons Liedchen auf sie meint man, er spreche von Nachtigallen. Gleich dunkel ist uns Pythagoras Sphärenmusik, der nebenbei schon Alles auf Intelligenz, nicht auf Gefühle bezog, nicht aufs Ohr, sondern auf seine harmonischen Proportionen, die er in die Grenze der Oktave einschloß; Mathematik hat aber in der Musik so wenig zu thun, als Dogmatik in der Religion; denn beide beruhen auf Gefühl. Die Musik der Alten scheint der orientalischen geglichen zu haben, uns ist sie zu ernst und einförmig; indessen versichern morgenländische Reisende, daß sie ihnen doch zuletzt mehr Wonnegefühl gewährt habe als die unsrige, woran unsere Künsteleien Schuld sein mögen; vielleicht erschien sie ihnen auch nur von höherem Werth, weil sie etwas Fremdes war, vielleicht ist gar die Erbsünde der Reisenden, Täuschung im Spiel, um nicht von Lügen zu sprechen. Es war eine Zeit bei den Alten, wo es Vergehen war, mehr als fünf Saiten aufzuspannen, so sehr war man für Einfachheit; wir sind saitenreicher, an Virtuosen noch reicher, denen es weder an Saiten, noch an Tönen fehlt, wohl aber an solidem Resonanzboden.

Was ist die Wirkung unserer zahlreichen Musikfeste? Bewunderung der Spieler und ihrer Fingerfertigkeit, der Delikatesse ihres Ohrs und allenfalls des Componisten. Affekte zeigen sich allenfalls in einem gnädigen Lächeln, andere Gefühle sind meist Affektation. Gar häufig wird so viel geplaudert, daß man es machen möchte, wie der freundschaftliche Minister von Hoppe, der über seinen Concertsaal Sirachs Worte setzte: „Irre die Spielleute nicht;" und noch Mehrere sagen im Herausgehen: „Das verdiente den Großenthaler nicht." Auf jeden Fall benützten die Alten die Musik, worunter sie freilich die ganze Poesie verstanden, besser als wir für Erziehung, zur Entflammung der Liebe zum Vaterlande und des kriegerischen Muthes. Die ersten Dichter waren zugleich Tonkünstler, daher die Leyer Symbol der Dichtkunst noch heute. Die Alten hatten ursprünglich nur drei Musen; Musik, Gesang und Tanz; der Helikon

lag bekanntlich in Böotien, verschrieen wie Krähwinkel; in Thracien wurden aus jenen drei neun Musen, und wer wollte jetzt noch sie zählen, da selbst die Studenten sich Musen nennen? Zuviel ist zuviel!

Plato versteht unter Musik gar die ganze geistige Bildung im Gegensatz der Gymnastik oder Körperbildung. Lieder waren Gottesdienst, in Liedern wurden Todte betrauert, Lieder feuerten die Krieger an zum Kampfe; Gesetze wurden in Liedern abgefaßt, und letztere heißen daher Gesetze, aber die ersten aller Lieder dictirte wohl die Liebe. Hermanns Hoboisten, die von den Altären der Barden herab rauhe Kriegslieder ins Thal brüllten, als Varus Legionen in den Engpaß gedrängt waren, mögen den vornehmen Herrchen von Rom zu allerlei spöttischen Anmerkungen Anlaß gegeben haben; aber sie gewannen Schlachten, und die Römer zitterten vor der deutschen Waldmusik, die natürlich in unserer Zeit verstummen mußte, da so viele Wälder ausgerottet worden sind.

Wenn ich mir den nicht seltenen Scheintod denke, so war die gescheiteste Musik der Alten das Anschreien und der Namenaufruf des Verblichenen, unter Buccinen- und Trompetenschall; denn die Erfahrung lehrt, daß das Gehör am spätesten abstirbt; Harthörige konnten allenfalls noch auf dem Holzstoß Gefühl bekommen. Die Corsen sollen ähnliche Acclamationen im Gebrauch haben, wenn keine Antwort erfolgt, den Todten auf dem Betttuche prellen wie einen Fuchs, und wie Sancho Pansa geprellt wurde; und nach einem solchen Todtentanz sollen schon manche Scheintodte wieder gefragt haben: „Um Gotteswillen, was macht ihr?“ Diese Prellerei kann man sich eher gefallen lassen, als die so zunehmenden Prellereien im Leben, daß man diese letzte Prellerei herbeiwünscht. Die letzte und schrecklichste Musik hienieden ist die Posaunenmusik des Weltgerichts, und auch die soll mir lieb sein zu hören.

Die Grundlage aller Musik ist die Stimme oder der Gesang, ja selbst der Poesie; denn Poesie, die gelesen, aber nicht gesungen wird, lyrische, d. h. gesungene Poesie und nur gelesene ist im Grunde Widerspruch, ja selbst Unnatur. Die Stimme, die das Gefühl der Freude oder des Schmerzes, die dem Herzen so mächtig geworden sind, von sich geben muß, muß von selbst auf Takt und Rhythmus fallen; denn was man wiederholt thut, thut man mit einer gewissen Regelmäßigkeit, und vielleicht liegt das Urbild des Taktes in unserem Pulsschlage. Die älteste Musik ist daher Vokalmusik, in der die Vögel unsere Lehrer

waren, wie die Seeenten die Lehrer der Kamtschadalen, und die Bären ihre Tanzmeister. Es ist wohl möglich, daß Adam und Eva die Stimmen der früher erschaffenen Vögel eher vernommen haben, als ihre eigenen, wenigstens stelle ich mir sie in den ersten Tagen ganz stupefactos [1] vor. Unser Gesang sagt dasselbe, was die Vögelconcerte, die nach vorübergegangenem Winter den größten Reiz des Frühlings und der Wälder machen; sie singen: „Wir sind glücklich." Für Viele hat ein Vogelconcert mehr Reize, als alle Menschenconcerte in vergoldeten Sälen, schon weil man es in freier Natur genießt; selbst das Zwitschern der Schwalben und Sperlinge unterm Dache beim Aufwachen oder die schmetternde Trompete des Morgens, der Hahn. Wir gurgeln uns mit Wasser, das ist natürlich; Sänger gurgeln sich mit Noten und fliegen dann mit dem Notenblatte oder Teller im Saale herum, was Vögel unterlassen.

IX.

Die Fortsetzung.

Von unserem Urpapa und unserer Urmama haben wir nichts aufzuweisen, mögen sie wie Lerchen an einem heitern Frühlingstage getrillert haben im Paradiese und nach dem Falle gesungen haben, wie meine Nachbarn, Bußlieder, wenn etwas passirt ist, und Schelmenliedchen, wenn Alles gut steht; wir haben nichts von ihnen geerbt als die Erbsünde; aber der Lobgesang Mosis, den er mit seiner Schwester anstimmte, als sie glücklich durchs rothe Meer waren, ist alt genug. Singen liegt in der Natur, wenn man auch so schlecht singt als der Sänger des Diogenes, den der Spötter mit einem Hahn vergleicht; denn Jeder stehe auf, sowie er anfange zu singen. Es ist ein Unglück, daß diejenigen gerade am liebsten singen, die die wenigste Musik in ihrer Stimme haben, und dazu noch oft das Fenster öffnen; Hunde werden unruhig und Katzen verliebt und schreiten zu ähnlichen Musiken. Noch heute hat Horaz Recht:

[1] (Aus Bestürzung) betäubt.

Omnibus hoc vitium est cantoribus, inter amicos
Ut nunquam inducant animum cantare rogati,
Injussi nunquam desistant. [1]

Horaz war viel zu sehr Hofmann, um mit ausdrücklichen Worten die Schönen zu nennen.

Viele können nicht vorlesen, ohne zu singen, ja es gibt ganze deutsche Gegenden, wo die Sprache singend ist, und man mit Cäsar fragen möchte: „Singen, lesen oder reden Sie? wenn Sie singen, so könnte es besser sein.“ Andere pfeifen den ganzen Tag, und man muß froh sein, daß sie keine Guanchen [2] sind, die pfeifen konnten, daß man es fünf spanische Meilen weit hörte, worüber einst ein Spanier 14 Tage lang taub wurde. Wenn sich der Geschlechtstrieb entwickelt, bekommt das Mädchen erst Fülle und Metall in seine Stimme, wie Nachtigallen und andere Vögel zur Begattungszeit, und noch auffallender ist es beim Jüngling, wenn er schränkt, wie man in Franken und Schwaben spricht. Aus seinem weiblichen Diskant oder Sopran wird eine Mittelstimme, Alt oder Tenor, und endlich die Grundstimme, der Baß, worauf auch alle Accorde beruhen. Die Kastraten müssen des Basses entbehren, und ich wünschte ihnen gänzliche Aphonie. [3] An der Stimme erkennt man sich, und in der Stimme liegt mehr Physiognomie, als Schwärmer Lavater wußte, der die Sache auch nicht berührt in seinen vier Quartanten, die Hippel mit Recht die Schädelstätte seiner Freunde genannt hat. Gute Aerzte sind daher auch aufmerksam auf die Stimme ihrer Kranken, ob sie stark oder schwach, hohl, pipend, heiser ist, und sie gehört unter die recht sprechenden Symptome. Geniale Menschen haben fast immer einen eigenen musikalischen Zauber in ihrer Sprache, wie der große Fritz, was nicht wenig für sie einnimmt; der höchste Zauber aber liegt im Silberton der Geliebten.

Der Vokalmusik muß die Instrumentalmusik bald nachgefolgt sein; denn schon bei Moses heißt es: „Und sein Bruder hieß Jubal, von dem sind herkommen die Geiger und Pfeifer“ (vielleicht selbst Apollo). Der Wind, der in Höhlen pfiff, sei es auch nur in ein hohles Rohr

[1] Es ist ein eigenes Laster aller Sänger,
Daß sie, ersucht, sich unter Freunden hören
Zu lassen, immer keine Stimme haben;
Hingegen wenn kein Mensch sie hören mag,
Des Singens gar nicht müde werden können.
(Wieland's Uebers.)

[2] Guanchen, die Ureinwohner der Canarien, seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts (seit der Eroberung) entweder ausgerottet und ausgestorben oder mit den Spaniern verschmolzen. — [3] Stimmlosigkeit.

oder Loch, vielleicht gar der Afterwind, gaben die erste Idee zu Blasinstrumenten; das erste Saiteninstrument war die Lyra des ägyptischen Hermes, den der Klang einer vertrockneten Schildkröte, an die er mit dem Fuße stieß, darauf leitete. Das Getöse der Schmiedehämmer soll dem Pythagoras Veranlassung zur Erfindung seiner Theorie der Töne gegeben haben, wie der Fall eines Apfels dem Newton zu seinem System der Schwere. Hirten und Schäfer unter dem heitern, freien Himmel des Morgenlandes durften nur ein Rohr finden, damit spielend hineinblasen, und die Flöte war fertig, welches sanfte Instrument aber von der Geige verdrängt wurde, die weniger ermüdet, und deren Ton mehr mit der Stimme contrastirt, und dann war es ja etwas Neues. Ihren hohen Werth bezeichnet unser Sprüchwort, wenn man Freude ausdrücken will: „Der Himmel hängt voller Geigen." — „Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt;" beherzigenswerther aber ist noch: „Wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man die Fidel an den Kopf."

Schon zu Athen gab es Zierbengel, die darum die tibia (Flöte) verachteten, weil das Blasen die Gesichtszüge entstelle, woraus sich Friedrich nichts machte, der die Flöte wieder zu großen Ehren brachte, so daß viele deutsche Kleingroße bloß darum Flötenspieler wurden, weil der große Fritz die Flöte liebte. Sie steckten in ihren Concerten ihre schönsten Brillantringe an die Finger; Friedrich hatte stets nur einen Ring, und Joseph dachte noch männlicher. Er sagte einst einem Grafen mit den schönsten Ringen: „Man muß sehr schöne Hände haben, wenn man Ringe tragen will," und sie gehören auch nur für das Geschlecht, den Ehering ausgenommen, der nicht viel sagen will. Manche unserer Kleingroßen stürzten sich in Schulden über Musik, die Kreditorschaft hätte ihnen die Geige zerbrechen sollen, wie Antigonus dem Prinzen Alexander die Harfe, dem schon Vater Philipp bemerkt hatte: „Schämst du dich nicht, so schön zu singen?" Wir lesen nirgendwo, daß Jupiter gesungen hat, und ein Musiker sagte schon dem König Ptolemäus: Aliud sceptrum, aliud plectrum. [1]

Die Musik der neuern Welt verdankt ihre Vervollkommnung Päpsten, Klöstern und Kirchen; man wollte damit locken, und schon Anno 1000 lebte zu St. Gallen Mönch Tutilo, ein geschickter Bildhauer und noch geschickterer Musiker, über dessen Lehrstunden der junge, wilde Adel Jagd, Brettspiel und Trinken vergaß. Und wem wäre der Mönch Guittone von Arezzo unbekannt? Musik flüchtete sich mit

[1] Etwas Anderes ist ein Scepter, etwas Anderes ein Plectrum (ein hölzernes oder elfenbeinernes Stäbchen, womit man die Leyer spielte).

den Wissenschaften und andern Künsten im stürmischen Mittelalter in die Ruhe und Stille der heiligen Klöster und stärkte und tröstete nebenbei tausend Mönche und Nonnen im Kampfe des Fleisches mit dem Geiste und in der gleich schweren Tugend der Selbstverläugnung. Papst Gregor I. wachte über Kirchengesang, wie ein Schulmeister, und führte auch seinen Bakel, mit dem er Falschsingende höchst eigenhändig über den Grind schlug. Der gelehrte Fürst Abt Martin von St. Blasien ist für die Musik des Mittelalters, was Meibomius für die Musik der Alten, und noch heute liefert der Kirchenstaat die besten Saiten, denn nirgendwo wird mehr Lammfleisch verzehrt; römische Saiten gelten noch für besser, als die von Aquileja, weil sie von Därmen der Lämmchen gemacht werden, die angenehmer klingen, als jene aus den Gedärmen alter Schafe und Hämmel. Alter und Jugend zeigt sich nur allzusehr auch in Därmen.

In unsern Zeiten sind Kirchenmusiken meist der Tod der Andacht, wie Tafelmusiken der Tod der Unterhaltung, ohne daß es gerade Pauken und Trompeten, Kanonen und Böller brauchte, oder gar Pistolenschüsse durchs Fenster bei hohen Gesundheiten. Es ist mir ein komischer Beweis, wie schlecht es mit der Kirchenmusik meines Vaterstädtchens ausgesehen haben mag, da ich manchmal Solo sang und von meinem Großvater, der sehr musikalisch war, einen Groschen erhielt. Einmal verdiente ich sogar vierundzwanzig Kreuzer, da ich bei einer vornehmen Leiche bei jedem Vers des Chors: „Nun laßt uns den Leib begraben," die Antiphonie [1] absang: „So traget mich nur immer hin." — Noch heute ergreift mich der einfache edle Gesang der Choräle; da ich aber zu wenig Musiker bin, will ich nicht entscheiden, ob es der Choral ist, der diese Wirkung macht, oder Eindrücke der Jugend. Genug! die alte Kirchenmusik lockte Heiden in die Kirche, die neuere könnte Christen hinauslocken, ohne daß Heiden herein kämen.

Unsere großen Concerte und Opern, die man auch Académies de Musique nennt, haben mehr Lärmen als Ton und Harmonie, mehr Geschrei als Gesang; das Ganze ist freilich aus Tönen zusammengesetzt, aber es gibt gar vielerlei Töne, schöne und häßliche, Töne von ungeschmierten Thürangeln und mancherlei Afterlaute; die Wirkung muß entscheiden. In einem langen Abendconcert fragte man eine geistreiche Dame: „Sind Sie nicht bezaubert?" — „Bezaubert? Ich genieße mein Vergnügen mit Geduld." Die Künstler theilen die

[1] Wechselgesang.

Erbsünde der Gelehrten, die Eitelkeit, sie präludiren so lange, daß man die Geduld verliert, ehe sie recht anfangen, wie bei Freund Cicero, und hören sich selbst am liebsten. In großen kunstreichen Concerten muß ich immer eines herumreisenden Musikers gedenken, der ganz allein ein Trio spielen konnte, nämlich mit dem Fuße strich er die Baßgeige, mit der Hand eine Geige, und mit dem Munde bließ er in ein Pfeifchen! Längst hat man auch behauptet, daß die schönsten Stellen einer Oper, d. h. musikalisch genommen, diejenigen seien, wo der Dichter den größten Unsinn spricht.

Was beweist das starke Händeklatschen in den mühsamen musikalischen Chronodistichen, Concerte genannt? — Daß sie nicht das Herz, sondern nur die Ohren rühren, denn das Herz würde vergessen, daß es Hände gibt. Sie gleichen der Farbenmusik, wo das Auge durch Mannigfaltigkeit der Farben ergötzt werden soll, wie dort das Ohr durch Töne; man kann sich aber nur wundern, wie über gewagte seltene Stücke der Seiltänzer und Luftspringer, nichts empfinden, nicht das, was man bei einer zärtlichen Serenade — der Idylle der Musik — bei einem heroischen Marsch oder gar dem Todtenmarsch empfindet. Große Concerte gleichen einem Platzregen, eine Kammermusik aber dem erquickenden sanften Frühlingsregen, und wenn nun gar noch die Musik schlecht ist, schlecht ausgeführt wird, und der Saal niedrig ist, was die Franzosen salle sourde in der Kunstsprache nennen, so ruft man mit Piron: Ah, que la salle est heureuse![1]

Indessen der Geschmack ist verschieden. In den Niederlanden liebt man das Glockenspiel (Carillon), und auch in vielen deutschen Klöstern und Häusern war eine Orgeluhr eine große Zierde, bei der ich stets dachte, was die Franzosen von einer keifenden Hausfrau sagen: elle nous a faite un beau carillon.[2] Viele wohlfeile Schwarzwälder Holzuhren warten dem Landmann auch noch mit dem Kuckuk auf und beweisen den genügsamen Musiksinn der Eigner. Nicht viel angenehmer ist die starke Glockenmusik katholischer Städte, und war in Köln eine wahre Ohrenqual jedes Reisenden, den sie aus dem Morgenschlaf schon jagte, und in diesem Köln herrschte auch noch der Aberglaube, daß Glocken, die ja getauft worden sind, böse Geister vertreiben, so gut als Gewitter. — Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango.[3] Indessen mag der Ohrenjammer zu Moskau, das gegen sechshundert Kirchen zählte, deren keine unter drei und viele

[1] Wörtlich: tauber Saal. — Ach, wie glücklich ist der Saal! — [2] Sie hat uns mit einem schönen Glockenspiel unterhalten. — [3] Lebende ruf' ich, Todte beklag' ich, Blitze zerbrech' ich.

über zwanzig Glocken hatten, noch größer und nur einem russischen Trommelfell auszuhalten möglich gewesen sein; daher ein Franzose die Verse machte:

Persécuteurs du genre humain,
Qui sonnez sans miséricorde,
Que n'avez-vous au cou la corde,
Que vous tenez dedans la main! [1]

Christus und die ersten vier Jahrhunderte der Kirche wußten kein Wörtchen von dieser Kirchenmusik, wie von hundert andern noch schlimmern Sächelchen in heiliger Kirche, und wenn sich Glockenspiel auf Musik gründet, so gründet sich auch Hunde- und Katzengeheul darauf, wie das Anbellen und Anheulen gewisser Menschen. Mir scheint es fast so sonderbar, als die Musik der Klapperschlange; je älter sie wird, desto mehr Glieder erhält ihre Rassel (bis vierzig), woran Eichhörnchen und Vögel Vergnügen finden, von den Bäumen herabkommen, sich ihr nähern und nicht mit Geld abkommen, sondern mit der Haut bezahlen müssen. Ich begreife nicht, wie man Glockenmusik lieben mag; aber unbemerkt kann ich nicht lassen, daß der Mangel an Glocken am linken Rheinufer, woraus man Kanonen goß, das Traurige und Wilde der Revolution vermehrte. Manchen Rheinbewohner hatte ich weinen und trauern sehen, wenn jenseits die Glocke tönte; er dachte dann ans Auswandern. Glockengeläute hat vorzüglich des Abends und für einen einsamen Wanderer ungemein viel Gemüthliches.

Der abscheulichste Gesang, den so Viele bewundern und Manche so theuer bezahlen, ist mir der Gesang eines Kastrato. Ich sah meinen ersten Hämmling zu Wien. Wie fett er dastand, gurgelte und trillerte ohne Accent (nur wenige können das R und L herausbringen, so hart, als Franzosen das H)! Seine Worte Cor mio! Ben mio! Idolo amato! [2] ohne alle Wärme und ohne alles Gefühl im Munde eines kalten Kapaunen hätten mir das Herz brechen mögen. Mit Recht nennen die Jäger einen verschnittenen Hirsch Kümmerer, und noch mehr freut es mich von den alten Römern (die heutigen sind nur Römlinge, und daher haben sie auch Verschnittene), daß sie den Kerl nicht vor Gericht ließen, der nicht zeugen kann, und nur diejenigen Testes hießen, die auch mit Testiculis versehen waren.

[1] Ihr Menschenverfolger in diesem Land,
Die ihr stets läutet im Unverstand,
Weßhalb, statt in der Hand den Strick,
Habt ihr ihn nicht um das Genick?

[2] Mein Herz! mein Lieber! heißgeliebtes Ideal!

Das majestätischste aller Instrumente ist die Orgel, die man den Tyrannen der Musik nennen könnte, erfunden von der heiligen Cäcilia, ob es gleich in ihrer Legende heißt: cantantibus organis in corde suo soli domino decantabat,[1] bei Gelegenheit, wo die Schwärmerin verheirathet werden sollte, aber den Seelenbräutigam vorzog. Eine volle Orgel hat die Majestät des Donners, des Sturmes und aufgebrachten Oceans, ist folglich nicht für nervenschwache Mädchen; aber eingesperrte Singvögel schlagen nie lebhafter, als wenn der Wind um die Fenster tobt, oder bei dem Scharivari einer lauten Gesellschaft, denn sie leiden nicht an den Nerven. Die Majestät der Orgel macht die Organisten zu partes ministerii,[2] und im Gefühl dieser Majestät schlagen sie den Takt mit Händen und Füßen, während der Holzhacker nur die Hände braucht; führen sie gar eine selbst componirte Kantate in einer Dorfkirche auf, etwa bei einer Pfarreinsetzung oder Beerdigung, dann darf man keck nach einer kleinen Erfrischung schicken oder sein Schlafkissen in den Kirchenstand holen lassen.

Es gibt Separatisten, die kleine schreiende Hausorgeln haben, wobei eine hochlöbliche Polizei aus Liebe zur Ruhe der ganzen Nachbarschaft Einsicht haben sollte; singen mag man sie immer lassen Morgens und Abends. Die figürlichen Hausorgeln bleiben billig dem Manne ganz überlassen, der sie ordnen, stimmen, dämpfen und schlagen mag nach Belieben; mir würden sie die ganze Musik verleiden, wie die Orgeldreher auf den Frankfurter Messen, die sich auch für Musiker halten, und die herumziehenden Banden (Prager ausgenommen), die mit ihren Instrumenten so wenig harmoniren als mit dem Beutel, und die man bezahlt, damit sie sich nur recht bald wieder drücken. Ein musikalischer Ueberfall solcher Leute ist als ein halbmörderischer Ueberfall anzusehen, zumal auf dem Lande, und man wird zuletzt den Kettenhund auch bei Tage loslassen müssen.

Nur Virtuosen wie Vogler hört man mit Lust auf der Orgel, der einen Regen vorstellen konnte, daß die Herren die Hüte aufsetzten, und die Frauen ihre Tücher überbreiteten; zu Göttingen machte er ein Donnerwetter so natürlich, daß die Zuhörer zitternd riefen: „Gott, wenn's nur nicht einschlägt!" Alle Zweifler an Amphions und Orpheus Wundern hätten damals zu Göttingen sein sollen, und man glaubt ihnen, so gut als Lichtenberg, daß damals selbst die Buttermilch über dem Vogler'schen Donnerwetter sauer geworden sei, was zu

[1] Beim Spielen der Orgel sang sie in ihrem Herzen nur Gott allein. — [2] Gliedern des Priesterthums.

Göttingen doppelt bedauerlich war, da Bier und Wein ohnehin sauer sind. Der Schulmeister des Musäus behauptete, als sein Edelmann eine Hausorgel machen ließ, daß die Orgel seit der Sündflut der Kirche allein zustehe, folglich die Hausorgel eine Sünde sei gegen das dritte Gebot, und weigerte sich, das Register zu ziehen; aber es ging auf eine Lami [1] aus. Lami? Ja, es ist eine musikalische Redensart, die ganz hieher paßt; traurig, aber ganz musikalisch, denn sie rührt von der uralten Benennung der Töne Ut, re, mi, fa, sol, la, si, und zwar von der Baßkadenz her, wo auf la — mi folgt.

Wer kennt nicht, wenn er auch nicht in London war, Drydens berühmtes Alexanderfest, oder die Macht der Musik, componirt von Händel? Musik hat eine narkotische Kraft und verdient, in der materia medica [2] eine Rolle zu spielen, und gleich wichtig ist sie im Gebiete der Moral. Den leibhaften Teufel aber muß Ovids Musiker im Leibe gehabt haben, der, durchstochen zur Erde liegend, noch

— — Digitis morientibus ille retentat
Fila lyrae, casuque canit miserabile carmen. [3]

Wer nicht viel Glauben an das Alterthum hat — Graecia mendax [4] — halte sich an den Deutschen, dem die Mauthner zu Dover die Geige nahmen; nichts rührte sie; endlich bat er, nur noch ein Stückchen spielen zu dürfen, spielte God save the King, [5] und die Mauthner, die den Matrosen nichts nachgeben, ließen ihn mit seiner Geige ziehen, was französische Douaniers nicht ohne Silbertöne gethan hätten, und was deutsche Zöllner gethan hätten, weiß ich nicht.

Der deutsche Orpheus im Mittelalter war unstreitig der berühmte Ratzenfänger zu Hameln, der 1284 mit seinem Pfeiflein alle Mäuse aus der bedrängten Stadt lockte, und der italienische Sänger Palma sang einem ungestümen Gläubiger so schöne Arietten, daß er ihn zu neuem Darlehen sogar erweichte. Wie gut, daß unsere Gläubiger harthörig, und unsere Sänger keine Palma sind, wir hätten noch weit mehr Schuldenmacher! Der Venediger Sänger Stradella entführte durch seinen Gesang die Hortensia, sein Nebenbuhler dingte einige Banditen; aber sie hörten ihn singen, beichteten ihm den Mordanschlag und baten ihn, Rom zu verlassen. Wir wollen vollkommen zufrieden sein, wenn Musik auf Leidenschaften ungefähr wirkt, wie das Oel auf brausende Meereswogen.

[1] Provinzialismus für allmähliges Vergessen. — [2] Sammlung der Heilmittel.
[3] Mit sterbenden Fingern die Laute
Schlug, und im Fall noch sang ein sanftes, klagendes Sterblied.
[4] Griechen lügen. — [5] Heil unsrem König, Heil!

Ohne Musik lassen sich keine Feste denken, und wenn wir bei einem Ball die Ohren schließen, so erscheinen uns die Tanzenden wie Tollhäusler oder Bachanten. Selbst Leichenbegängnisse werden rührender durch die vom Thurme schallenden Trauerchoräle, oder durch ein Requiem und Miserere plärrender Mönche in zwei Tönen, die in den langen dumpfen Kreuzgängen des finstern Klosters oder Doms wiederhallen und Tod und Ewigkeit am besten predigen. Und wenn erst gar eine Harmonika die Melodie der Todten beginnt: „Wie sie so sanft ruhn," wer sehnt sich da nicht hinüber? Die Töne zittern nicht mehr in irdischer Luft, wir sind schon jenseits. Händels Messias wird, trotz aller Mode, die auch mit der Musik ihr Spiel treibt, in der religiösen Musik das bleiben, was in der religiösen Malerei Raphaels Verklärung ist; sein: „Ich will dem Herrn singen, ein Kind ist uns geboren, Hallelujah!" wird erhaben bleiben, wie Haydns Schöpfung. Und dann die gedämpfte Musik bei Militärleichen und das Finale — der Pulverdonner und Rauch ins Grab hinein! Diese Scene bei der Leiche eines Contingentssoldaten, der nie eine Flinte auf den Feind losgeknallt hatte, rührte mich mehr als die schönste Leichenrede.

Die Wuth der Schlacht verliert ihren Anstrich von Thierheit durch den Klang der Trompeten, Pauken, Oboen und Klarinetten. Das Ça ira und Reveil du peuple, die Marseillaise oder Allons enfans de la patrie der Franzosen, das God save the King und Rule Britannia der Britten thaten so große Wunder, als die Kriegslieder des Tyrtäus und unserer alten Barden, Ossian und der Rolandsgesang. Die Truppen Gustav Adolphs gingen nie ohne Kirchenlied in die Schlacht, wie unsere Alten nie ohne Abendlied zu Bette, und Luthers kräftige deutsche Kirchenlieder thaten viel für die Reformation. Friedrich sogar war gerührt, als seine Tapfern nach der Schlacht von Leuthen das Lied anstimmten: „Nun danket alle Gott." Sein Vater ging aber weiter; der Gesang: „Warum sollt ich mich denn grämen," tröstete ihn in seinen Gichtschmerzen; nur wenn man an die Stelle kam: „Nackend werd auch ich hinziehen," unterbrach er die Sänger: „Nein, das ist erlogen! ich will begraben sein in der Montur." In der Schlacht, wenn Janitscharenmusik sich vermählt mit Trommeln, Pfeifen und Kanonendonner, näher die Gewehre blinken, näher die Fahnen wehen, dann tröstet ein Kamerade den andern im todesschwangern Pulvergewölke:

Gott befohlen Brüder,
In der andern Welt wieder!

Ein gemeinsamer Gesang thut Wunder; das Gemeinsame neben dem Helldunkel eines alten, erhabenen Doms, und wenn die Orgel in den Volkschoral hineinbraust, macht hier mehr Wirkung als der Gesang selbst, der oft so schlecht ist, als das Schelmenlied gelehrter und ungelehrter Bursche. Das Lied: „Wir fallen vor dir nieder," hat mich in den weiten Hallen des ehrwürdigen St. Stephan zu Wien in meinem vierzigsten Jahre so andächtig gemacht, als ich als Knabe war bei der ersten Communion oder bei dem Liede: „Vom Himmel hoch da komm ich her," und: „O Ewigkeit, du Donnerwort." Pergolese's Stabat mater und Grauns Tod Jesu sind in der Musik, was Raphael und Correggio in der Malerei. Ein leidendlicher Kirchengesang kann einen Mann zu hohen religiösen Gefühlen begeistern, den alles Uebrige einschläfert oder niederschlägt, und von dieser Seite wird man Gebildeten und Ungebildeten gemeinsame Religionsübung am besten beibringen, gute Dichter und Musiker besser, als die ganze Klerisei.

Körner begeisterte nicht allein die schwarzen Jäger Lützows und starb leider zu frühe; den Schweizer ergreift der Kuhreihen und seine Alpenlieder, wie die Nationalgesänge den Britten und Franzosen; selbst der Kosake begeistert sich mit seinen von der Hirtenflöte begleiteten Heldenliedern. Und wir Deutsche, die wir vorzugsweise geschickt zur Vokalmusik sind, wir, die wir die ersten Tonkünstler, die größten Dichter, das meiste Herz, Gehör und Stimme für Gesang haben, wir haben kein Nationallied! Schon mancher Ausländer ist in Ekstase gerathen über die Abendlieder unserer Dorfjugend oder über ihre Concerte, auf Baumblättern gepfiffen. Der Deutsche singt gerne in Kirchen und auf Landstraßen, am liebsten aber bei der Arbeit. Im Bielefelder großen Waschhause, wo die großen Linnenbleichen sind, haben mich wohl einige fünfzig Mädchen nicht wenig erbaut, die nach dem Takt froh und leicht sangen und arbeiteten. Im Winter herrscht auf unsern Dörfern noch mehr Musik; die Spinnräder der Mädchen und Weiber schnurren, und die Bewegung der Füße theilt sich der Zunge und Kehle mit; Alles singt und selbst das Großmütterchen gibt mit zitternder Stimme ein lustiges Liedchen aus ihrer Vorzeit zum Besten, und wenn dann nach vorübergegangener Geisterstunde die Rockenstuben leer werden, so beginnen die Drescher ihren $^3/_8$ Takt, die erste Form des Walzers. Und wir musikalische Deutsche haben nicht einmal Nationallieder, en attendant mieux![1]

[1] Indem wir auf Besseres warten.

X.

Der Schluß.

Deutschland ist neben Italien die Pflegemutter der Musik, weil in Deutschland noch Herz ist, und Deutsche noch am richtigsten fühlen, Süddeutschland mehr noch als der Norden, namentlich Oesterreich und Böhmen. Italien war die Lehrerin; aber die Schülerin, die nazione barbara,[1] hat ihre Meisterin längst überflügelt, was man aber nur in der Lombardei glaubt und weiß, weil man da Haydn, Mozart, Weigl, Beethoven, Weber 2c. kennt, welchen Italiener nicht das Wasser bieten, und noch weniger Franzosen und Britten. Und wo hat das Ausland einen so gelehrten Musiker, als Forkel war? Don Juan ist so toll als die Zauberflöte, aber wen bezauberten nicht jedesmal Mozarts Harmonien? Der Freischütz war an der Tagesordnung, als ich dies schrieb; ob aber wohl ein Italiener dabei ausrufen würde, was einst Moore zu Rom rufen hörte: „Der Componist verdient, Kapellmeister der heiligen Jungfrau zu werden und einen Engelschor anzuführen" —?

Der Britte ist weniger eitel als Italiener und Franzosen, und weiß, daß er keine gute Musik hat; der Franzose hat eigentlich nicht einmal eine gute, reine Stimme, meist tief und heiser; selten können sie recht leise reden, viel weniger rein singen, und warum? Das Uebel mag zunächst Schuld haben, das wir nach ihrem Namen nennen, das Generationen hindurch Spuren hinterläßt und beim Italiener sich eher auf die Haut, als an den Hals wirft; aber auch sie haben keinen schönen Tenor und Baß. Rousseau, der über seine musikalischen Meinungen so viel Anfechtung hatte, als über seine politisch-religiösen, ruft aus: „Junger Künstler, frage nicht, was Genie ist; hast du welches, so wirst du es fühlen; hast du keines, so wirst du nie wissen, was Genie ist. Willst du wissen, ob dich Genie begeistere, so gehe nach Italien (jetzt würde er Deutschland nennen), höre die Meisterstücke der Musik, und wenn deine Augen sich mit Thränen füllen und dein Herz pocht, dann nimm Metastasio und arbeite, fühlst du aber nichts, gar nichts, fais de la musique Française!"[2]

[1] Die Barbaren-Nation; so nannten die Italiener einst die Deutschen. — [2] Gehe, und mache französische Musik.

Musik und Gesang erleichtern dem Handwerker seine Arbeit, wie dem Bauer den Pflug und entlangweilen die Weiber bei Spinnrad und Nadel. Kein Volk hat so viel Sinn für Musik als die Neger; die armen Negersklaven erhalten sich Muth und Heiterkeit lediglich durch Gesang und Tanz und ihre Liedchen, wenn sie auch in Worten und Musik immer dieselbe Leier sind, ermüden sie so wenig als die Chansons einen Franzosen. Die Schiffer singen und die Ruderer richten sich nach dem Takt, und so halten es auch Franzosen, und ihr wahres Nationaltheater ist die Opéra comique. Selbst der finstere Napoleon liebte Musik; mit der Stimme ging es ihm so hinderlich als mir, indessen summte er gerne die Marseillaise, und wenn er Marlborough summte, dann wußte Kammerdiener Constant, daß es ins Feld ging. Schwerlich sang er je mit der Heiterkeit des „zufriedenen Seifensieders;" denn dieser war mit wenig zufrieden, Napoleon mit ganz Europa nicht, und dennoch verlor Johann diese Singlust, als ihm ein reicher Nachbar Geld gab, den er störte. Wenn Johann nicht besser sang, als einer meiner Nachbarn, so muß ich bedauern, daß ich kein überflüssig Geld habe.

Lichtenberg verstand kein Instrument, mit dem Gesang stand es auch schlecht, aber er konnte gut pfeifen und fand neuen Muth und neues Feuer und neues Vertrauen auf Gott, wenn er das Lied pfiff: „In allen meinen Thaten," und den Text sich dazu dachte; in ganz guter Laune pfiff er: „Sollt' ich denn durch Gram und Leiden," oder: „When you wed a tender creature."[1] So erheiterte ich mich im Auslande und im Hofmeisterskarren durch das Verschen: „Und leben drauf in fernem Land als Deutsche brav und gut;" denn geistliche Lieder waren schon außer Mode gekommen, ob ich gleich noch als Knabe mit meinem Großvater vor Schlafengehen manchmal ein Abendlied singen und noch im Bette Gebete hersagen mußte, die immer begannen: „Das walte!"

Schon der bloße Rhythmus oder die abgemessene Bewegung, die im Hammerschlag des Meister Schmieds, im Ruderschlag des Schiffers, im Takte des Dreschers liegt, erleichtert die Arbeit, sowie der Marsch dem Infanteristen das Gehen, die Trompetenstöße die Bewegung des Pferdes, was auch die Beduinen bei ihren Karavanenzügen mit dem Kameel beobachten, und Postknechte pfeifen und befördern dadurch nicht bloß den Gang, sondern vorzüglich das Stallen ihrer Pferde. Türkische Musik, Trompeten, Trommeln und Pfeifen geben, wie man

[1] Ehligt Ihr ein zartes Kind.

weiß, dem Soldaten Muth und werden solchen auch unsern friedlichen Bürgergarden geben, da noch Essen, Trinken und Tanz hinzukommt.

Whose noise whets valour sharp, like beer
By thunder turn'd to vinegar. [1]

Posaunen erinnern an den Posaunenengel, nicht den des jüngsten Gerichts, den man vor der Hand auf alten Orgeln und Kanzeln sehen kann, sondern den auf dem Thurme; glücklicher Weise hören ihn die Leichen nicht mehr. Ich höre für mein Leben gerne das Posthorn, dessen Musik zwar in der Regel nicht besonders harmonisch ist; jedoch bin ich auf Postillone gestoßen, die accordirten; und auf Reisen durch einsame Wälder und uninteressante Gegenden, vorzüglich zur Nachtzeit, kosteten sie mich manchen Sechsbätzner weiter und gingen mir über viele Musiker; nur den Musiker Luft schlage ich noch höher an, der das Wasser nicht leiden mag und murmelnd über Quellen, Bäche und Wasserfälle schwebt, und er geht mir über den künstlichen Concertmeister. Nächtliche Hornmusik im Freien hat so viel Reize für mich, daß ich einst öfters bis Mitternacht bei einer Gesellschaft weilte, in der ein wackerer Fürst war, der von da $1^1/_2$ Stunde nach seiner Villa hatte über einen hohen Berg; er blies mit seinen Jägern das Horn meisterhaft.

Und wie viele Freude machen nicht gute, muntere Liedchen (chansons) an einem wohlbesetzten Tische in trauter Gesellschaft? Man braucht kein Siegwart zu sein, um als Jüngling in ein: „Alles schläft, nur silbern schallet Marianens Stimme noch," mit einzufallen. Damen singen nur schwere italienische Opernarien und nehmen Singstunden bei Meistern; Naturkinder singen kleine, deutsche Liedchen, ihr Meister ist Natur, und Liedchen, die wir in der Jugend gerne hörten und sangen, versetzen uns mitten im Schnee der Jahre wieder in das heilige Paradies der Jugend, wäre es auch nur: „Schön wie Florens Grazie;" „Blühe, liebes Veilchen;" „Als ich auf meiner Bleiche ꝛc.," und wenn ich auch zwanzig Jahre später mich durch eine Parodie auf das erstere Liedchen im gerechten Unmuthe über Florens Grazie versündigt habe, so singe ich Alter, der gute Meister singen hörte, noch heute:

Weg, Plato! Ha, was ist der Klang der Sphären,
Den hochentzückt dein kühnes Ohr vernimmt?
Ein Traum — mein Mädchen mußt du hören,
Wenn sie das Lied zu ihrer Laute stimmt!

[1] Der Lärm macht scharf den Muth, wie Bier
Zu Essig im Gewitter wird.

Es ist bedeutsam, daß man ein Allegro, Allegretto, Presto, länger anhören mag als ein Adagio, Largo und Andante. Ein hüpfender $^6/_8$ Takt wirkt ganz anders als der $^3/_4$ Takt, wie Dur und Moll, Crescendo und Decrescendo, vorzüglich aber eine plötzliche Pause. Jener Schneidermeister zu London fand, daß seine Gesellen bei dem langsamen Gang des Rule Britannia auch langsam arbeiteten, und ließ einen blinden Fiedler kommen, der lauter lustige Stückchen aufspielte, und hiernach richteten sich nun auch die Nadelstiche. Man lasse ja die Jugend Musik lernen, selbst wenn sie nicht besonders geschickt dazu sein sollte; es wirkt immer auf das Gefühl zurück, und die alten Theologen bestanden sehr darauf, um doch nicht ganz leer zu kommen zur dereinstigen Himmelsmusik. „Musica," spricht Luther, „ist das beste Labsal eines Betrübten, eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, eine schöne, herrliche Gabe Gottes, und nahe der Theologie. Die Jugend soll man daran gewöhnen, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen und Spielen gerathe; ich wollt mich meiner geringen Musica nicht um was Großes verzeihen."

Unsere heutige Erziehung läßt es nicht an Musikunterricht fehlen. Viele Jünglinge haben sich schon durch Musik Gönner und Freunde verschafft und Zutritt in höhere Zirkel, wo ihnen geholfen wurde, und unsere Fräuleins haben so viele Musikstunden, daß sie selbst die Kochstunden darüber versäumen, ohne zu erwägen, daß eine Zeit kommen könnte, wo ein gutes Mahl willkommener sein möchte ohne alle Musik, als ein verdorbenes, oder gar keines unter Engelschören oder Nonnenchören, wie man sie nur noch in Italiens Kirchen hört. Gar viele Mädchen, die in unsern ehescheuen Zeiten quiesciren, müssen indessen sich mit Clavier und Gesang trösten, durch die sich so viele Gimpel schon haben fangen lassen, namentlich wenn ein schöner Arm die Laute schlägt, begleitet von einer sanftklingenden Stimme. Aber werden nicht auch Vögel gefangen durch die Lockpfeife? Einer meiner Verwandten ließ sich durch die Schöngeisterei einer französischen Gouvernante fangen, die ihm keine Suppe kochen konnte und schwindsüchtig war; er nahm in zweiter Ehe eine ganz schlichte deutsche Pfarrerstochter.

Singen ist die wahre Musik des ledigen Standes. In der Ehe verliert man die Stimme und klimpert höchstens noch ein bischen am Clavier oder mit Geige und Flöte; mit der Hochzeit geht das Notenbuch verloren (wie das meinige ohne alle Hochzeit) in der Kinderstube, und ohne Notenbuch geht es nicht, da die Meisten nur Musik lernten,

weil sie mußten, und Mädchen nur spielten, weil junge Herrchen ihre Eitelkeit anregten und man überhaupt keine Musik hatte, so wenig als der parlirende Papagai Sprache. Indessen lieben Damen Musiknoten noch am meisten, weil sie alle andern Noten nicht leiden können. Der Gesang ist recht eigentlich für das Geschlecht; sie sind ja die Vögel im Menschenreich; allenfalls auch das Clavier und die Laute, um einen schönen Arm in vortheilhaftes Licht zu bringen, nur nicht die Geige oder gar der Baß; selbst die Harfe hat etwas, das nicht recht weiblichzüchtig läßt. Dem Manne kann höchstens ein Baß nachgelassen werden, wenn er nicht Kastrate, Franzos oder Geck ist; Männer, wie Luther, ziert auch ein guter Alt, wenn sie von Päpsten und Türken geplagt wurden:

> Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
> Und steur des Papsts und Türken Mord!

Sobald man wieder singt, ist man wieder kurirt, und wenn man wieder nach seinem Instrument greift, ist es gerade, als wenn Raucher wieder nach ihrem Werkzeug greifen, sei es nun ein Flügel, ein Triangel, Hackbrett oder Maultrommel. Wieland brachte jeden Abend auf seinem einfachen Clavier seine Ideen und Gefühle in jenen sanften Einklang, der einen ruhigen Schlaf gewährt; bei Andern thut es die Tabakspfeife oder Zeitung, und bei mir ein kleiner Spaziergang. Peter der Große, der von Jugend auf keine andere Musik gehört hatte, als von Trommeln und Pfeifen, Balaiken und bäurischen Roschoks (Kuhhörnern), fand auf seiner ersten Reise Geschmack an Thurmmusiken, also an Zinken, Posaunen, Fagots rc.; dann verdrängte preußische Regimentsmusik von Oboen, Waldhörnern und Fagots die Kirchenliedermusik, und zwischenhinein Tambours und Querpfeifen; Trompeten galten nur auf Schiffen. Die holländische Glockenmusik war ihm nicht minder werth, wie auch der polnische Bock, den er spielte; dafür blieb ihm französische und italienische Musik zeitlebens zuwider. Ein mir bekannter Landedelmann liebte die Baßgeige, die Kaiser Joseph liebte, und strich sie bei seinen Quartetten mit Macht, aber oft falsch; wenn nun die andern Virtuosen sich einander lächelnd ansahen, so wies er sie zurecht: „Ich spiele meinen Baß in keiner andern Absicht als nur, um mir Motion zu machen.“

Franz Rocco, der 1806 als französischer Ausreißer in Württemberg erschossen wurde, ging zum Tode mit seiner Maultrommel im Munde, und dieses verachtete Instrument (vielleicht bloß wegen seines

Namens Brummeisen oder Maultrommel) hat schon manchen Brast vom Herzen genommen und soll selbst Würmer aus dem Leibe treiben, wenn man sie vierzehn Tage damit allarmirt. Die Maultrommel ist Vielen auf dem Lande, was dem Schotten die Sackpfeife (die auch Dudelsack und Bockspfeife heißt); in Italien heißt sie Spassa Pensiero, in Spanien Caja de Paris, in England Jew's harp und in Dänemark und Schweden führt sie noch den schönen altgermanischen Namen Mundharfe (Mundharmonika), den wir wieder herstellen sollten. Zur Sackpfeife gehört der ganze Amor Caledoniae (Liebe zu Schottland), wie ihn der gute Lord Maréchal [1] hatte, um ihr Geschmack abzugewinnen; an einem schönen Sommerabend sind mir die Harmonien der Raben, Krähen und Frösche ebenso lieb; Laubfrösche sind wahre Diskantisten, Sumpfbewohner Tenoristen, und die alten singen einen förmlichen Baß. Alle sind die echten Dorfmusikanten; aber ich habe einen wahren Virtuosen auf der Maultrommel gehört und seitdem bedauert, daß mir mein Vater dieses Instrument hinweg nahm, weil er es für ebenso unstandesmäßig ansah als meine Liebhaberei, an Sommerabenden auf den Sandsteinen vor dem Hause barfuß zu laufen.

Der Geschmack ist verschieden. Englische Fuchsjäger und Landlords nennen das Gebell von fünfzig bis hundert Jagdhunden in ihrer Jagdsprache Musik, so wie jenem Tataren-Chan Pferdegewieher und Napoleon Kanonendonner Musik war. Kanonendonner war in meiner Zeit zwanzig Jahre hindurch der Generalbaß der Menschheit, und die Großen müssen wohl an ihre Bestimmung zum Krieg glauben, da schon bei ihrer Geburt, dann bei ihrer Vermählung, bei ihren Reisen und noch zuletzt bei ihrer Beerdigung nichts als geknallt wird. Carl XII. hörte zum ersten Mal in seinem achtzehnten Jahre vor Kopenhagen Kugeln um seinen Kopf pfeifen, fragte nach dieser Musik und rief: „Gut, das soll künftig meine Musik sein!“ Traurig genug! Aber der letzte Landgraf von Pirmasens hätte es um kein Haar besser gemacht, wäre er ein mächtiger Monarch gewesen; ihm ging nichts über Trommelmusik; er schlug die Trommel, wie kein Tambour im ganzen heiligen römischen Reich, während Ratten und Mäuse einen solchen Abscheu davor haben, daß sie verschwinden, wenn man mit den Fingern bloß an der Bettlade trommelt.

Ein deutscher Landedelmann versicherte, daß er zwar unter allem

[1] Keith, Lord-Marschall von Schottland, bekannt unter obigem Namen als Freund Friedrichs II.

Lärm den Musiklärm vorziehe, das liebste Instrument jedoch sei ihm der Bratenwender. So geht dem Juden und Wucherer nichts über den Metallklang, oder, was auf dasselbe hinausläuft, einem gewissen Apotheker nichts über den Klang seines Mörsers, der ihm süßer tönt, als der Silberklang der Stimme seiner Katharine, so süß als Kindern der einzige Schwanengesang, der wahr ist, den die Schweine zum Abschied singen. Hatte nicht Lichtenberg einen eigenen Sinn für den Klang seiner alten hölzernen Treppe? Wenn deren Stufen von unbekannten Füßen gespielt wurden, zitterte er, freute sich aber über Freunde, deren jeden er am Takte kannte, in dem er die Treppen schlug. (So erkannte ich wenigstens stets das Ankommen einer Laura.) Die Fuhrleute liefern förmliche Peitschenconcerte, in denen sie jedoch die Musensöhne als ihre Meister anerkennen mußten, und mir macht ein Vogel, den wohl Wenige unter die Musiker rechnen möchten, die schönste Musik — der Kuckuk — als Vorbote des Frühlings und der Nachtigall, der ich schon viel zu Gefallen gethan habe. Alle Nachtmusiken nehmen sich besser aus und wirken stärker auf das Gefühl, und so auch die erste aller Nachtmusiken, die der Nachtigall. Oder sollte Shakspeare Recht haben: „Die Nachtigall, sänge sie am Tage, wo jede Gans schnattert, würde für keine bessere Sängerin gelten als die Grasmücke" —?

Pferde, Kameele, Hirsche, Elephanten, Katzen, Spinnen, selbst Fische und Schlangen, vorzüglich aber Vögel kennen wir als große Musikfreunde; Schlangen tanzen nach der Musik, Elephanten ließen sich durch Musik zur Begattung reizen; in Krain kommen die schönsten Krebse aus ihren Löchern, wenn man eine gewisse Melodie pfeift, und Gefangene haben öfters durch Musik Ratten, Mäuse und Spinnen vertraulich gemacht; nur die Hunde sehen Musik als einen Lärm an und halten es mit obigem Landlord. Seine Majestät der König Negus geruhten bei einer von Europäern ihm dargebrachten Musik zu bemerken, daß die Kerls zu Zeiten faul seien zum Spiel und mitten im Stücke wagten, aufzuhören und Andere allein fortspielen zu lassen. „Eure Majestät, sie pausiren;" man belehrte ihn, was das sagen wolle, aber Höchstdieselben verordneten auf der Stelle, daß in Höchstderen Diensten durchaus von keinen Pausen mehr die Rede sein solle.

Argus mit hundert Augen ließ sich einschläfern durch die Flöte, und Pythagoras hörte die Musik der Sphären, nach der die Sterne tanzen und an der sich vielleicht deren Bewohner und die Seligen wie an einer Weltorgel ergötzen, und so werden auch unsere Musiker

immer etwas Eigenes haben und hören. Leonardo da Vinci malte nie an seiner Gioconda ohne Musik, denn sie macht die Mienen heiter und lebendiger, und den alten Haydn, den seine Verehrer zu einem Feste luden, wo die Schöpfung aufgeführt wurde, erschütterte die Stelle: „Es ward Licht!" so, daß er weinend ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!" und sich nach Hause tragen ließ. Wohin wird uns Akustik noch führen? Pythagoras konnte nichts Besonderes leisten, da er sie bloß von den Schlägen eines groben Hammerwerkes abstrahirte, aber Rameau und Euler leisteten viel, und Chladny? Ich halte mich ans Gefühl, und auf dieses wirkt nichts so sehr, als die Aeolsharfe (Windharfe) ohne alles Zuthun der Kunst und ohne alle Kenntniß der Klanglehre; eine Stelle bei Eustathius [1] machte Pope'n aufmerksam, und Oswald versuchte und fand diese einfache Naturmusik, die der Talmud jedoch schon im alten Testamente findet: „Davids Harfe erklang um Mitternacht, da der Nordwind sie berührte." — Pope, deine Aeolsharfe ist mir mehr als alle deine Werke!

Die Musiker des Mittelalters fanden im Diskant das Feuer, im Alt die Luft, im Tenor das Wasser und im Baß die Erde; alle Elemente wirken auf uns, und wie Tarantelstiche wirkt Musik vorzüglich auf die Nerven der Damen, deren mehr als eine die Harmonika schon in Ohnmachten gestürzt hat. Die Harmonika kannten lange vor Franklin unsere alten Zecher, die mit benetzten Fingern aus mehr oder minder vollen Gläsern eine „lustige Weinmusik," wie Harsdorfer sagt, hervorzubringen wußten. Die jetzige Harmonika gibt unsern Damen eine Art Heimweh, wie dem Schweizer der Kuhreihen; wenn dieser desertirt, so wird die Dame erst recht heimisch, d. h. verliebt, wie die Männer sanft oder zornig; ja, wenn Bayle richtig beobachtet hat, so machte ein Dudelsack einen Gascogner pissen, sowie zarte Seelen über einem Clavier weinen, die Füße der Mädchen bei einer Violine sich bewegen, und die Frau eines Waldhornisten, die auf den Abtritt ging, wie ich selbst weiß . . . Die Harmonika wirkt einmal bestimmt stärker auf die Nerven unter den mir bekannten Instrumenten, stärker als die Violino di ferro oder Nagelgeige, wo man statt der Glasglocken Eisenstifte mit dem Fidelbogen streicht. Singvögel, die zugleich Raubvögel sind, gibt es nur unter Menschen: daher gegen alle Gefahren die von Hermes vorgeschlagene Erlernung des Generalbasses vielleicht doch anzurathen wäre. Am besten schützt gegen Sire-

[1] Ein byzantinischer Erklärer Homers aus dem 12ten Jahrhundert.

nen, wenn man sich, wie Ulysses, anbinden läßt und den Gefährten die Ohren mit Wachs verklebt.

Wer die Musik gering schätzt, ist mir einmal verdächtig und sicher ohne Herzlichkeit, wie der, der Kinder, Thiere, Blumen und Landleben nicht liebt. Indessen gilt der Schluß nicht umgekehrt, und es gibt Leute, die das Zimmer voll Blumen, selbst den Rand ihres Sopha's mit Blumen verziert haben und nichts weniger als gemüthlich sind. Man kann auch großer Freund der Musik sein und dennoch die Anfänger in musikalischen Uebungen nicht gerne in seiner Nähe sehen, in welchem Falle ich mich gegenwärtig mit einem Violinkratzer und Hornstoßer vis-à-vis befinde. Ein Nachbar Schiller's, als dieser die Harfe lernte, sagte ihm: „Sie spielen wie David, nur nicht so gut," und Schiller entgegnete: „Sie reden wie Salomo, nur nicht so klug," und solchen Reden muß ich ausweichen. Jetzt bilden sich im fröhlichen Schwaben allerwärts sogenannte Liederkränze, was schön ist, und wenn Jünglinge und Mädchen gemeinschaftliche Kränze winden, muß nothwendig das schönste Concert herauskommen. Sicher wirken sie zurück auf Gemüthlichkeit und sanftere Stimmung; jeder Anfang ist schwer, Harmonie kann nur nach und nach entstehen; vielleicht bewirkt die Harmonie der Liederkränze auch Harmonie im Staate und in Collegien, worauf schon die Museen, der Oberamtsverband, Amtspflegen und Communschulden hindeuten, und dieses Wunder würde so hoch anzuschlagen sein und höher, als alle Musikwunder der Alten.

Kaiser Nero war sehr musikalisch, und wie schwarz war seine Seele! Ich kenne die größten Selbstlinge, die stets mit Pferden, Hunden und Katzen, mit Vögeln, Blumentöpfen und eigenen lebendigen Produkten sattsam umgeben sind. — Musik hat viel Aehnliches mit dem Wein, und an Damen, die den Ohrenkitzel der Musik leidenschaftlich liebten, wollte man auch größere Liebe für Kitzel anderer Art bemerkt haben; Virtuosen liegen ohnehin in der Regel in den Banden der Sinnlichkeit, und kleine deutsche Höfchen verdarben mir die trefflichste Musik, weil sie Alles fortgeigten, nur nicht den Teufel der Gläubiger und Commissionen. Schon die Griechen klagten, daß ihre Musik ganz jonisch geworden sei, d. h. bloß sinnlich und wollüstig, und so führte sie auch hier nicht zu höheren Zwecken; die Natur will uns nur zwischen Vergnügen und Tugend zum Glücke führen; hier führte die Musik nach Jonien.

Aber wer Musik nicht liebt, bleibt mir einmal verdächtig, wo nicht fehlerhafte Organisation des Ohrs im Spiele ist; wer sie aber

bloß nicht kann, ist eben im traurigen Stande des Nichtkönnens und verdient Mitleiden. Ein tröstendes Clavier, ein strafender Baß, eine hüpfende Violine, eine zärtliche Flöte, eine predigende Posaune, eine psalmirende Harfe, eine muthige Trompete, eine vollbrausende Orgel wirken mehr, als alle Beredsamkeit des Demosthenes und Cicero, und ein Concert mit den größten Widersprüchen der Töne ist einiger, als der Reichstag Europens und die größten Gelehrten. Aber ich muß es wiederholen, nichts stimmt zu höheren romantischen Gefühlen, als die harmonischen, sanft anschwellenden, nach und nach wieder hinsterbenden Töne der Aeolsharfe (es liegt etwas Aehnliches in der russischen Feldmusik), die ich zum ersten Male recht genoß im schönen Bade zu Liebenstein. Ihre Töne in der Stille der Nacht oder auch nur in der Einsamkeit eines schönen Parks scheinen Chöre ätherischer Wesen und Töne aus dem Geisterreiche.

Die Musikinstrumente lassen sich mit den menschlichen Charakteren vergleichen, wie man in der Moral die Lockpfeife mit der Schmeichelei, den Dudelsack mit dem Aberglauben, Wahrheit und Vernunft mit dem Generalbaß vergleichen könnte. Die Lärmer in Gesellschaft sind Trommeln, die bekanntlich leer sind: Flöte und Laute sind der Gegensatz, die nur für Auserwählte passen. Die Trompete lärmt weniger als die Trommel, hat aber nur 4—5 Töne, daher mag sie das Instrument der Städter von bon ton sein, die von nichts als Theater, Ball, Assemblee, Mode, Spiel, Pferden und Mädchen zu sprechen wissen; auf dem Lande könnte man das Hüfthorn substituiren. Die Violine ist für die Witzköpfe, da sie im Concerte immer die Oberhand hat, allein aber unerträglich wird, wenn man nicht gerade in Musiklaune ist. Die Baßgeige, die jedoch dann und wann der Harmonie zuträglich ist, muß dem schwermüthigen Murrkopf bleiben, und der Dudelsack dem Phlegma. Das Clavier aber paßt für Alle, faßt alle Musik in sich und bleibt dem vollendeten Charakter. Der Gegensatz des groben Basses ist die Quinte, die man dimmer emselben vorziehen mag, so lange sie unter den Fingern bleibt; aber im Kopfe? Apage,[1] Quintenmacher!

Die Wirkungen der Musik hängen viel von zufälligen Ideenverbindungen ab. Trompete und Trommel erregen Muth, aber auch traurige Gedankenspiele; das Girren der Taube kann ein Mädchen, das gerade den Geliebten verloren hat, weinen machen, und Glockenmusik, über die ich oft fluchte, macht Andere beten. Der leiseste Cla-

[1] Fort mit dir!

vierton kann einen Kranken erschüttern, während selbst ein Kanonenschuß dem Gesunden unbedeutend ist, falls er ihn nicht näher angeht, und Glaszerschreier vermögen durch eigene Laute Gläser zu zersprengen, die der Donner eines Achtundvierzigpfünders nicht sprengt. Wir haben es in der Musik weit gebracht, und ich will bloß auf Gerbers Lexicon der Tonkünstler und Forkels Geschichte der Musik verweisen. Chladny, Erfinder des Euphons und Claviercylinders, ist, als einer der neuesten Tonlehrer, bekannter jetzt als 1794, wo er unter dem Thore einer Reichsstadt befragt wurde, was er führe? „Ein Euphon." Seine Magnificenz der Herr Bürgermeister ließen zurückmelden: „Fremdes Gethier werde hier nicht eingelassen."

In der Knabenzeit lieben wir Alle Trommeln, Pfeifen und Trompeten, dann kommen Geigen, Flöten, Clavier. In Familien pflegt die Frau die erste Violin zu sein, der Mann der Contrabaß; die zweite Geige ist das Mädchen, und die Bratsche die Köchin; Klarinet, Hoboe, Flöte ꝛc. spielen die Kinder, und am besten steht's, wenn Hörner, Trompeten und Pauken ganz wegfallen. Jeder bleibe bei seinem Instrument, sonst wird er lächerlich wie der, der auf dem Flageolet einen Choral bläst, oder auf der Posaune ein zärtliches Ständchen; und wer nicht Takt halten kann, von dem darf man vorläufig annehmen, daß er auch nicht Takt und Maß hält in seinen übrigen Handlungen.

Göttliche Tonkunst! erhalte deinem Verehrer sein Gehör desto länger, je weniger du seine Finger, wenn sie sich auf dem Clavier bewegten, zu beseelen beliebtest, und je schmerzlicher ihm der Ruf seines Violinlehrers war: Falsch! Falsch! Um die Flöte brachte ihn die sorgsame Mutter, die von Schwindsucht träumte, vielleicht auch die Besorgniß, daß ich den Kopf nach der Seite hängen möchte, wie der große Fritz; um das Waldhorn der Vater, der von Brüchen sprach, und das Clavier gab er selbst auf, weil er es nie so weit brachte, wie einer seiner Freunde, etwas nachzuspielen ohne Noten; endlich gestand er sich selbst: „Du hast kein rechtes Musikohr!" Und so ist es auch, so sehr ich Musik liebe; und jetzt erkläre ich mir auch, warum ich nie eine lebendige Sprache, wenn ich sie auch geläufig sprach, ohne verrätherischen Accent sprechen lernte. Göttliche Tonkunst! erhalte deinem Verehrer nur seine Zuhörersohren, mit denen das Herz im Bunde steht. Seinem Verstande ist die Schöpfung die trefflichste Harmonie, jeder gute Mensch eine Note darin, der Schurke selbst muß die Harmonie vermehren durch Mißton und Pause; Dümmlinge,

armselige Wichte, Raisonneurs, Schurken sind wie das Unkraut, das eigentlich nur ein Kraut am unrechten Orte ist, aber dennoch Vieh, Vögeln, Insekten und Würmern nützt und zur Arznei oder wenigstens zum Dünger gebraucht werden kann. Der Schurke ist, um bei musikalischer Metapher zu bleiben, bloß eine Pause; armselige Wichte ohne Kopf und Herz: Mißtöne.

XI.

Die Malerei, Zeichnungskunst und Plastik.

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas. [1]

Die Malerei stellt das Schöne in sichtbarer Gestalt mittelst der Farben auf Flächen dar, die Zeichnung gibt Form und Bestimmtheit, ist die Grundlage und das Gerüste, die Farbe und das Perspektiv aber geben erst Leben, Seele und Täuschung, den höchsten Effekt der Malerei. Die Malerei hat eine noch höhere Würde als bloße Augenlust, und darf sich kühn neben Poesie und Tonkunst stellen; ja sie malt lebhafter und ihre Wirkungen sind dauernder und ausgedehnter als die der Musik. Die Sprache der Worte ist eine Himmelsgabe; aber es gibt noch zwei wunderbare Sprachen, die gar keiner Worte bedürfen: die Sprache der Natur, die nur Gott spricht, und die Sprache der Kunst, die nur Auserwählte der Menschheit sprechen und verstehen. Gressets Pleureuse [2] weint über ihren todten Vogel, der vor ihr liegt, das Mädchen hat wenigstens 18 Jahre, sollte sie dabei bloß an einen verlorenen Vogel denken?

Oft werden Handzeichnungen großer Meister ihren vollendeten Werken vorgezogen; denn da erblickt man das volle Feuer der Begeisterung, die auf dem langen Wege vom Kopf durch den Pinsel nach der Leinwand oft verloren geht; eine Handzeichnung ist der erste Entwurf des Genies, wie der Schattenriß der einfache Ursprung der

[1] Wie, ist den Malern und Poeten nicht
Von jeher freigestanden, alles, was sie wollen
Zu wagen? (Wieland's Uebers.)

[2] Weinerliche.

erhabenen Kunst war. Die Tochter des Dibutades umschrieb den Schatten ihres scheidenden Liebhabers an der Wand, der Vater schnitt ihn aus und modellirte ihn in Thon. So entstand Malerei und Plastik. Zeichnung ist älter als Buchstabenschrift. Nun gab es bald Kreidezeichnungen und Federzeichnungen und Tuschzeichnungen mit China, Indigo, Carmin, Sepia oder Riester, und die Skizzen oder Croquis und Studien der Künstler wurden in Portefeuilles gesammelt und buhlten um den Vorzug mit Oelgemälden und Kupferstichen. Das Auge wird verfeinert, wie das Ohr durch Uebung und Studium großer Meister, und man wirft die Kupferstiche aus Nürnberg aus seinem Zimmer, wenn man in spätern Zeiten das Auge geweidet hat in den Gallerien Wiens, Dresdens und Berlins, oder gar in Italien, Frankreich, England und Holland. Aus den Gemälden oder Kupferstichen, womit die Wohnzimmer eines Mannes verziert sind, läßt sich oft richtiger auf dessen Charakter schließen, als aus seinem Bilde, und ich schließe noch weiter aus der abgekommenen Mode der Schattenrisse, daß die Welt nicht mehr so einfach und gemüthlich, sondern vornehm geworden sei. Der älteste Schattenriß ist der der Erde im Mond, und das Volk weiß ohnehin allerlei Komisches vom Mann im Monde.

In den Farben liegt für das Auge ein Reiz, wie in den Formen der Plastik, wenn es nicht am Auge und Augenmaß fehlt, das weit Mehreren fehlt als man glaubt. Michel Angelo behauptete, man müsse den Zirkel im Auge, nicht in der Hand haben. Es ist ein Triumph des Malers, daß sein Zauber das Gesicht zum Gefühle macht, seine Figuren sich so beleben, daß der gemeine Mann die Finger dazu nimmt, wenn er etwas recht sehen will, und an Statuen herumgreift, zumal wenn letztere nackt sind; daher ist auch Plastik die Hauptkunst der sinnlicheren Alten gewesen. — Papst Paul IV. ließ einige nackte Figuren in Michel Angelo's jüngstem Gericht bekleiden, und daher bekam der Maler den Spitznamen Brachettone (Hosenmaler). Mehrere Päpste glaubten auf dieselbe Weise ihren heiligen Abscheu zu erkennen geben zu müssen, die das Nackte in natura weniger verabscheuten, und manche nicht mehr als die Griechen.

Es ist Schade, daß der Maler beschränkter ist, als der Dichter; er kann das Sichtbare nur in e i n e m Moment und in bestimmtem Raume zeigen; dafür ist er auch wieder freier und macht anschaulich, was der Dichter bloß der Phantasie anheimstellen muß. Durch Licht und Schatten, Perspektiv und Farbe weiß er vergessen zu machen, daß Alles nur auf einer flachen Leinwand ist; daher man das Wort Ge-

mälde auch auf Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit übertragen hat, ja selbst auf Musik; musikalische Malerei, die echt komisch ist. Die zeichnenden Künste sind uns bloß Werke des Vergnügens und des Luxus; der Urwelt aber waren sie das einzige Mittel, sich der Nachwelt verständlich zu machen, so lange man die Schrift nicht kannte und die Griechen noch Drucken, Schreiben und Malen mit einem Worte ausdrückten: γράφειν. — Schade, daß so viele Ueberreste des Alterthums uns Hieroglyphen sind.

Die Farben spielen eine wichtige Rolle, und die erste war wohl die rothe aus gebrannter Ziegelerde; überall finden wir die rothe Farbe voran, bei den Wilden Nordamerika's, wie Neuseeland's und Afrika's; es war schon viel, wenn sie durch Licht und Schatten die Rundung auf einer Fläche auszudrücken wußten, wozu vielleicht das Wasser führte. Colorado heißt noch in der spanischen Sprache Roth, und Roth und Schön sind in der slavischen Sprache gleichbedeutend, nicht aber bei deutschen alten Städten, die mit Roth anfangen, was wohl eher von Standquartieren der Kriegsrotten herkommen mag. Aegypter, Perser, Indier und Etrusker malten noch, wie Peruaner und Mexikaner und unsere Knaben. Mein Neven sah eine gezeichnete Landschaft auf meinem Tische und fragte: „Wann streichst Du denn an?" Alles ist bloß noch geklecks̄t, angestrichen, steif und echte pictura linealis, [1] wie die Zeichenkunst auf Latein heißt, steif und flach, wie niederländische Gegenden, wo es immer an einem malerischen Vordergrund oder schönem Hintergrund fehlt, so daß selbst Claude's und Vernet's Pinsel nichts zu machen wußte. Man malte mit dem Griffel, nicht mit dem Pinsel, und wo hätte Hogarths Wellenlinie herkommen sollen? Man war schon mit Farben zufrieden, wie der Knabe auch, den ein Nürnberger Farbenkästchen für einen Gulden anlacht, wie den Geizhals, Wucherer und Spieler ein Dukatenhaufen; einige Dutzend Pastellstifte von allen Farben im Futteral zum Weihnachtsgeschenk machten mich hüpfen, wie die Kinder Israel um das goldene Kalb.

Die Griechen veredelten die Kunst, wie andere Künste. Sie malten eine Minerva und einen Herkules, wenn sie Weisheit und Stärke darstellen wollten, wo die plumpen Aegypter auf den Menschenrumpf einen Hund-, Löwen-, Sperber- oder Katzenkopf setzten und Hörner; jene geriethen auf Ideale, diese auf Ungeheuer und Sphinxe. Zeuxis und Timanthes malten schon mit vier Farben: roth, gelb,

[1] Linienmalerei.

weiß und schwarz; ersterer malte Trauben, auf welche Vögel zuflogen, Parrhasius aber einen Vorhang darüber, der den Zeuxis selbst täuschte, wie Rembrands Magd alle Nachbarinnen täuschte, die mit ihr snaken wollten, und Roos Hasen die Hunde täuschten. Der Prometheus des Zeuxis muß aber weniger gerathen sein, denn man wandte das Obige von Vögeln auf ihn an: „Die Geier kamen geflogen, um von seiner Leber zu fressen." Timanthes bedeckte im Opfer der Iphigenia das Haupt des Agamemnon, weil er sich nicht getraute, den Schmerz des Vaters auszudrücken, bescheidener als jener Hundemaler, der behauptete, lebendige Hunde würden seine gemalten anbellen und beschnüffeln; aber sie thaten, wie Hunde an Ecken zu thun pflegen: sie hoben das Bein auf.

Apelles scheint es am weitesten gebracht zu haben, Dank seinem nulla dies sine linea.[1] Von seinem Alexander in Jupiters Gestalt sagt Plinius: Digiti eminere videntur et fulmen extra tabulam esse.[2] Mit Großen wußte Apelles umzugehen; denn da der einäugige König Antigonus gemalt sein wollte, malte er ihn nur im Profil. Seinen berühmten Zeitgenossen Protogenes besuchte er zu Rhodus und malte in seiner Abwesenheit eine Linie, d. h. einen Umriß, so fein, daß Protogenes sogleich Apelles daran erkannte; aber Protogenes malte eine noch feinere und ging fort; Apelles machte die dritte allerfeinste, so daß Ersterer sich für überwunden erklärte. Gelehrte haben sich über diese Linien die Köpfe zerbrochen, vermuthlich weil sie das Wort linea, wie Apelles Leibspruch auch, zu wörtlich nahmen.

Es gab nun schon Historienbilder, die obenan stehen, wie die Schlacht von Marathon in der Poikile Athens; Landschaftsmaler, wo es freilich mit der Perspektive schön aussah; Thiermaler, und dann die Maler der leblosen Natur, die Stillleben liefern mit einer Sorgfalt, wie Hogarths Maler, der einen Bierschild zu malen hat und nach einer wirklichen Flasche so scharf hinblickt, als ob er eine Kaiserin zu malen hätte. Viele sehen lieber Landschaften Claude Lorrains als die Schlachtenstücke Le Bruns, die Louis XIV. allein seiner Aufmerksamkeit werth hielt. — Wen entzückt nicht in seinem Zimmer eine schöne Gegend, die ihm das Andenken eines Genusses in natura zurückruft, die Bildnisse abgeschiedener Lieben, selbst Blumen und Fruchtstücke, Küchenstücke und Thierstücke mehr als Schlachten aus Campe's Laden, die in meiner Zeit so viele Wände zieren müssen? Das schönste Still-

[1] Kein Tag ohne Linie, d. h. ohne Arbeit im Beruf. — [2] Die Finger scheinen hervorzuragen und der Blitz außerhalb des Bildes zu sein.

leben ist wohl das von Peters I. niederländischem Hofmaler zu Petersburg: ein Todtenkopf mit einem verlöschten, noch dampfenden Lichte unter aufgeschlagenen Büchern und Musikinstrumenten.

Die meisten Gemälde sind nur technisch und malerisch, und nichts nährt seinen Mann besser als die Porträts. Gelehrte lassen nur den Kopf malen, denn dieser ist ja ihr Alles; Vornehme aber lassen in Brustbildern sich malen, um, wie früher den Harnisch, so jetzt die Orden anzubringen, noch früher in Lebensgröße, um die Sporen und den Leibhund gelegenheitlich mit abzumalen. Duo cum faciunt idem, non est idem: [1] Porträtmaler zu 1—2 großen Thalern können nicht malen, wie die Reynolds und Füger für hundert Dukaten, haben aber oft mehr Dünkel als diese Meister. So zeigte ich einst einem ex illis, [2] der mich malte, aus Schonung und ohne alle Kritik, mein Bildniß von einem Meister, damit er sich selbst prüfe; seine Antwort war: „Der hat eine andere Manier als ich." — Fattone thue nicht, was Minerva wohlgefällt. In den alten Sälen alter Burgen sieht man oft Bruststücke, wobei man lächelnd an den kleinen Bruder Quintus bei Cicero denken muß, von dem der Bruder Spötter sagte: „Mein halber Bruder ist größer als der ganze!"

The painted is almost the natural man,
Man's nature but outside, and pencil's figure
Even such, as they give out — [3]

Die Alten nannten die Maler niedriger Gegenstände Ryparographen; auch malte schon Parrhasius libidines in parvis tabulis. [4] An Denners Köpfen muß man die Haare mit dem Vergrößerungsglase suchen, und Gerhard Dow, der einen Besenstiel gemalt hatte, bewundert von Sandrart, sagte: „Und doch habe ich noch wenigstens drei Tage daran zu arbeiten." Das ist niederländisch und erinnert beinahe an die Araber, denen das Gesetz verbietet, Thiere und Menschen abzubilden, daher verzierten sie ihre Wände mit allerlei Pflanzen, Blumen, Baumzweigen, und diese Verzierungen nennen wir Arabesken, auch Maresken und Grotesken.

Römer waren in allen Künsten schlechte Helden, Griechen und Sklaven malten für sie, und Seneca spricht so stoisch von der Kunst, wie Moses (vielleicht malten ihn die Maler aus Rache mit Hörnern)

[1] Wenn Zwei dasselbe thun, ist es doch nicht dasselbe. — [2] Dieser Klasse.
[3] Porträt ist beinah das Wesen der Menschen,
Der Menschen Natur von der äußeren Seite;
Des Pinsels Gestalt beut eben die Form,
Wie die Menschen sich zeigen.
[4] Wollüstige Situationen auf kleinen Bildern.

und — Kant. Die barbarischen Völker, die das Römerreich überschwemmten, hatten begreiflich gar keinen Sinn für Kunst, und die ersten Christen sahen in den edelsten Gebilden nur heidnische Idole, und fanatische Araber dachten auch nicht besser; endlich kam gar die förmliche Sekte der Bilderstürmer. Die besten Kirchenväter, wie Clemens von Alexandrien und Tertullian schrieben die Kunst dem Teufel zu und nannten Maler Räuber, die gleich Gott Geschöpfe hervorbringen wollten, wie die Moslems noch denken; dafür hatten sie Gemälde, von Engeln und seligen Geistern gemalt (ἀχειροποίητα), Christusköpfe nach dem Original und Madonnen vom Evangelisten Lukas, der daher auch Patron der Malerzunft ist.

Päpste und Klöster machten späterhin Alles wieder gut. Künstler mußten zwar nach Legenden und Mönchsgrillen und oft im Tagelohn arbeiten, aber wir verdanken ihnen auch wieder die ewigen Meister der Kunst, Raphael und Correggio, Titian und Guido, Albano, Da Vinci, Mengs ꝛc., die ganze göttliche, italienische Schule, die sich neben den andern ausnimmt, wie das Genie neben dem Fleiß, wie der Athener neben dem Böotier, oder Italien neben Holland, wenn sich auch gleich dem Ajax unter den Malern, Rubens Engelsturz neben Raphaels Johannes in der Wüste stellen darf. Malerei und Musik nahmen mit dem Christenthum offenbar einen höhern Schwung, aber die Plastik verlor, weil sie aus Götzendienst hervorging. Man sah im Basaltkopf Jupiters nicht den Charakterkopf, sondern nur den schwarzen Kopf des Teufels, in Apollo einen wahrsagenden bösen Geist, und in Aphrodite eine liederliche Dirne; aber zur Kenntniß der hohen Plastik der Alten wie ihrer Dichter werden wir ihre Mythologie stets nöthig haben, sowie die geistlose christliche Mythologie aus den heiligen Legenden, wenn wir die großen Meister verstehen wollen.

Es gibt vier Weihen der erhabenen Kunst: Liebhaber, Gelehrte, Künstler und Kenner. Künstler urtheilen am besten von dem Mechanischen der Kunst, der Kenner über Erfindung und Anordnung, der Gelehrte über das Geschichtliche, und der Liebhaber über Eindruck und Gefühl, und dieser hat den besten Theil erwählt. Die ekelhafte Klasse der Kunstjüngerlein, denen die Kunstwörter Kolorit und Contour, Costume, Faltenwurf, Gruppirung, Manier, Helldunkel, Umriß, Schatten und Licht, Harmonie, Luft, Perspektive, Ruhe, Ton, Haltung, Maße, Stil, Schule ꝛc., wie Wasser vom Munde fließen, zumal wenn sie noch ganz frisch aus Italien kommen, machen anfangs staunen;

bald aber findet sich, daß ihre Kenntniß und ihr ganzer Geschmack lediglich diese Schlagwörter sind. Sie halten es damit, wie die Herren Gregorii oder Chirurgen und Barbiere mit ihrem Latein, und Kunstgeschwätz gehört zur Mode meiner Zeit, daher man auch mir etwas nachsehen wird, ob ich gleich nie so ins Kunstgeschwätz gerathen bin, daß man bei meinem Weggehen aus der Gesellschaft gefragt: „Nicht wahr, das ist ein Maler?“ und geantwortet hätte: „Nein, nur ein Pinsel.“ Die Türken nennen Alle, die bei ihnen herumschwärmen im Anblick der Kunst, Narren, und diejenigen verdienen den Titel auch, denen man zurufen muß:

To nature and yourself appeal
Nor learn of others, what to feel.[1]

Diese angeblichen Kenner suchen auch nicht nach Schönheiten, sondern nach Fehlern, und von der Antwort auf ihre Frage: Von wem ist's? hängt ihr Lob und Tadel ab; doch geht es auch Vielen, wie Mengs, dem Papst Clemens XIV. Gemälde zeigte, die sein Hofmaler gekauft hatte. „Sie sind schlecht.“ Aber der Hofmaler hat sie mir angepriesen? „Das kommt daher, daß dieser lobt, was über seine Kräfte geht, und ich, ich tadle, was ich unter den meinigen finde.“ — Alle haben Augen, und daher wollen sie auch damit so gut sehen können als Andere, und mit dem Schönen geht es, wie mit dem gesunden Verstand, den auch Jeder haben will. Ob es wohl je ein weibliches Wesen gab, das sich für häßlich hielt? Zeichnen war in frühester Jugend mein Hauptzeitvertreib ohne Lehrer; ich glaube, daß ich ein guter Maler geworden wäre. Camper hatte dieselbe Lust am Zeichnen, und diese Lust führte ihn zu seinem Werke über die Gesichtszüge; ich aber begnügte mich, Papier und Bücher, Tische und Bänke voll zu klecksen, vorzüglich Subsellien aus Langweile, und habe die Satisfaktion erlebt, daß Aufwärter in Collegien und selbst ständischen Versammlungen mein Subsellium gerne ungewaschen ließen.

Der wahre Kunstsinn scheint in Deutschland noch ziemlich neu zu sein; man darf in vielen Städten nach dem Namen dieses oder jenes guten Stückes fragen, und fragt vergebens, während sie die Namen aller Diener des Wortes und aller Schulrektoren bis zur Reformation hinauf gedruckt haben. Die Kunst geht nach Brod und kann nicht viel arbeiten, weil sie Vieles arbeiten muß. Dekorations- und Kutschenmaler finden weit eher Brod, als das größte historische Maler-

[1] An die Natur und an dich selbst mußt du dich halten,
Nie wird durch Andrer Lehr' sich dein Gefühl entfalten.

genie, und schon mancher Künstler ist in der Schulmeisterei der Kunst geistig untergegangen. Ein Aushängeschild mit einigen Miniatur-Portraiten: Prix un ducat et une heure des séance,[1] das bringt Brod. Poussin, der die Sündflut und die Ehebrecherin malte, starb arm, Boucher aber, der meist les dessus de porte[2] malte, reich. Kneller sagte: „Historienmaler machen die Todten leben, und sie selbst leben erst nach dem Tode; die Bildnisse der Lebendigen machen mich schon diesseits leben. Mein Lehrer Schillinger stände unter den berühmten Malern, hätte man ihm nur etwas Weniges zur Reise nach Italien gegeben, und hätte er sich nicht abgeben müssen mit Tapeten- und Emporkirchenmalereien.“

Gemäldegalerien werden in der Regel begafft wie Bibliotheken; zum Studiren ist keine Zeit, und schon die Menge stört den Genuß. Demetrius schonte Rhodus des Meisterstückes des Protogenes wegen; manche unserer Galerien aber gewännen, wenn man zwei Dritttheile davon mit Auswahl verbrennte. Eine Gemäldegalerie und einen Antikensaal, wie zu Paris 1815, gab es nur ein Mal in der Welt. Millionen Kunstfreunde müssen sich mit bloßen Kupferstichen und Gypsabgüssen, d. h. mit Schatten, begnügen; die Götter vergönnten mir, jenen Schatz drei Monate lang täglich zu genießen, und diesen Genuß rechne ich zu den Hauptgenüssen meines Lebens, denn er gewährt den schönsten Nachgenuß. Aber wie kommt es, daß Plastik, die in meinen Augen unendlich mehr ist als Malerei, in ganzen Gruppen nicht mehr gefällt? Das Apollobad Girardon's zu Versailles, Canova's Monument der Erzherzogin Christine zu Wien gefallen nicht wie einzelne Figuren, und so auch der sogenannte Farnesische Stier und Niobe.

K u n s t g e s c h m a c k hat schon Manchen ruinirt. König René, der bei der Nachricht vom Verluste Neapels gerade ein Rebhuhn malte und wie ein zweiter Archimedes sich nicht stören ließ, mag nun Recht oder Unrecht gehabt haben. Wer da wußte, daß Kaiser Adrian den Baumeister exilirte und zuletzt gar morden ließ, weil er das Mißverhältniß zwischen den Tempeln und den darin sitzenden Göttern bespöttelte: „Aber wenn die Götter einmal Lust bekommen, aufzustehen, müssen sie nicht das Gehirn einstoßen?“ wird es ihm nicht gesagt haben, daß er Unrecht habe, und so geht es auch bei den Sammlungen der Großen und Kleingroßen. Hogarths Saturn sitzt vor einem Gemälde und raucht es an, um ihm den Schein von Alterthum zu geben, und wer kann gegen Saturn? — Aber wer mag

[1] Preis, ein Dukaten, und eine Stunde Sitzung. — [2] Thürstücke.

sonst so hart sein und auf Copien aufmerksam machen, die schwer theuer als Originale bezahlt worden sind? auf Raphaele, die in Deutschland von Deutschen gemalt worden sind? Bei dem Raubsystem der grande nation und dem schrecklichen Untereinander meiner schrecklichen Zeit kamen wirklich Manche in Besitz herrlicher Kunstwerke, die vorher nicht einmal Liebhaber waren, um Lumpengeld und gelten für Beschützer der Kunst. Und warum stets alte, alte Bilder? werden nicht neue mit der Zeit auch alt, wie der Rheinwein dunkel und braun? und gewinnen denn die Gemälde wirklich durch letztere Eigenschaften? Unter solchen Umständen muß man es machen, wie der Kammerdiener, dessen Herr sich einbildete, ein großer Landschaftsmaler zu sein. „O, Euer Erlaucht Landschaft ist noch weit natürlicher als die Natur selbst!“

Es gibt Copien, die so gut als Originale sind, und daher ist schwer zu unterscheiden; Gatti's Copie von der berühmten Nacht des Correggio ist so gut als das Original, und Giulio Romano selbst, der an Raphaels Leo X. mitgearbeitet hatte, verwechselte Sarto's Copie mit dem Originale, und Namen und Zeitpunkte sind ebenso schwer anzugeben. Raphael z. B. hat dreierlei Stil und hätte viermal länger leben müssen, als er lebte, um Alles zu malen, was unter seinem Namen lauft, und selbst zu seinen Lebzeiten thaten die Schüler das Meiste. Raphael karessirte und Guido spielte, und so sudelten oft beide. Und wozu am Ende der Name, wenn das Stück gut ist und uns anspricht? Mit Recht steht Oelmalerei oben an, aber warum deßwegen Wasserfarbenmalerei (Gouache) verachten, wenn sie gut ist, oder Pastellgemälde, wenn man Mengs Amor zu Dresden gesehen hat? Ja selbst Kupferstiche! Bezahlten nicht Liebhaber in Auctionen Rembrandts Blatt de la Moutarde mit drei- bis vierhundert Gulden, wenn es gleich nichts weiter ist, als eine Ansicht Amsterdams, die der Meister früher fertig hatte, als sein Diener den Senf aus Amsterdam nach dem Landgut des Bürgermeisters Six brachte, worüber er mit diesem eine Wette eingegangen hatte?

Die Jugend soll im Zeichnen und Malen aber dennoch geübt werden, und wenn man auch über ihre Producte schreiben muß: „Das ist ein Mensch, das ist ein Pferd, das ist ein Esel,“ — die Menschenköpfe Meerkatzen gleichen, und in ihren Landschaften die Bäume grüne Wolle tragen, die Felsen zackigter sind als in der Natur, und die Wasser aussehen, wie eine zerrissene blaue Schürze über einem weißen Rock; es können nicht Alle Ruysdael und Salvator Rosa sein. Wir wollen

lächeln, wenn sie ihr Berlinerblau durch allzusehr verdichtete Luft mit dem italienischen Himmel entschuldigen; es wird doch immer Sinn für Kunst und mittelbar für schöne Natur erweckt und würde noch weit mehr erweckt werden, wenn sie in den Zeichnungsschulen nicht Jahre lang Augen und Ohren, Hände und Füße, Nasen und Mäuler und Köpfe abzeichnen müßten, ohne je zum Ganzen und Lebendigen zu gelangen. — Wie Viele kommen, wenn sie sich auf die Baukunst legen, über die fünf Säulenordnungen hinaus? Es geht damit, wie mit Griechisch und Latein: die Wenigsten gelangen zu den Humaniora, d. h. dem lebendigen Verständniß, aber semper aliquid haeret![1] Cacatum non est pictum, zu deutsch, angestrichen ist nicht gemalt, aber doch immer etwas!

Für bloße Liebhaber scheint mir Landschaftsmalerei und Portraitiren am angemessensten zur Erinnerung an manche liebe Gegend, manche dahingegangene Lieben; das ipse fecit[2] thut auch was und die wohlfeile Zimmerverzierung, und so halte ich's. Wäre ich aber reich, ich müßte die Copien der berühmtesten Meisterwerke haben; ich zähle etwa fünfzig Gemälde und etwa fünfundzwanzig Antiken en biscuit; dazu gehörte noch kein Millionär. Aber nur selten haben Reiche Sinn für solche Schätze und Millionen gleichen jenen k. k. Kürassiers, die zu Wien in das Müller'sche Wachsfigurenkabinet geriethen: „Brüder," sagte der Eine, „wenn diese Figuren uns gehörten, da hätten wir auf Lebenszeit Stiefelwichs!" Solche Menschen, denen aller Kunstsinn fehlt — und er fehlt Millionen, wie der Sinn für Poesie und das Komische, die ja auch zur Kunst gehören — stehen noch unter dem Pudel, der in einem Panorama von London von der Erhöhung herabsprang, um sich in der Themse zu baden; und in der That ein gutes Panorama gewährt eine Täuschung, die kein anderes Gemälde hervorbringen kann, wovon ich Zeuge bin. Ich sah nicht nur eine Dame Thränen vergießen beim Anblick ihrer Vaterstadt Amsterdam, sondern ich selbst saß einst allein und in liebliche Phantasien verloren im Panorama von Wien, so daß mich der Besitzer erinnern mußte, daß es jetzt Zeit sei, zuzuschließen. Das Rundgemälde oder Panorama ist der Triumph der Perspektive und seines Erfinders **Barker**.

Wen kein Kunstsinn beglückt, der hat durchaus keinen Begriff von der Begeisterung des Künstlers und seinen Werken, so wenig als das Phlegma von der des Dichters oder eines sanguinischen Liebhabers.

[1] Es bleibt immer etwas hängen. — [2] Selbstgemacht.

Er braucht gerade kein Stiefelwichser oder Kürassier zu sein, er darf nur ein mechanischer, in Kanzleien und Boutiquen aufgetrockneter Geschäftsmann sein, constipirt an Leib und Geist, so ist er weniger als obiger Pudel, und wenn er recht altklug ist, so fragt er spöttelnd: cui bono? [1] Nur der Sohn der Kunst begreift Raphael und seine Antwort auf die Frage: „Wie kommen Sie zu Ihren himmlischen Madonnen?“ Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea, che me viene al mente! [2]

Die Kupferstecherkunst ist in Ansehung der Kunst das, was die Buchdruckerkunst für Wissenschaften ist, und auch wenige Jahre nach Erfindung der letzten in Gang gekommen (1460 bis 1470). Ihr Erfinder war vermuthlich auch ein Deutscher, und der erste Kupferstecher, der sich einen Namen machte, Martin Schön zu Colmar, bei den Franzosen lächerlich le beau Martin [3] genannt. Diese wahre schwarze Kunst, die jetzt wohl mit der Malerei rivalisiren darf, erleichtert, sowie die Druckerei auch dem minder Wohlhabenden den Bücherankauf erleichterte, dem Kunstfreund seine Liebhaberei und erlaubt selbst dem Handwerker und Soldaten, das Bild der Stadt, wo er lange arbeitete oder garnisonirte, in seiner schlichten Wohnung zu haben, ja selbst die Bildnisse seines Fürsten oder berühmter Generale oder Minister à 12 kr. Immer besser als die Kupferstiche gewisser Andachtsbücher, vorzüglich der Bilderbibel, die dem Türken, Juden und Heiden die lächerlichsten Ideen vom Christenthum geben müßten. Die Gottheit, ist sie nicht erniedrigt, wenn sie als ein kleiner alter Greis mit langem Barte in einem alten Großvaterstuhle sitzt? Ein Engel berührt die Lippen des Propheten Jesaias mit Feuer — dies gefällt als poetische Figur; aber lasset den Engel gemalt sein, wie er mit einer langen Schmiedszange eine brennende Kohle an dessen Mund bringt, so denkt man eher an die Brandmarkung von der Hand des Scharfrichters. Gewiß schön ist die Idee, eine im Wochenbett gestorbene Frau aus dem geborstenen Grabe hervorkommen zu lassen, ihr Kind im Arm, und mit den Worten: „Herr, hier bin ich, und die, die du mir gegeben hast!“ Ich sah das Meisterwerk Nahls zu Hindelbank; aber die so schöne Idee schien mir in der Ausführung kleinlich, fast komisch.

Der Teufel, die Hölle und die Verdammten und Seligen geben in den gewöhnlichen Darstellungen nur Lachstoff, wie die Besessenen

[1] Zu welchem Zweck? — [2] Da Mangel an schönen Frauen herrscht, bediene ich mich einer gewissen Idee, die mir einfällt. — [3] Der schöne Martin.

kleine schwarze Teufelchen von sich geben wie Froschlaich; die Holzschnitte im Katechismus, Bathseba und David mit der Harfe oben auf dem Söller; Susanna im Bade und die beiden Graubärte hinter dem Baume; Potiphar, wie sie den fliehenden Joseph am Zipfel hat; der Versucher in der Wüste, der ohne Flügel ganz einem aufrechtstehenden Bocke gleichen würde, und das geistliche und weltliche Regiment in der Haustafel; wer kann es ohne Lächeln ansehen? Die juristischen Kupferstiche im Damhouderi practica rerum criminalium [1] geben den theologischen nichts nach, und besonders sehenswerth ist der Holzstich CICX de permissione adulterii! [2]

Gewisse Schandgemälde sind wahre Injurien, wenn gleich Papst Clemens die Beschwerden eines Cardinals über Michel Angelo, der ihn in seinem jüngsten Gericht unter den Verdammten abbildete, mit dem Bonmot abfertigte: „Ich kann nur aus dem Fegefeuer erlösen," und die Friedriche und Josephe in ähnlichen Fällen auch so thaten; witzige Machtsprüche sind keine Aussprüche des Rechts. Ob wohl Clemens so gnädig gedacht hätte bei der Tapete, wo Papst Leo X. vorgestellt wird, wie ihn Luther und Calvin dermaßen klystiren, daß er ganze Reiche nach unten und oben von sich gibt? Der Magistrat einer deutschen Reichsstadt strafte den Maler, der über das Rathhaus die Worte setzte: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß umhüllt," und jener Schneider, der sich einen Schild, „zwei Löwen halten eine Scheere," malen ließ, aber nach einem Platzregen zwei Böcke erblickte, hatte offenbar ein Klagrecht, wenn auch Malern, wie Dichtern, viel erlaubt ist, womit sich Dürer entschuldigte, als man ihn tadelte, daß er beim Einzuge Carls V. zu Antwerpen die fast nackten Blumenmädchen so faunenartig anglotzte: „Ich bin ein Maler!"

Unsere Alten, vorzüglich der Adel, pflegten ihre eingegangenen Verbindlichkeiten bei Strafe des „Schandgemäldes" zu verstärken, und wer nicht Wort hielt, dem malten sie Eselsohren und Hörner, alte Rüben oder weibliche Glieder an die Thüre, wie sie Brunnquell vor seiner Diss. de pictura contumeliosa [3] hat abbilden lassen, einen Ochsen oder ein Schwein, das man im H... leckt, einen Esel oder Hund, Reitereien auf Schweinen und Hunden, oder gar Unzucht mit letztern, manchmal sogar Galgen und Rad, oder wie der Henker den Schuldner auspeitscht, oder gar ihn der Teufel holt. Ein Reichsgesetz suchte 1577 dem Unfug vorzubeugen, der zu Feindschaften und Fehden führte.

[1] Praktik des Criminalrechts. — [2] Ueber die Zuläßigkeit des Ehebruchs. — [3] Abhandlung über beschimpfende Malerei.

Schandgemälde für den Maler sind stets Bilder, unter die man schreiben muß, was sie vorstellen sollen, und die Abbildungen mancher Großen und berühmten Männer sind wahre Pasquille, zumal wenn der Meister darunter setzt: ad vivum pinxit, [1] und nur von wenigen Bildnissen kann man sagen, was Menage von le Sueurs Karthäuser sagte: Sans la règle il parlerait. [2] — Wahre Schandgemälde sind viele Bildnisse der Gelehrten, z. B. vor der allgemeinen deutschen Bibliothek, noch erbaulicher aber die Stücke, wo Inschriften aus dem Munde gehen, wie aus dem Munde eines wittenbergischen Magisters, der vor dem Kreuz kniet: „Herr, erbarme dich mein!" und aus dem Munde Christi gehen die Worte: „Hochedelgeborner, Hochgelehrter, insonders geehrter Herr Magister, steh Er auf, ich erbarme mich sein!"

Nun, nur ein Alexander kann befehlen, daß ihn Niemand abmale als Apelles und Niemand in Marmor oder Erz darstelle, als Polyklet oder Lysipp. Unsere größten Monarchen müssen sich gefallen lassen, aufgehängt zu werden zwischen Sonne, Mond und Sternen und allen möglichen Bestien, zahmen und wilden; nur die Gelehrten scheinen ein Privilegium Wirthen gegenüber zu haben. — Aus den Birnen und Lanzenspitzen im französischen Wappen wurden Lilien, und aus den Adlern im österreichischen Lerchen, was wohl nicht sein könnte, wenn Alles besser gezeichnet gewesen wäre, und Schade ist es, daß die schönsten Plafonds- und Kuppelgemälde entweder so hoch sind, daß sie nur halb genossen werden und nur recht genossen werden können in der Manier, wie sie auch gemalt werden, auf dem Rücken liegend, also geeigneter wären für Schlafzimmer, als für Tafelzimmer und Kirchen. Manche sind freilich so al fresco geschmiert, daß wahrscheinlich unser Sprüchwort: „Es geht wie geschmiert," eher von Malern und Schreibern rührt als von Fuhrleuten.

Für den Philosophen ist es komisch, daß Maler und Bildhauer, wenn sie Götter und Engel malen, Menschen malen. Gelehrte lassen sich gerne mit einem Buch in der Hand malen, Geschäftsmänner mit einem Briefe; jene sehen über das Buch hinaus, und diese lassen den Brief unentsiegelt. So gab man ehemals Predigern ihre Handbibel mit in den Sarg, als ob sie solche mit geschlossenen Augen besser studiren würden als mit offenen; eine kluge, häusliche Pfarrerin nahm sie gewöhnlich vor dem Zunageln wieder weg zum Andenken des Seligen.

[1] Nach dem Leben gemalt. — [2] Ohne die Klosterregel würde er sprechen (Schweigen ist bekanntlich Klosterregel der Karthäuser).

XII.

Die Fortsetzung. — Grotesken, Karikaturen, Schandgemälde, Spottmünzen, Gartenliebhaberei und Gartenkunst.

Die Kunst, aus Thon, Holz, Stein, Elfenbein oder Metall Gestalten zu bilden, oder die Bildnerei, Plastik, die Baukunst und was damit zusammenhängt, bis zur Stempelschneidekunst, ist wahrscheinlich älter als die Malerei; denn mein Nachbar Töpfer, der nicht einmal zeichnen kann, macht mit seinem Lehm alle Thiere nach, die der Hirte zum Thor hinaustreibt, zwar schlecht, aber doch so, daß man weiß, was er will, und sie dienen zu wohlfeilen Christgeschenken. Sagte man nicht von den Figuren des Dädalus, daß sie gehen könnten, und sie machten ihn berühmt? Er that weiter nichts, als daß er den untern Theil seiner Klötze in zwei Theile spaltete, und das kann mein Töpfer auch. Von da ist es freilich weit zu den Göttergestalten des Phidias und Mengs Gypsabgüssen, zu den berühmten Kolossen der alten Welt, bis zu dem schönen, kleinen Figürchen von Eisenguß aus Königsbronn, das vor mir steht und Napoleon vorstellt, ganz, wie er sich zu halten pflegte, hoch drei Zoll.

Die Kunst wird natürlich auch zu komischen Zwecken benützt; aber die Alten mißbrauchten sie nicht selten zu obscönen, die ihnen bloß komisch schienen, namentlich in ihren Kameen und Gemmen, die man jedoch als Kabinetsstücke ansehen kann. Ihnen gleichen die Niederländer, die es recht darauf anlegten, niedrigkomische Gemälde zu liefern. In den Grotten der Alten wuchsen Menschen und Thiere aus Blumenknospen hervor, Gebäude hingen an Fäden, der Unterleib hübscher Mädchen endete sich in schönverflochtenes Laubwerk; Raphael fand solche Verzierungen in den Ruinen der Bäder des Titus, ahmte sie nach in den Gemächern des Vatikans, und der Name Raphaels machte solche Grotesken zur Mode, die nur geschmackloser Sinesen würdig sind. In Herkulanum fand man Anchises, Aeneas und Askanius vorgestellt mit Schweinsköpfen, und auf einer Vase bei Winkelmann steigt Jupiter auf einer Leiter in das Kammerfenster der Alkmene, und Merkurius hält die Laterne. Satirische Kunstgenies drücken ihre Einfälle natürlich nicht mit der Feder, sondern mit dem

Pinsel aus, und wenn man Raphael getadelt hat, daß er in seinem Abendmahl unter die Tafel Hund und Katze malte, die sich um einen Knochen herumbeißen, so finde ich darin eine satirische Anspielung auf die lächerlichen Klopffechtereien der Sacrosanctorum über das Abendmahl.

Grotesk kann man die meisten Basreliefs des Mittelalters nennen, sowie die beliebten Karikaturen unserer Zeit, worauf sich aber schon Michel Angelo und Leonardo da Vinci meisterhaft verstanden haben. Diese possierlichen und übertriebenen Darstellungen (caricare heißt überladen) der Vorfälle des Tages und berühmter Personen wirken besser als Worte, zumal auf Leute, die nicht lesen können, und daher sieht man zu Wien, Paris und London die Buden der Karikaturenhändler stets umlagert vom Volk, und hört nicht selten Gelächter, als ob Kasperle und Harlekin sich gezeigt hätten. Die Charges[1] der Maler und Zeichner sind das, was die Possen und Farces der Dichter oder unsere Parodien sind, und die eigentliche Satire der Kunst. Die Alten kannten schon Karikaturen in ihren Masken; aber was sind sie gegen die eines da Vinci, Carracci, Ghezzi und Callots? Karikaturen scheinen ganz im Geiste der Franzosen zu sein, aber sie müssen die Segel streichen vor Britten und ihrem Hogarth. Coypel lieferte treffliche Scenen aus dem Don Quixote; aber Hogarth war nicht bloß Karikaturmaler, er war mehr noch — Seelenmaler.

Gilray, Bunbury, Woodward glänzten zu meiner Zeit. Franzosen waren der Hauptgegenstand ihres Spottes, doch nicht allein, sondern auch Britten und selbst ihr König in seiner Gemüthskrankheit; und auch der Prinz Wales mußte sich in der Umarmung des Fitzherbert darstellen lassen, und auf seinem blauen Hosenbande stand the Prince in Fitz (Fitz bedeutet Ekstase). Man sah den Franzosen Stunden im Boxen nehmen und Tanzstunden dagegen geben, mager wie ein Skelet und hungrig wie ein Wolf. Napoleon in Aegypten schickte seine Couriere auf Krokodilen ab, und als er in England landet, stellt ihn Georg III. auf seine Hand und betrachtet ihn mit seinem Vergrößerungsglas; er macht sich über die ganze Erdkugel her mit seinem Messer; solche Dinge wirken am meisten auf brittische Nerven. Aber auch ihr Burke vergrößert in einer magischen Laterne einen Floh (Hastings) aus Bengalen zum Berge; Dundas steht am Distillirkolben, und Pitt reitet auf dem apokalyptischen Schimmel. Fox suchte Stimmen, die Herzogin von Devonshire küßte sogar einen

[1] Ueberladungen, Uebertreibungen.

Schmied um seiner Stimme willen, aber er fiel dennoch durch; und nun steht auf einer Karikatur Fox vor der liegenden Herzogin, die ihm sagt: „Sie sind durchgefallen, aber ich habe immer noch einen Flecken für Sie offen" — a borough open for you![1] Als Twiß Reisen durch Irland erschienen, ließen einige Iren Nachttöpfe fertigen mit dem Bilde des Verfassers auf dem Boden und der Umschrift: Come let us piss on Mr. Twiss.[2] Hätten die Verfasser deutscher Reisen gleiches Schicksal, die Nachttopffabriken kämen in Aufnahme, und hätten gewisse Krähwinkler Twiß gelesen, wer weiß, ob nicht auch mir gleiche Ehre widerfahren wäre, denn an Töpfern fehlt es nicht.

Das Journal London und Paris machte Glück vorzüglich durch die Nachstiche jener Karikaturen, und ihr Erklärer Böttiger kam manchmal Lichtenberg, dem Commentator Hogarths, nahe. Die Britten sind frei, folglich müssen sie Alle überflügeln, und es gehört zu den vielen Widersprüchen in ihrer Gesetzgebung, daß sie Pasquille bestraft, Karikaturen aber nicht. Bunburg benützte nicht selten die Karikatur auch zu moralischen Zwecken, wie z. B. in seiner Anweisung für schlechte Reiter, die Fortschritte einer Lüge, die Sonntagsvergnügungen 2c., und Grosse gab sogar eine Theorie der Karikatur, wo aber die Kupfer interessanter sind als der Text. Wir Deutsche können ihnen bloß die Karikaturen eines berühmten Theologen entgegen setzen und die Nürnberger Karikaturen auf Napoleon in großer Menge. Auf Louis XVI. kenne ich nur eine Karikatur; er spielt Piquet mit einem Sanskulotte und sagt: J'ai écarté les coeurs, il a la pique et je suis capot,[3] — aber auf Napoleon besitze ich selbst ein Dutzend. Der Spott der Franzosen wurde wieder wach bei dem Feldzug nach Spanien 1823, und ein spanischer Posten auf einem Gipfel der Pyrenäen ruft den vorüberziehenden Franzosen: Entrez, Messieurs, entrez toujours, on ne paie qu'en sortant![4]

Cerquozzi, Callot und Watteau malten fast nichts als lustige Gegenstände aus dem gemeinen Leben: Tabagien, Märkte, Spieler, Zigeuner, Säufer, Brüder und Schwestern Liederlich, Kinder, die ihre Nothdurft verrichten 2c., und Niederländer zeichneten sich durch die sogenannten Bambocciaden aus, die mit Karikaturen nicht zu ver-

[1] Borough (Flecken) ist bekanntlich der officielle Ausdruck für einen Ort mit Wahlrecht. — [2] Kommt, laßt uns pissen auf den Herrn Twiß. — [3] Ich habe die Herzen weggeworfen, er hat die Pique (Pike, bekanntlich im Beginn der Revolution die Bewaffnung des niedern Volkes), und ich bin Matsch. — [4] Treten Sie ein, meine Herren, treten Sie ohne weiteres ein, man bezahlt erst beim Herausgehen.

wechseln sind. Breughels Katzenconcert, seine drei Betrunkene, seine Hölle &c. sind berühmt, und auf eine wahre Geschichte gründet sich der Kupferstich auf Galiani, wie er seine Geliebte auf dem Sopha umarmt, der Affe von hinten Gleiches versucht, und die Bedienten zur Hülfe herbeieilen. Echt komisch sind viele Blätter unseres Chodowiecky's und Rambergs, mehr werth als die Bücher, die sie zieren, und die heillose Almanachsmode hat viel Schuld, daß beide Deutsche, die sich mit Hogarth messen dürfen, statt Blätter nur Blättchen lieferten.

Unsere älteren Maler gaben viel Lachstoff durch ihre Anachronismen und drollige Versinnlichung religiöser Gegenstände. Raphael malte in den sogenannten Logen Urvater Adam mit einem eisernen Karst in der Hand und auf seinem Parnaß Apollo mit einer Geige. Valencia läßt in seiner Verläugnung Petri die Soldaten unterm Kreuze mit Karten spielen und Tabak rauchen; ein anderer Maler setzt im Zinsgroschen einem Pharisäer die Brille auf, und wieder Andere brachten Kanonen vor Troja und gaben römischen Feldherren Steigbügel und Fernglas. Scipio Afrikanus raucht kaltblütig seine Pfeife vor der Fronte seiner Armee zu Zama. Der schöne Schinken auf der Hochzeittafel zu Kana ist wohl so lächerlich, als das Karthäusermahl zu Ostern, wo statt des Lammes ein Karpfen auf der Schüssel liegt; und Pilatus im Cardinalshute, mit Paternoster an der Seite, nimmt sich so komisch aus, als Moses mit zwei Hörnern gleich Jupiter Ammon, und Salomo in Allongeperrücke, Degen, Federhut, Ordensband und Stern so lächerlich als Christus, unser Herr und Meister, mit einem Lamm über den Schultern, gleich einem Metzgersknecht, oder auf seinem Wege nach Golgatha, begleitet von einem betenden Kapuziner. Ein Apotheker, Erfinder eines Wundbalsams, ließ über seine Thüre den Samariter malen, der dem unter die Mörder Gefallenen mit seinem Balsam aufhilft, und auf dem Fläschchen steht: Wundbalsam des Herrn Hofapothekers N. N.

Das Gemälde im Dom zu Constanz ist bekannt, wo ein Greis in einer Wolke einen Lichtstrahl durch eine in der Mitte schwebende Taube bläst, die dann wieder ein Ei von sich gibt, in dem man ein Wickelkindchen mit einem Heiligenschein erblickt, und dieses Ei fährt gerade nach dem Munde der heiligen Jungfrau, die unten in einem Lehnstuhle sitzt mit aufgesperrtem Maul. — Das soll die Empfängniß darstellen. In einem andern Bilde, das Opfer Abrahams, hat der Erzvater seinem Isaak schon das Messer — nein, eine Pistole auf die

Brust gesetzt, der Hahn ist schon gespannt, Abraham im Abdrücken; siehe, da erscheint sein Schutzengel in der Wolke und läßt sich herab, auf die Zündpfanne zu pissen!

Das Gemälde zu Erfurt, das die Transsubstantiatio [1] verherrlicht, stellt die vier Evangelisten vor, wie sie Papierchen in eine Mühle werfen mit den Worten: „Das ist mein Leib," die vier großen Kirchenlehrer halten Kelche unter, und das Jesulein schießt aus der Mühle hinein in den Kelch ganz geschroten. In Klöstern, wie im Escurial, wo dumme Mönche dem herrlichen Christusbild von Cellini purpurne, mit Goldtressen besetzte Sammthosen anziehen und eine schneeweiß gepuderte Perrücke aufsetzen konnten, mußten solche Skandale vorkommen; der arme Maler mußte sich der dummen Mönchsidee fügen, wenn er essen und trinken wollte. So verewigten Benediktiner zu Altrich die Vertreibung der lutherischen Lehre durch das Gemälde, wo man Straubing im Hintergrunde, im Vordergrunde Benediktiner mit Weihwedeln und in der Luft Dr. Luther, auf einem Schwein flüchtend, erblickt, unter dem Arme eine Bibel, in der rechten Hand einen Becher und in der linken eine Wurst. Das Gegenstück mag das nun verlöschte Gemälde am Brückenthurm zu Frankfurt sein, oben ein durchstochenes Kind: au wai, Rabbi, Amschel, au wai, Mauschel, au wai! unten ein Jude im Sabbatsrock rückwärts auf einer Sau, ihren Schwanz in der Hand, ein anderer, der an den Zitzen des Schweins saugt, ein dritter kniet hinter demselben, und es hofirt ihm ins Maul, der Teufel steht daneben, und eine Jüdin hält die Hörner eines Bocks.

In den Zeiten, wo eine Kreuzigung das non plus ultra der Kunst war, kreuzigte ein Augsburger Maler einen Herkules von Christus von fünfundzwanzig Fuß Länge und zeigte sein Meisterwerk auf dem Gottesacker gegen einen Kreuzer; die Kreuzigung trug ihm hundert Gulden, und zuletzt fand sich noch ein Jesus von Arimathia aus der Schweiz, der sie an sich kaufte. Die Kopten in Aegypten, die gleich den Juden und Franken nur auf Eseln reiten dürfen, malen daher Christum, Maria und Joseph und alle Heiligen nie auf Eseln, auf denen sie doch bekanntlich geritten sind, sondern als vornehme Leute, wie Araber und Türken, stets auf Pferden. Die Darstellungen der vielfachen Martern der Heiligen sind wahre Schindersarbeiten, gleich dem Gemälde von der Zerfleischung der beiden Brüder Witte im Haag, das jedoch ein grüner Vorhang bedeckt, der aber so gut aufgezogen wird als andere Vorhänge in den Gemäldegalerien vor allzunatürlichen

[1] Lehre von der Verwandlung des Leibes und Blutes Christi in Brod und Wein.

Schilderungen. Der Vorhang macht gerade die Neugierde nur noch reger, wie auch andere Vorhänge vor gewissen Fenstern.

Lieblingsvorstellungen unserer Alten waren auch die sogenannten Todtentänze (Maccabaeorum Chorea, Dances Macabres). Die griechische Kunst weiß nichts von Skeletten; sie dachte sich den Tod als des Schlafes Bruder, und Mönche mußten aufstehen, um den Tod noch gräßlicher darzustellen, als er in der Natur ist, und zwar meist noch in Gesellschaft des Teufels, ob es gleich von einer andern Seite wieder gar nicht übel war, daß Alle vom Papst und Kaiser an bis herab zum Bettler nach der Pfeife des voranschreitenden Todes tanzen mußten, woher unsere Redensart rühren mag: „nach der Pfeife tanzen.“ Wir halten uns jetzt höchstens an Musäus' Freund Hains Erscheinungen mit vierundzwanzig Vignetten, unsere Alten aber an Holbeins Todtentanz (der aber nicht von Holbein war und nicht mehr zu Basel zu sehen ist, wohl aber ein ähnlicher zu Lübeck), wo der Tod sich am allerkomischsten ausnimmt, wie er sich vor einer Aebtissin tief verneigt, mit der einen Klapperhand ihr Gewand zart berührt, mit der andern aber sich spottend in den Finger beißt mit den Worten:

Gnädige Frau Aebtissin rein,
Wie habt ihr ein hübsch Bäuchlein,
Doch — will ich euch das nicht verweisen,
Ich wollt' mich eh' in Finger beißen.

Auf vielen Grabmälern des Mittelalters erblickt man wahre Grotesken, und solche Meißel mögen auch die großen Kröten vor dem Dome Bambergs verfertigt haben, die Linné in sein Natursystem aufnahm, als Bubones Bambergenses, die aber nichts anderes sind, als der Babenberge schlecht gemeißelte Wappenlöwen. Mich wunderten sie nie, denn ich selbst hatte noch in meiner Jugend in altfranzösischen Gärten deutscher Kleingroßen manche Monstra von Stein gesehen, die Zierden sein sollten, als ob ich mit Borch und Brydone die Reise zum Prinzen von Palagonien auf Sicilien gemacht hätte, der sich so sehr in Ungeheuern aller Art aus der Menschen- und Thierwelt gefiel, daß ihn der Magistrat ersuchen ließ, sie doch wegen der Schwangern nicht öffentlich auszustellen. So hing auch in seinem Speisesaal der Kronleuchter am Nabel des Gekreuzigten und stellte den heiligen Franz vor, aufgeknüpft am Halse, und seine Arme und Füße sind Leuchter. Und so sah man denn auch in jenen Gärten auf der Ballustrade Zwerge aller Art männlichen und weiblichen Geschlechts, eben so groteske Riesen, und dann zwischenhinein wieder Götter und Göttinnen,

alle von Sandstein und von der Kunsthand des Steinmetzen im Orte. Ich lasse mir nicht nehmen, die moralische und physische Entartung gewisser adeliger hoher Familien hat ihren Grund in diesen steinernen Monstrositäten.

Herrlich sind in Versailles Gärten die Gruppen von Löwen, Wölfen, Lämmern rc. von Keller; aber ein wasserspeiender Wolf, während er das Lamm zwischen den Klauen hält, ein wasserspeiendes Lamm in den Krallen des Würgers, sind doch ungereimt, wie die wasserspeienden Hirsche zu Schwetzingen oder die Vögelsammlung, die Wasserstrahlen spritzt auf eine Nachteule; selbst Apollo, der herrliche Wirkung macht, wenn die Sonne hinter ihm steht, spielt seine Leier mit der linken Hand, was der Künstler damit entschuldigte, daß Göttern einerlei sei, mit welcher Hand sie spielen, und so kann man auch die beiden Fechter zu Peterhof, die mit Pistolen voll Wuth auf einander losgehen, aber nur Wasser, statt Feuer geben, noch eher gelten lassen, als Satire auf viele Duellanten, und die Statuen, wo z. B. eine weinende Figur dem Beobachter den Namen Demokrit vorhält, eine andere mit lachendem Gesichte Heraklit heißt, und ein häßlicher Greis mit langem Barte Sappho, sollen komisch wirken. Zu Brüssel reitet Carl von Lothringen, Deutschmeister, auf einem vergoldeten Gaule an einem Brauhause über alle Köpfe seiner Brüßler und Ordenskinder hinweg, die ihn liebten, weil er nie lebend auf ihnen geritten war, und Wagehals war der Prinz auch nicht, wie wir aus dem siebenjährigen Kriege wissen: wie kommt er zu Pferde auf den Giebel eines Brauhauses?

Meisterhaft ist das Denkmal Händels im Westminster: der Musiker erwacht zu neuem Leben im großen Moment des Weltgerichts, aber da er bloß zu horchen scheint, ob der Posaunenengel auch recht bläst, so bekommt das Ganze einen komischen Anstrich, wenn auch in geringerem Grade, als die Posaunenengel unserer Orgeln, die Cherubim und Seraphim um die Kanzel nebst der heiligen Taube unterm Kanzeldeckel, kurz die ganze hölzerne Mythologie der Christenheit in unseren Kirchen, die steinernen Golgathas und die Dreifaltigkeitssäulen auf öffentlichen Plätzen, wenn gleich nicht geläugnet werden mag, daß die geschnitzten Heiligen der Kirche mehr Wunder in der Welt gethan haben als die lebendigen. Die Alten würden uns mit dieser heiligen Plastik auslachen, und übertreffen uns weit, was Statuen betrifft, und doch kannten sie nur statuas pedestres et equestres, wir aber auch noch statuas pensiles [1] — Wirthsschilde!

[1] Statuen zu Fuß (gehende, laufende oder stehende) und Reiterstatuen — hängende Statuen

Unsere Alten waren nicht so dumm, als man glaubt: in dem grauen Dom zu Straßburg waren mehrere satirische Basreliefs auf die Laster der Klerisei, und eine Sau und ein Bock tragen einen Fuchs auf der Bahre, ein Hündchen greift komisch der Sau untern Schwanz, und vor der Leiche geht ein Bär mit Weihwedel, ein Wolf trägt das Kreuz, und ein Häschen blickt gar andächtig nach der Kerze in seiner Pfote, ein prächtiger Hirsch liest Messe, hinter ihm hat eine Katze ein aufgeschlagenes Buch auf dem Kopfe, worin ein Esel nachdenklich liest. Im Dom zu Erfurt hält ein Mönch ohne alle Allegorie und Verschleierung mit einer Nonne förmlich Beilager; im Magdeburger Dom aber geht es schon feiner zu: ein Mönch trägt eine Nonne nach seinem Kloster, und ein Satir öffnet die Pforte. An der Wittenberger Hauptkirche saugen jüdische Kinder an einer Schweinmutter, und ein Rabbi hebt den Schwanz auf und bläst ihr, wie Luther sich ausdrückte, in den Talmud. Die Sinnbilder, welche unsere Alten liebten, waren oft räthselhaft, daher vielleicht auch der Name. Das Wappen der Templer waren zwei Ritter auf einem Pferd; Viele sagen, es deute auf ihre anfängliche Armuth; aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß es auf Brüderschaft geht? An der Michelskirche zu Wien am Oelberge betet recht anständig ein Hase einen Rosenkranz; die Gläubigen nehmen kein Aergerniß daran, denn sie sagen, der Stifter des Oelbergs sei halter ein Hase gewesen, d. h. habe Hase geheißen.

Der Tempel der Laune in dem lieblichen Lachsenburg, bestimmt Lachen und Vergnügen zu erregen, erreichte bei mir seinen Zweck, ob ich gleich zugebe, daß er gegen den feinern Geschmack war. Er war mir ein Bild österreichischer Jovialität, und da er nicht mehr sein soll, so mögen hier einige Worte zu seinem Andenken stehen. Eine Wachhütte, über und über mit Augen bemalt, und statt der Ketten mit Aepfeln an dicken Spargelstengeln hangend, oben mit der Fama, die einen Bockskopf hat, in der Linken einen Besen und in der Rechten ein Hirtenrohr, an dessen Mündung die Aufschrift hängt: „Weg zum Haus der Laune,“ bezeichnet den dahinführenden Fußpfad. Der Platz umher ist mit Hellebarden umgeben, das Haus ruht auf Felsen, die Mitte ist mit Insignien der Ernte behängt, das Dach mit Honigfladen und Wachs, die Verzierungen sind Zuckerhüte, und die Windfahnen Luftballons, die Ballustrade bilden Hunde und Katzen, und die vier Seitenthüren bilden eine Festung, ein Vogelhaus, den Paradeplatz auf der Burgbastei und einen Taubenschlag. — Ein runder Thurm

hat unten Urnen, darüber kleine Zellenfensterchen, und weiter nach oben mit Blumen geschmückte Opferthiere; am Eingange steht ein Opferlicht und eine ausgelöschte Wachsfackel. Im Innern thront die Putzsucht, ein Pudel bringt ein Pudersäckchen, zwei Affen halten die Quasten, ein Bär den Spiegel, ein Hund den Pudermantel, ein schwarzer Pudel den Kamm, und ein weißer das Nadelkissen. In den vielfarbigen Fensterscheiben sind alle Gegenstände der Toilette abgebildet, und in der Retirade sitzt eine Kammerfrau, ein Herr Doktor, eine Gouvernante und ein die Zeitung lesender Abbé; Alle Karikatur. — In einer andern Ecke ist das Confectzimmer und gegenüber die Küche, wo alle Teufel Pater Kochems sind, einige fliegen durch die Flammen, und andere sitzen lustig auf dem Herde und spielen in der Karte.

Der mittlere Saal ist der Tempel des Spiels, Bordüre und Sessel sind Kartenblätter, der Tisch ein Billard, der Lustre zusammengesetzt aus allerlei Bällen. Ein anderer Saal ist der Tempel der Musik; an der Wand lauter Titel berühmter Musikwerke, Sessel und Tische Instrumente, der Kronleuchter eine Pauke, dessen Arme Waldhörner, die Quaste bildet eine Sackpfeife und hinter der Thüre lehnt ein Violon als Musikalienschrank; auf dem Fußboden liegen Notenpapiere zerstreut. Im Bibliothekzimmer stehen die Titel der besten Werke, die Wände sind mit Broschüren behangen, auf dem Boden liegen Briefcouverte, oben stehen Büsten von Gelehrten, und der Kronleuchter ist ein Globus. Das Kupferstichkabinet nebenan ist ähnlichen Geschmacks, und ein Zimmerchen, wo Alles von Stroh ist. Eine enge Treppe, wo farbige Scheiben ein wahrhaft magisches Licht werfen, führt auf den Dachboden, wo aber der Weinkeller ist; auf den Fässern sitzt eine Katze, springen Ratten und stehen Mausfallen; die Fässer haben komische Namen und Jahreszahlen, und auf einem steht:

Alles versoffen vor seinem End',
Macht ein richtig Testament.

Mich hat, wie gesagt, das Haus der Laune, erbaut von Hochenberg, erfreut. Man kann über diesen Hudibras der Baukunst spotten, wie über die Einsiedelei, wo der Einsiedler plötzlich aufsteht, wenn man sich niederlassen will, die Sessel pfeifen, die Sopha's zusammenbrechen und aus einem Wandaltar, wenn man hinkniet, ein hübsches Mädchen heraustritt; aber worüber läßt sich nicht spotten? Im Süden ist diese Laune passend, und im Norden, wo das Opernhaus auf einem der schönsten Plätze Europa's die Inschrift hat: Fried. Rex Apollini

et Musis,[1] und schöne Bildsäulen auf dem Dache stehen, könnte man da nicht auch spöttelnd fragen: Wie kommt Preußens Fritz, Apollo und die Musen hier zusammen auf dem neuen Gebäude? Was sollen Bildsäulen auf Dächern und Akanth auf Säulen? Können Blätter Gebälke stützen? Kann der Geschmack nicht auch zu viel vernünfteln?

Weit mehr Lächerliches bieten unsere gothischen Kirchen, die man aus lauter Andacht durch die Kreuzform offenbar verhunzt hat, so wie ihre bemalten Fenster das Licht nehmen, und jenem andächtigen Großen gleichen, der die ganze Passionsgeschichte auf seinen Mantel sticken ließ und unter dem Mantel erlag, wie Christus unter dem Kreuze. Aber erregen diese grauen Doms nicht erhabene Eindrücke und ihr Helldunkel nicht Andacht und Ehrfurcht? Unsere Alten hatten sich, wie zu Babel, in hohe Thürme verliebt, die mehr kosteten, als die Kirche selbst, und weniger nützten; sie machten Wendeltreppen, als ob sie an den Schwindel sich gewöhnen wollten, doch auch einen Strick zur Seite; wir verlachen sie; aber was würden sie zu unsern Kartenhäusern sagen, deren Ruin die Erbauer oft selbst noch erleben, von unsern prächtigen Façaden, hinter denen oft nicht einmal ein Häuschen, sondern Viehställe sind? Oder sollte unsere philosophische Zeit erwogen haben, was Chardin an einer persischen Karavanserai las: „Die Welt ist eine Karavanserai, und in eine Karavanserai muß man keine Karavanserai bauen.“

Aus Höhlen und Grotten, die den ersten Menschen mit den Thieren gemein waren, gingen Hütten und Zelte hervor; Religion hielt dafür, daß die Götter schönere Hütten haben müßten, und so erschienen Tempel, und da die Großen der Erde Götter der Erde waren, so bauten auch sie Paläste, und so entstand die schöne Baukunst. Der rohe Baumstamm verwandelte sich in Marmorsäulen und in die berühmten fünf Säulenordnungen; aber das Mittelalter, statt gleich den Römern die erhabene Einfachheit der Griechen nachzuahmen, verfiel auf die Ziererei, Plumpheit und die Schnörkel der sogenannten gothischen Baukunst, die sich erst mit Ende des Mittelalters verliert. Viele bauten nun mit Geschmack, aber ruinirten sich durch Baulust; die Geschichte manches Fürsten haben bloß die Bauleute geschrieben. Ein Reicher mag das Vergnügen am Bauen zu Geld anschlagen; aber wer baut, um zu gewinnen, wird nicht selten das Sprüchwort bekräftigen: „Einfältige bauen und Kluge bewohnen das Gebäude!“

[1] Die Inschrift des Berliner Opernhauses: König Friedrich dem Apollo und den Musen.

Der große Friedrich baute nach Kupferstichen, verbesserte höchst eigenhändig die Plane seiner geschicktesten Baumeister und fand sich von Bildern getäuscht. Er sparte am Gebäude selbst und verschwendete an den Verzierungen, und vom Plane seines neuen Potsdamer Palastes strich er eine ganze Etage.

Vergessen darf ich nicht eine Hauptliebhaberei der Alten, ihre Gemmen und Kameen, oder die Steinschneidekunst, die wir noch lange nicht erreicht haben und auch nicht wissen, wo sie die Steine hergenommen haben; vielleicht aus dem ihnen bekannten Nordindien. Geschnittene Steine dienten ihnen theils zu Siegeln und Ringen, theils zum Hauptschmuck, theils zu Verzierungen an Gefäßen, und boten gar oft Obscönitäten. Diesen Zweig der Kunst wählten die Holländer und schlugen ganz im Geiste der Geldsäcke ihre berühmten Spottmünzen, die Münze auf die unüberwindliche Flotte: Flavit et dissipati sunt — venit, ivit, fuit,[1] und die Münze auf den großen Louis, die Sonne über einem großen holländischen Käse mit dem Worte stabat,[2] was der Große, trotz der Gegenmünze, eine abgezogene Löwenhaut und sieben Pfeile, nicht vergessen konnte und Krieg haben mußte. So schlug Herzog Christian von Braunschweig, oder der tolle Christian, Münzen mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind," und zwar aus dem heiligen (silbernen) Liborius zu Paderborn, dem er dankte, daß er so lange auf ihn gewartet habe. In der Schlacht von Fleury verlor er den Arm, den er sich vor dem ganzen Heer abnehmen ließ unter Pauken- und Trompetenschall, und da gab's eine neue Münze: „Verlier' ich gleich Arm und Bein, will ich doch Pfaffenfeind sein." Christian soll neben Liborius noch zwölf silberne Apostel gefunden und auch haben ausmünzen lassen mit der Umschrift: „Gehet hin in alle Welt!"

Magdeburg ließ die seltenen Interimsthaler als Spottmünze prägen, wo Johannes Jesum tauft: Dit it myn leve Son, den söll man heben,[3] auf der Kehrseite den Teufel: Pake di Satan du Interim.[4] Die Stadt Ulm schlug auf ihre Befreiung von französisch-bayerischen Truppen die Münze: Ulma ab Oui Oui suibusque liberata,[5] die man 1814 in Deutschland hätte wieder auflegen sollen, wenn das Geld nicht fort gewesen wäre, und im siebenjährigen Kriege gab es Medaillen, wo Friedrich die Wangen des Juden Ephraim streichelt:

[1] Er (Gott) wehete, und sie wurden zerstreut — sie kam, sie floh und war dahin. — [2] Sie stand stille. — [3] Dies ist mein lieber Sohn, den soll man haben. — [4] Packe dich, Satan, du Interim. — (Die interimistische, von Carl V. den Protestanten aufgedrungene Liturgie.) — [5] Ulm befreit von den Oui Oui und von den Schweinen.

„Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe." Die Braunschweiger sogenannten Glücksthaler haben auf der einen Seite Jäger, Fischer, Alchymisten und Bauern: „Die Menschen in der Welt trachten so nach Geld," auf der andern steht das Glück und die Worte: „Ihr Narren alle vier, was ihr sucht, das findet ihr hier." Der letzte Fürst, der sich noch in dieser Mode gefiel, war der Landgraf Ludwig VIII. von Hessen, der noch Dukaten schlagen ließ mit einem Hirsch und der Umschrift: „Hörnerträger viel Schwäger," die er seinen Jägern verehrte; er prägte die sogenannten Saudukaten auf große Säue, und wieder ganz kleine Münzen mit dem Worte: Gratis; auch findet man von ihm Münzen, wo ein Hahn die Henne tritt, oder eine Hand mit einem Geldstück: „Kommst du mir so," Rückseite, wo einer durch die Finger sieht: „So komm ich dir so!" Vergebens sucht man nach Spottmünzen in Klozii historia nummorum contumeliosorum et satiricorum. Alt. 1765;[1] der Mann war zu sehr Pedant, um Rücksicht zu nehmen auf Münzen, die an den Pranger der Publicität geschlagen worden sind, und das sind nur nummi contumeliosi.

Das alte Geld macht sich selten, wie das harte; die Mode der Gedächtnißthaler ist längst abgekommen, und kein Deutschmeister Cronberg drückt seinen Schmerz über Preußen mehr durch Thaler aus: „Es bleibt im Gedächtniß, so lange Gott will," und kein Graf Kraft von Hohenlohe mehr sein Vertrauen auf Gott durch die Münze, auf der ein Ritter über die Erdkugel sogar wegsetzt Deo duce.[2] Schwerlich werden für solche Thaler in Auctionen noch dreißig bis fünfzig Thaler gegeben werden; in einer Leipziger Auction ging noch 1784 ein Dietrich von Mainz hinweg für fünfhundert zweiundvierzig Thaler. Könnte man die älteste Münze, den Abrahamsthaler, den Kanzler v. Ludwig noch für echt hielt, theurer zahlen? In dem langen Kriege wurden solche Thaler noch seltener, da die Helden Frankreichs auch große Numismatiker waren, und viele sogenannte Noththaler ihrem Namen ganz entsprachen, und viele Münzliebhaber erst recht lernten, was es heißt: „Jede Medaille hat ihre Kehrseite," und gar Viele suchten vergebens nach dem letzten Heller. Der berühmteste deutsche Numismatiker meiner Zeit ist wohl Herr v. Rothschild.

Und nun zum Beschlusse noch etwas über die schöne Gartenkunst und Gartenliebhaberei, die edler und nützlicher ist als gar viele Liebhabereien und eine lebendige Landschaftsmalerei. Der Platz ist gleichsam die Leinwand und die Hauptsache, dann kommen

[1] Geschichte der Schimpf- und Spottmünzen. — [2] Unter Führung Gottes.

Bäume und Sträuche, die gerade nicht aus Nordamerika zu sein brauchen; Baumgruppen (Klumps), wie die Pappelinsel zu Erménonville, wo Rousseau schlummerte; freie Rasenplätze (Bowlinggreens), die freilich oft nicht grün (wir haben nicht das Klima Englands und die Seeluft), sondern von Oesterreichischer Hoffarbe sind; Bäche, Seen, Wasserfälle, Hütten und Paläste, Statuen und Urnen, Berge, Thäler und Wälder, was wollen wir weiter? Gemeine Gärten können nicht anders, als bloß auf Gemüs, Obst 2c., kurz, Nutzen sehen, verschönerte Gärten sich schon auf Zierpflanzen, Lauben und Gartenhäuschen ausdehnen, schöne Gärten aber sind, wo Benützung nur Nebensache ist, und das nennt der Britte, dem wir Alles hier verdanken, Landscape gardening.[1] Wenn der reiche Gutsbesitzer ein Stück Erde um seine Wohnung her in ein Paradies umzuschaffen sucht, ist dies nicht eine reinmenschlichere Freude, als das blutige Jagdvergnügen eines alten, wilden Ritters?

Herder nennt die Gartenkunst die zweite freie Kunst nach der Baukunst, lebend kommen uns Ceres, Pomona, Flora, Vertumnus und Silvan entgegen, die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst geworden. Ein Gärtnergenie kann mit Farben spielen, Schatten und Licht benutzen wie der Maler; schon allein die verschiedenen Schattirungen des Grüns der Bäume, ihre Blüthen und Früchte gewähren dem aufmerksamen Auge Genuß, von dem Schwarzgrün des Nadelholzes bis zum Silberglanz der Pappel. Welche herrliche Idee sind nicht schon die Wintergärten, wo man diejenigen Pflanzen benutzt, die im Winter grün bleiben; das Grüne hat doppelte Reize, wenn Alles um uns her weiß und grau ist; die Sonne lächelt auch im Winter, und der Weise zieht sich in diese Gänge der Stoiker zurück, wenn der Garten Epikurs verblüht ist.

Die schwebenden Gärten zu Babylon zählte man unter die Wunderwerke der Welt; aber darum waren sie gerade noch nicht schöne Gärten, weil man sie bewunderte; wahrscheinlich waren es terrassenförmige, auf Pfeilern ruhende Erhöhungen, die schwerlich denen auf der Isola bella gleich kamen, und es bleibt merkwürdig, daß Herodot, der zu Babylon war, ihrer nicht einmal gedenkt. Aber auch jene, die ich sah, können einem reinen Geschmack nicht gefallen; es fehlt Einfachheit, und schon unser alter Keyßler vergleicht die Isola bella mit einer Pyramide von Zucker auf der Tafel, verziert mit Kränzen und Blumen. Die Gärten des Alcinous, wovon die Odyssee spricht,

[1] Landschaftsgärtnerei.

waren schon mehr, aber doch immer mehr Fruchtgärten als Lustgärten im heutigen Sinne, sowie die Gärten und Villa's der Römer, wo man mehr auf schöne Gebäude und Statuen sah, wie wir aus Plinius lernen; sie lagen in den schönsten Gegenden der Erde, meist am Meere, und solche Aussichten kann nicht der Gärtner, sondern nur die Natur schaffen; indessen scheinen die Römer so viel Sinn für Landleben und Natur gehabt zu haben als die Britten, während die Griechen den Franzosen gleichen. Zeigte nicht Kaiser Diocletian zu Salona, als man ihm zumuthete, den Thron wieder zu besteigen, auf den von ihm gepflanzten Kohl?

Von dem barbarischen Mittelalter ließ sich nichts erwarten; man baute lieber Burgen und Thürme, Klöster, Kapellen und Kirchen; kannten noch selbst Louis XIV. und sein le Nôtre nicht die schöne Gartenkunst und verfielen auf die Unnatur ihrer liniengeraden Regelmäßigkeit, der sich die Natur wie die symmetrische Baukunst unterwerfen sollte. Bäume und Hecken mußten sich der Scheere fügen, wie das Tuch unter der Hand des Schneiders, der Taxus und der Buchs mußten sich in Gänse und Enten, in Kronen und Kränze, verzogene Namen, ja selbst Gensd'armes verwandeln lassen; in Tische mit Flaschen und Gläsern, Thiere und Schiffe, und zu Brook sah ich zwischen den abgeschmackten holländischen Sand- und Glasfeldern Buchs, der eine Hasenjagd vorstellen mußte. So sah ich noch zu Weikersheim die drei Riesenbuchstaben L. F. C. von Buchs, und darüber einen ungeheuren Fürstenhut von Buchs. Französische Gartenkünstler schnitten aus ihrem Taxus Adam und Eva mit der Schlange, ein Lerchenbaum wurde zum Thurm von Babel, oder wenigstens zu einem Ritter Sanct Georg, dessen Arme aber erst recht auswachsen mußten, um den Drachen von Epheu zu erreichen; einige Dichterbüsten waren von Lorbeer, zwei Riesen aus Linden, ein Jäger von Wachholder und daneben ein Eber aus einer Eichenwurzel. Doch das ging noch an; aber die vollständigste Abbildung des Trauerspiels auf Golgatha im Garten einer reichen Prälatur, die man den Gästen als Kunstwerk zu zeigen pflegte?! Mich wundert, daß man an hohen Ordensfesten nicht Blut aus den Wunden springen ließ. Hiezu nun noch die langen grünen Mauern, die Labyrinthe, Gitterwerke, Springwasser und Bassins, wo die Wallfische und Delphine nicht fehlen durften, da sich Springwasser so gut in ihren Nasenlöchern anbringen ließen, statt Blumen bunte Porzellanscherben in den Beeten, Alles so steif, wie die

Zeit der Alongeperrücken und Reifröcke es mit sich brachte, und nun erst die langen Alleen! sie ermüden am meisten; indessen konnten sich vernünftige Unterthanen immer von den Bäumen ein Beispiel nehmen, wie sie sich zu stellen und zu schweigen haben, wenn gnädigste Herrschaften vorüberfuhren.

In diesen französischen Gärten, wo nichts fehlen durfte als die Natur, da reiche Franzosen lieber mit dem Hofe lebten, als mit Mutter Natur, traf man auch in der Regel die ganze Götterzunft der Alten, in den Gärten der Großen von Marmor und gut gearbeitet, in denen der Kleingroßen von Holz oder Sandstein zum Erbarmen. Neptun mit seinem Quos ego [1] und allen seinen Meergöttern nahm sich am komischsten aus auf den Froschpfützen solcher Gärten. Nirgends durften Orangerien fehlen, so wenig sie auch in unser Klima taugen, wie Jeder sich überzeugen kann, der italienische Pomeranzen und Citronen gekostet hat, und deutsche aus Gewächshäusern, und dann taugten sie für kleine Höfchen selbst kameralistisch nichts. Am anstößigsten gegen unsere Sitten wäre der eigentliche Gartengott der Alten, der Gott von Lampsacus oder Priap, gewesen, der Gott der Felder und Heerden und aller Fruchtbarkeit, dem der Esel geheiligt war, weil er ihn in einem gewissen Talent herunterstach, und ich erinnere mich nicht, solchen irgendwo bemerkt zu haben, während er in den Gärten der Römer gewöhnlich war in seiner ganzen Eselsnatur:

Pomosisque ruber custos ponatur in hortis,
Terreat ut saeva falce Priapus aves. [2]

In vielen Gärten sah ich Götter und Göttinnen mit abgeschlagenen Armen und Köpfen, und habe das Zutrauen zu den züchtigern Deutschen, daß diesem eigentlichen Gartengott zuerst sein Eselsglied abgeschlagen worden wäre.

Den Britten verdanken wir die schöne Gartenkunst, die die Natur nicht verhunzt, sondern verschönert, und diese verdanken sie, was man nicht glauben sollte, den Sinesen. Baco war der Erste, der in seinen Versuchen auf die Unnatur aufmerksam gemacht; da sie aber wenig gelesen wurden, so wirkte er weniger, als der vielgelesene Spektator Nr. 414. — Italiener, denen die Kunst so viel verdankt, sind zu künstlich und ihre Gärten theils verwahrlost, theils durch das dunkle Laub des Immergrün verdüstert und von mönchischem Ansehen, und Spanier

[1] Wartet, ich will euch (mit dem Dreizack).

[2] Möge Priap, mit Roth übertüncht, in obstreichen Gärten
Stehn, damit er durch Schreck raubende Vögel verscheucht.

und Portugiesen sind zu faul, um Gärten anzulegen. — Aber Deutsche ahmten den Britten bald nach, nur Schade, daß man auch hier wieder auf Extreme verfiel. Alles sollte nun chinesisch sein: Lusthäuser, Tempel, Brücken, Gitter, Alles à la Chinoise und zwischenhinein ägyptische Pyramiden und Obelisken en miniature, türkische Kiosks und Moscheen, gothische Kapellen, Grabmäler, Burgruinen, Grotten, Seen, Wasserfälle, Hütten, Einsiedeleien, Alles oft auf höchst beschränktem Raume. — In einem deutsch-englischen Garten an Hollands Grenzen sah ich sogar einen Sandhügel und oben darauf ein gestrandetes Schiff! Das non plus ultra aller phantastischen Gartenanlagen war der Garten des Grafen Hodig zu Roswalde an Mährens und Schlesiens Grenzen. Profanes und Heiliges war gemischt, und wenn aus dem Grabe des Arminius Donau und Elbe, Rhein und Main, allen Geographen zum Trotz, hervorbrachen, so gab es wieder ein heiliges Grab von Jerusalem und aus den fünf Wunden des Gekreuzigten sprangen fünf der schönsten Wasserstrahlen. In einem solchen Garten war es, daß Boufflers über die Kunstwunder seines Eigners erstaunt ausrief: C'est le Dieu des jardins, und dessen Maitresse ihm lächelnd zuflüsterte: Oui, à quelque chose près![1]

Herzerhebend sind die Gärten von Wilhelmshöhe, Wörlitz und am Plöner See, die mit den schönsten englischen Gärten, selbst mit dem allerschönsten, dem Kanton Bern, wetteifern dürfen, und mit ganz Italien. Das Vaterland zählt jetzt so viele englische Gärten, daß ich sie nicht aufzählen kann; aber leider sind darunter auch so viele englische Anlagen auf einem halben Morgen, mit Brücken über einen Froschgraben, mit Inseln so groß wie ein Korb, mit Bergen wie Maulwurfshaufen, mit einigem unfruchtbaren nordamerikanischen Gestrüppe, statt der Obstbäume der Väter höchstens Vogelbeeren, Sittensprüche an jedem Bäumchen und selbst Grotten, die jedoch das Gute haben, daß weder Aeneas noch Dido darin sich tummeln könnten. Wer von ihnen Nachstehendes schrieb, schrieb nicht zuviel:

Allhier wird ein Jeder gebeten,
Die Berge ja nicht platt zu treten;
Auch lasse man keine Hunde laufen,
Sie möchten sonst die Seen aussaufen;
Hoffentlich wird Niemand sich erkühnen,
Zu nah den bretternen Ruinen
Und bei den pappenen Sarkophagen
Zu rauchen oder Feuer zu schlagen;

[1] Er ist der Gott der Gärten! — Ja, bis auf Eines!

So indiscret wird Keiner sein
Und stecken gar die Felsen ein.

Herzerhebend ist ein echt englischer Park von Geschmack in einer schönen Gegend; aber Spielereien in einem schönen Naturgarten Gottes machen, heißt Eulen nach Athen tragen. Herzerhebend und rührend ist eine recht überraschende Aussicht in die weite Natur, wenn man aus dem Gebüsche tritt, das uns solche verbarg, und unwillkürlich Ha! ruft; eine kühle Grotte mit malerischen Felsenmassen, eine tiefe finstere Höhle mit einer Quelle, und oben eine Aeolsharfe oder ein Echo, vorzüglich aber ein einsames dunkles Wäldchen von Nadelholz, wo uns eine passende Inschrift, Natur oder Büste überrascht, die einen berühmten oder uns interessanten Mann vorstellt, wie Laudon zu Dornburg, oder das Denkmal Gellerts im Garten Oesers, der vielleicht der Erste war, der an so was dachte. Ob Hirschfeld irgendwo so ein Denkmal hat? Welcher Gartenfreund kennt nicht Hirschfelds Gartenkunst in fünf Quartbänden, die freilich gar viel zu wünschen übrig lassen, ja ermüdend weitschweifig sind, aber immer viel Nützliches stifteten und sein Denkmal bleiben werden, dem Gartenfreund so angenehm, als Watelet's und Delille's Lehrgedichte.

Schade, daß ein kleiner englischer Garten in einer großen schönen Natur so viel verliert, wenn er mehr als Nachhülfe der Natur sein will; die Vergleichung muß hier schaden, selbst wenn es gelänge, unter den Exotica den Amerikaner, der alle unsere Eichen, Linden, Kastanien und Cedern übertrifft, den König des Pflanzenreichs, den Bananenbaum, oder auch den Caiba fortzupflanzen. Diesen großen Fehler hat ein kleiner englischer Garten, das kostspielige Steckenpferd eines mir unvergeßlichen lieben Grafen. Dieser Mann war so in Anlagen verliebt, daß, wenn er etwas Neues sah oder las, er mir sogleich sagte: „Hören Sie, das müssen wir nachmachen.“ Nur mit Mühe rettete ich die von seinen Ahnen gepflanzte alte Kastanienallee unmittelbar vor dem Schlosse, das auf einem Berge lag; aber die Schutzmauern des Fahrwegs konnte ich nicht retten, sie mußten in Rasenwände verwandelt werden, wie die alten Mauern des Gartens in grüne Terrassen, daher der vormals in französischen Diensten gestandene Bruder sie nur die grüne Batterie nannte. Sein Nachfolger stellte mit Recht die alten Mauern am Fahrwege wieder her, um Gefahr zu vermeiden. Der Vorfahr, ein grundgescheiter Mann, war hier zu viel auf seinem Steckenpferde geritten; indessen hätte er nie wie jener Gartenfreund, dessen See mehr als gewöhnlichen Zufluß für

Frösche haben mochte, sich gegen einen Spötter mit der Bemerkung gebrüstet: „Vor wenigen Wochen hat sich ein Mensch in diesem See ersäuft," und sich so auch die beißende Gegenrede erspart: „Er hat Ihnen schmeicheln wollen."

Die Gärten schildern sogar die Nationen. Die zierlichen, nach der Schnur angelegten französischen verkündigen die geregelte Eleganz und Galanterie des Franzmannes; die Natur, das Sonderbare und Unerwartete der brittischen Parks den Britten; die verwahrlosten italienischen Gärten den selbst verwahrlosten Römling; das Groteske, Gezierte der holländischen Gärten die Geschmacklosigkeit der Nation, und die Gärten des Orientalen predigen Sinnlichkeit und Faulheit — und die deutschen Gärten? Die Nachahmungssucht nur noch allzuhäufig. Unsere Schlösser haben etwas Spanisches, unsere Dörfer viel Böhmisches, unsere Städte noch mehr Französisches, nur die Natur hat englische Partien, denn sie machte Gott.

Landhaus und Garten ist eine der heitersten Ideen, unzertrennlich von der Idee Einsamkeit, Genügsamkeit und Ruhe. Der Besitz eines Gärtchens ist so natürlich, daß selbst verdorbene Städter Hortensier sind und kleine Gärtchen vor ihren Fenstern haben, die schon manchmal Vorübergehenden auf die Köpfe gefallen sind. Für arme Stadtkinder ist noch heute ein Garten zur Zeit der Früchte das Paradies, und für Stadterwachsene ein Stück Erde zwischen vier hohen Mauern mit etwas exotischem Gestrüppe, Blumen und Sumpfwasser Natur sogar und ihr Stolz. Sang nicht Boileau:

> Paris est pour un riche un pays de cocagne,
> Sans sortir de la ville il trouve la campagne. [1]

Eheu! [2] daher rührt aber auch der große Lärmen von Tivoli, Bois de Boulogne und Champs Elysées, wo der Reisende seine Erwartungen verdammt herunter gestimmt findet. — Da liebe ich mir das Gärtchen manches wackern Landbeamten und Landpredigers, das er selbst baut, was nächst der freien Luft über die glänzenden Gesellschaften geht, und wenn es auch den anschaulichsten Beweis gibt, wie die Gärten vor der Sündflut gewesen sein mögen. Und welche Wonne, wenn man nach übler Witterung oder gar nach überstandenem Winter wieder zum ersten Mal in seinem Garten sitzt und arbeitet!

Ein Garten hinter dem Hause ist viel werth für kleine Küchen-

[1] Paris ist ein Schlaraffenland für Reiche stets gewesen,
Und ohne vor das Thor zu gehn, kann er dort ländlich leben.

[2] O weh!

bedürfnisse, für Gesundheit, wenn man selbst Hand anlegt, und Annehmlichkeit; man träumt sich mitten in der Stadt auf das einfache Land und in die Natur, und wie viel Werth hat er nicht schon gehabt bei einer plötzlich entstehenden Feuersbrunst? Ein Garten führt zur Liebe der Natur im Großen, und ohne einen Pfarrgarten mit seinen Blumen hätten wir keinen Linné; schon als Knabe beschäftigten ihn Pflanzen auf der Schule mehr als die Grammatik; er äußerte: „Lieber drei Ohrfeigen von Priscian, als eine von der Natur," wäre aber fast darüber auf den Dreifuß des Schusters gesetzt worden, wenn der Hausarzt nicht klüger gewesen wäre, als Vater und Schullehrer. Unter allen Diensten eines Privaten halte ich den Dienst eines herrschaftlichen Gärtners für den freiesten und angenehmsten. Gärtner erreichen auch in der Regel, gleich Jägern, ein hohes, heiteres Alter, und im Hohenlohe'schen leben Gärtner- und Jägerfamilien, Zeiher und Riemann, die vielleicht ihre Genealogie so weit zurückführen können als ihre Fürsten. Nach Clemens von Alexandrien hatte Joseph von Arimathia einen Gärtner Namens Ζῆρ, wovon ich einst scherzweise das deutsche Zeiher ableitete, aber wenig Dank damit verdiente, denn Andere neckten ihn nun damit, daß er von Juden abstammte.

Angenehm waren mir Gärten im frühesten Knabenalter bloß wegen der Knabenspiele und ihrer Früchte; in reifern Jahren erhob ich mich zu schönen Gärten und nahm selbst Antheil an ihrer Verschönerung, aber späterhin sollte mir ein Hausgarten Verdruß und Aerger machen. Ich lag krank, in tiefe Melancholie versunken, im Hause eines Anverwandten, ärgerte mich schon, daß dessen kurz zuvor geheirathete Liebste, eine überfeinerte französische Erzieherin, den Hausgarten, flankirt von zwei Scheunen, im Rücken die Stadtmauer und vor sich die Miststätte, in dem die alte, vernünftige Mutter Petersilie, Schnittlauch, Rettige und Gemüs baute, in eine Art englische Anlagen verwandelt hatte, und in diesem Aerger sagte ich, auf dem Sopha schmachtend, wo sie mir mit anscheinender, echt französischer Theilnahme Arznei eingerührt hatte, bei den an ihren Gatten gerichteten Worten: „Komm, Bester, laß uns in unsere Anlagen gehen!" „— Wenn noch Platz ist, so laßt mich auch mit;" und das delikate, sanfte Wesen schoß Tigerblicke und nannte mich einen verdorbenen, kalten Weltmenschen ohne Sinn für Natur und häusliches Glück. Das Paradies war nichts Anderes als ein Garten, das Elysium der Griechen und Römer ein Garten, aber Eva brachte uns um das Paradies, und eine Französin mich auch noch um jenen Garten, und so lief ich denn allein

herum im weiten Naturgarten Gottes, bis es im höhern Alter sich fügte, daß ich im Garten eines guten Fürsten mir tägliche Bewegung machen kann, und oft schon vier Wochen lang fortgemacht habe, ohne dessen Grenzen zu überschreiten. Es lebe der ländliche Fürst, sein ländlicher Garten, alle Gärten und Gärtchen, Blumen und Alles, was ländlich und sittlich heißt! Panard, der Lafontaine der Vaudevilles, singt:

Charmé de la jeune Rose,
Sans me lasser j'arrose
Le matin comme le soir,
Mais pour la vieille Immortelle,
Sitôt que je suis près d'elle,
Je détourne l'arrosoir.

J'ai banni de mon parterre
Deux fleurs, qu'on n'estime guère,
Le Pavot et le Souci.
Belle-de-nuit et Marguérite
Chez moi sont des fleurs d'élite,
La Pensée y croit aussi.[1]

XIII.

Die Spiellust.

Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Nicht sieht, was thut er denn? — Er spielt!

Das Spiel ist ein Erzeugniß der Thätigkeit, die sich aber in der Trägheit gefällt und im Gefühl der Kraft ohne Beschwerde. Müßiggang ist aller Laster Anfang, und wir wollen das Spiel tadeln, das gegen Müßiggang schützt? Nicht alle kennen den Werth der Wissenschaften, und Viele haben gar keine bestimmte Geschäfte, folglich quält sie Langeweile; die Zeit muß vertrieben werden. Mit der Zeit geizen — davon haben sie gar keine Begriffe, das thun nur gelehrte Narren. Also gespielt! Nun, Spiel lehrt auch Ernst und Schweigen, und wir sind nur im Spiel echte Söhne Teuts, von denen Tacitus sagt:

[1] Entzückt laß ich's mich nie verdrießen
Die junge Rose zu begießen,
Am Abend wie am Morgen;
Jedoch beim alten Immergrün
Werd' ich mich schwerlich wohl bemühn,
Für's Gießen je zu sorgen.

Aus meinem Beete sind verbannt
Die Blumen, die als schlecht erkannt,
Für der Verliebten Brauch;*
Doch Schön-zur-Nacht ** und Tausendschön
Hab' ich als Lieblinge ersehn,
Je länger je lieber *** auch.

* Mohn, weil er Schlaf weckt, Ringelblumen (Soucis, Sorgen).
** Schweizerhosen (belle-de-nuit).
*** Gedanken (Pensées).

Aleam (quod mirere) sobrii inter seria exercent.[1] Spiel ist selbst ein Mittel zur Geselligkeit und zur Gleichheit; im Spiel ist der Oberamtmann und Oberamtsrichter gleich dem Gerichtsaktuar und Amtsnotar, und in einem Hause, wo gespielt wird, ist weit mehr Stille, Friede und Ruhe.

Je größer die Energie der Seele, desto energischer das Spiel; der Seemann und Soldat, an starke Eindrücke gewöhnt, spielt daher gerne hohes Spiel; der Britte liebt das Wetten und gefährliche Wettrennen, wie die Alten die Kampfspiele und die Ritter Turniere. Wie energisch spielt der Pharaospieler, verglichen mit l'Hombre-, Mariage- und Labêtespielern! Das Sitzen am Arbeitstische ist so gesundheitsschädlich als am Spieltisch; die Leidenschaften, die das Spiel erregt, gesundheitsförderlich wie Leibesbewegung, und am Ende ist ja jedes Spiel Kindersache, und es freut mich, wenn ich die Mutter oder gar den Vater Abends mit seinen Kindern in den Karten spielen sehe.

Die Lydier erfanden das Spiel, sagt Herodot, um sich in einer schweren Hungersnoth zu zerstreuen; einen Tag spielten sie, am andern aßen sie und brachten so achtzehn Jahre zu. Kinder haben den stärksten Appetit, folglich auch die größte Lust am Spielen. Bei uns ist geistige Hungersnoth die Quelle, wie bei unseren Ahnen, die in der Wuth des Spiels Frau und Kinder, eigene Person und Freiheit aufs Spiel setzten; wir setzen bloß Geld aufs Spiel, und ginge es an, so würden Frau und Kinder vielleicht mehr cirkuliren als Geld. Wir sind weiter als unsere Altvordern, bei uns spielen auch die Weiber und setzen dabei so viel aufs Spiel als Freiheit ist. Alexander weinte über seinen Vater Philipp, daß er ihm nichts zu gewinnen übrig lasse; unsere Alexanderchen möchten oft weinen, daß die Väter nichts zu verlieren übrig lassen. Der menschliche Geist war in Erfindung von Spielen gewiß sinnreich, aber ebenso auch sinnlos. Mögen die Moralisten sich zu Tode predigen: „Die Zeit ist das Höchste;" die Mehrzahl sucht sie eben zu vertreiben, und Spiele liegen einmal in der animalischen Natur — Kinder und Thiere spielen —, aber wohl zu merken, die Thiere nur in ihrer Jugend.

In unsern alten hebräischen Urkunden heißt es von Israel: „Sie setzten sich nieder zu essen und standen auf zu spielen," und wir haben auch Israeliten, die zwei bis drei Tage ihre Spielsitzungen forthalten und höchstens einen Teller Suppe sich an den Spieltisch bringen lassen,

[1] Das Würfelspiel, worüber man sich wundern muß, treiben sie nüchtern, als etwas Ernsthaftes.

auch nur aufstehen, wenn sie die Nothdurft treibt; aber auch das kann wegfallen da, wo die Hausdame nicht selbst mit spielt, und in England ist es längst Sitte, ein gemeinschaftliches Gefäß in der Nähe zu haben. Bei der Perfectibilität der Menschennatur hoffe ich noch zu erleben, daß, da wir nicht mehr, wie im Mittelalter, aus einem Humpen trinken, sondern Jeder sein eigen Glas hat zur Freude der Glashändler, auch die Töpfe der Gefäße in Unehren noch gleiche Freude erleben sollen. Spiel wird leicht zur Leidenschaft, das ist das Schlimmste; der englische Dichter Denham war ein solcher Spieler, daß sein Vater ihn zu enterben drohte; er schrieb sein Essay upon Gaming,[1] der Vater war zufrieden, aber kaum war dieser todt, so verspielte er das Vermögen.

Die Alten liebten das Würfelspiel, das Palamedes vor Troja erfand gegen die Langweile im Lager; aber die Griechen scheinen doch Tanz, Musik und Körperübungen vorgezogen zu haben. Desto größere Würfler waren die Römer, wie das Gesetz de aleatoribus beweist, daher sie sich lieber tesserarii nannten, ein Unterschied, wie zwischen fures et latrones.[2] Der Hauptwurf von vierundzwanzig Augen hieß jactus veneris, der schlechteste mit vier Augen canis,[3] woher unsere Redensart: „auf den Hund kommen,“ rühren mag. Das ganze Mittelalter behalf sich mit Würfeln; die Juden mußten stets solche mit sich führen zur Bequemlichkeit ihrer christlichen Tyrannen; endlich kamen die Karten, wahrscheinlich eine indische Erfindung, die nach der Sage von Zigeunern in das Abendland gebracht sein sollen, wahrscheinlicher aber von Arabern. Wir finden die Karten oder Briefe, wie man sie auch nannte, schon um das Jahr 1300 in Deutschland, und da wir nicht so lange warten konnten, bis sie gemalt waren, so verfiel man 1350 bis 1360 auf das Drucken, und in so ferne sind die Bücher des Teufels, wie der Britte die Kartenblätter nennt, deutsche Erfindung, der wir Alles verzeihen wollen, da sie zum Bücherdruck führte. Wir wollen Karten um so höher achten, da selbst der Staat hohen Werth auf sie legt, wie der Kartenstempel beweist, der gewöhnlich dem Herzaß aufgedrückt wird.

Man kann die Spiele in drei Klassen theilen: 1) Unterhaltungsspiele, welche die Leere der Zeit füllen, geselliges Vergnügen befördern, Kräfte üben und Leben und Bewegung in die Versammlung bringen, wahre Spiele der Unschuld, der Kindheit, ländlicher

[1] Versuch über das Spiel (ein Gedicht). — [2] Spieler mit Würfeln. — Spieler mit Steinchen. — Diebe und Spitzbuben. — [3] Venuswurf. — Hundewurf.

und häuslicher Freuden, daher die Spiele der guten alten Zeit, wie sie noch heute die Morgenländer spielen, zum Zeitvertreib und höchstens um die Ehre des Sieges; 2) Kampfspiele oder Leibesübungen; 3) Geldspiele, die unseren Zeiten angehören, ein erbärmlicher Tausch! Bei einigen Spielen hängt Gewinn und Verlust noch von Geschicklichkeit ab, folglich sind sie erträglicher als die, wo bloßer Zufall entscheidet. Bei einigen l'Hombrespielern mag sich Gewinn und Verlust am Ende des Jahres ausgleichen, ob ich gleich leider Spieler gekannt habe, die ihr ganzes Taschengeld sich jährlich in Häusern machten, wo man gerne und uneigennützig spielte; aber bei reinen Hazardspielen hat der Banquier allen Vortheil, und selbst der Gewinner gräbt am Spieltische das Grab des Erwerbfleißes, der Sparsamkeit und Häuslichkeit. Moses vergaß zu seinen zehn Geboten das elfte: „Du sollst nicht spielen," was der Staat suppliren sollte. Hazardspiele bringen mehr Zerrüttung in Familien als der Ehebruch, und viele Diebe verdienen weit weniger den Galgen als manche Spieler.

Das Lansquenet (Landsknechtspiel) ist unstreitig das erste deutsche Kartenspiel, welches Landsknechte nach Frankreich brachten, und kann l'Hombrespielern ebenso gut zur Erholung dienen, die so gründlich über Ponto und Basta zu sprechen wissen, als Kant über Raum und Zeit. Das Daus bezeichnet das Höchste, das Reich, der König, der Obere und Untere die Lehensverfassung, Eichel war die frühere Nahrung, Schelle das Symbol der Freude, Roth und Grün entweder Nationalfarben, oder Herz und Eichenkranz bezeichnend. Erst die Galanterie der Franzosen brachte die Dame ins Spiel statt des Obern, und es ist wahrhaft Schade, daß die demüthigende Sage, die Karte sei in Frankreich erfunden worden, zum Zeitvertreibe Königs Carl VI., als er wahnsinnig wurde, nicht wahr ist.

Man hat die vier Farben auch mit den vier Elementen verglichen und mit den vier Jahreszeiten, wo sich denn die Schellen bald der Luft, der Ursache des Tons, bald den Schlittenglöckchen hingeben mußten als Repräsentanten des Winters, und Andächtige fanden gar in den Anfangsbuchstaben der Worte Schelle, Eichel, (früher: Aichel), Roth, Grün, das Wort — Sarg der Langweile. In den ältesten Spielen bezeichnen Degen, Becher, Pfennige und Stäbe offenbar die vier Stände: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauernstand, wie die später veredelten Bilder der Lanze oder Pike, des Herz, des Trefle, das den Klee, und des Carreau, das die Spitze eines Pfeils darstellt.

Schellen waren ehemals Schmuck der Höflinge, Gras und Eicheln bezeichnen den Nährstand, und die Ehrengeistlichkeit behielt sich auch hier das schöne Symbol vor — das Herz. Wollen wir es ganz zum Kriegsspiele machen, so ist der König Lehnherr, der Obere Lehnmann, Ritter, der Untere Dienstmann oder Knappe; das Herz ist das Sinnbild des Muthes, Schippe die Pike oder Hauptwaffe; Schelle der runde Schild, Eichel Symbol des Feldzuges, Trumpf so viel als Triumph. Ein großer Patristiker und Spieler verglich St. Augustin wegen seiner Liebe mit dem Herzkönig, St. Ambrosius mit dem Treflekönig wegen seiner blühenden Beredsamkeit, St. Hieronymus mit dem Piquekönig wegen seines satirischen Witzes, und St. Chrysostomus mit dem Carreaukönig wegen seiner Erhabenheit. Die vielerlei Arten von Spielen sind schwer aufzuzählen: Whist, Boston, Taroc, l'Hombre ꝛc. sind adelige Spiele; bürgerliche Spiele aber Piquet, Mariage, Zwicken, letzter Stich, Labête ꝛc.

Karten haben die Gesellschaften zu echt italienischen Conversazioni herabgewürdiget, die ihren Namen a non conversando [1] führen. Der Spieler ist für die Gesellschaft eine Null, so lange er keine Partie hat, und die sogenannte gute Gesellschaft käme in die peinlichste Verlegenheit, wenn man sie zu einer partie de discours [2] nöthigen wollte. Wir geben ja selbst Besuche, Hochachtungs- und Freundschaftszeichen mittelst der Karte, und noch wichtiger ist la carte, die der Wirth darreicht. — Die echten Spieler führen so gut eine Karte in der Tasche, als ihr Taschentuch und ihre Dose oder Pfeife. Unsere Alten spielten mit ihren Kindern, jetzt spielen sie in der Karte, und die Kinder können kaum erwarten, bis sie durch die Karte emancipirt werden. Meine Zeit spielte auch eben soviel mit Landkarten, nämlich Helden und Gesetzgeber, Gelehrte und Wirthshausgäste. Friedrich fragte einen alten General: „Hat Er seine Karte bei sich?“ — „Eure Majestät, ich spiele nicht.“ Der König sagte ihm die Wahrheit, und nun ging der Mann auf der Stelle zum Landkartenhändler: „Befehlen Eure Excellenz General- oder Spezialkarten?“ — „Was? sieht der Herr nicht, daß ich General bin?“

Der große Erzieher Basedow sah Spiel, Trunk und Galanterie nur als kleine Flecken an in seinem Diamant, und so denken Viele. Der Reformator der Erziehung jammerte, als seine Frau wieder schwanger wurde, daß es ihm an Spielgeldern fehlen könne, und ging damit um, eine zweite Vorstellung an begüterte Menschenfreunde zu

[1] Vom sich nicht unterhalten. — [2] Gesprächsweise Unterhaltung.

erlassen (da ihm die erste für sein Elementarwerk fünfzehntausend Thaler eingetragen hatte), da Spiel einmal Erholung des großen Erziehers sei. So denken auch gewisse l'Hombrespieler, die selbst im Reisewagen spielen, weil sie über den Anblick der schönen Natur einschlafen würden; ich kannte einen Alten, der im Nothfall ganz allein spielte. Man könnte das Kartenspiel nach der Analogie von Parasol und Parapluie — Parennui nennen, und es dient nicht selten auch als Paratonnerre und Paravent.[1] Einer meiner Spielfreunde rief einst im Spiel mit einem reichen Juden, dessen Spiel schlecht stand, in der Zerstreuung: „Verloren wie des Juden Seele!"

Unsere Damen, die vor fünfzig Jahren noch hinter dem Spinnrocken saßen, sitzen nun am Spieltische, und sind cognatae, Spillmagen geworden, spielen nicht einmal l'Hombre, sondern Kauflabêten, Zwicken, oder spielen $11^1/_2$, bis es weit über $11^1/_2$ auf der Kirchenuhr ist. Unsern Alten war die Spindel Symbol des Geschlechts, die der weiblichen Disposition überlassenen Gelder hießen Spill- (Spindel) Gelder, und ein auf Weiber forterbendes Lehen nannte man Kunkellehen. Dieses Symbol hat allen Sinn verloren, und man sollte auch nicht mehr von Nadelgeld sprechen, sondern geradezu von Spielgeld. Ich weiß nicht, ob die Perlenstickerei noch im Gange ist, aber das weiß ich, daß ich viel mit der Frage verdarb: Est-ce que nous sommes ici pour enfiler des perles?[2] Den Preis im Tanzen, im Zeichnen, im Französischen und im Spiel erringen, das läßt sich hören; aber den Preis im schönsten Gespinnste, wie in Holland und in Ostindien! — das wäre so gemein, als Strümpfe stricken. Meine Mutter, eine sehr gebildete, geistreiche Frau, wußte nichts vom Spiel und würde es Lumpen genannt haben; doch ich will nichts gesagt haben, wenn hieraus die Harmonie der Ehen hervorgeht:

Er schmauset gern, sie auch,
Er l'hombret gern, sie auch,
Er hat den Beutel gern
Und spielet gern den Herrn,
Auch das ist ihr Gebrauch.
O wundervolle Harmonie,
Was Er will, will auch Sie!

So lange man diesem Fetischdienst nur Kreuzer opfert, über deren Verlust noch Gardinenpredigten gehalten werden, oder gar bloß auf Kredit gespielt wird, wo man dann die Kleinigkeit mit Anstand ver-

[1] Sonnenschirm — Regenschirm — Langweilschirm — Blitzableiter — Windschirm. —
[2] Sind wir hier (auf Erden), um Perlen anzureihen?

gessen kann, verdient die Sache kein großes Aufheben, und ich mag Spielen wohl mit ansehen, so lange gespielt wird, um zu spielen; wenn ich aber einen sehe, der, ohne einen Laut von sich zu geben, und ganz attentus ad rem [1] einstreicht, während seine bessern Mitspieler mit den Umstehenden noch sprechen, dann streiche ich mich gerne. Wenn eine meiner Frauen Nachbarinnen, die gerne vom Spiel träumt und guter Hoffnung ist, kein Kind auf die Welt setzt mit halb zwölf auf dem Hintern, so glaube ich nicht mehr an Muttermäler. Diese Frau konnte nicht begreifen, wie ich nicht spiele, lachte mich öfters aus, und ich gestand ihr endlich zu, daß ich dümmer sei als ihre Pferde. „Wie so?" — „Ihre Pferde verstehen drei Spiele: Damenziehen, Mariage und Häufeln!" Und nun erst Kempelen's Spiel- und Sprechmaschine? Mich wundert, daß Spieler von Fleisch nicht eben so gut gegen den hölzernen Spieler protestirt haben, als Spinner gegen die Spinnmaschine und Mönche gegen die Druckerpresse, die darüber Faust vom Teufel holen ließen.

In der Welt muß man indessen spielen, und die Diplomaten müssen das Spiel wenigstens so gut verstehen, als die Sprache Frankreichs. Ich kannte nur den einzigen Dohm, der die Karte nicht kannte und das Spiel für ein stilles Geständniß hielt, daß die Spieler sonst nichts anzufangen wüßten. Im Weltleben muß man in der That spielen können, man gilt sonst für einen Mann ohne Bildung, und öfters geräth man in Gesellschaften, wo eine Kartenpartie weit besser ist als eine partie de discours. Ich habe daher einst auch gespielt, aber stets aus Convenienz, nicht aus Liebe, während Hunderte nicht glauben zu leben, wenn sie nicht jeden Abend ihre Partie haben, und so läßt sich begreifen, wie ein Landpfarrer in seiner Predigt, wo er sagen wollte: „Gott, der du die Herzen der Könige in deiner Hand hast," sich versprach und ausrief: „Gott, der du den Herzkönig in der Hand hast!"

Nur das hohe Spiel ist eine wahre Convention des Eigennutzes, wo man einander mit der möglichsten Artigkeit ausplündert. Il faut avouer, que vous êtes aujourd'hui bien malheureux, [2] hörte ich eine Dame mehrmals rufen, indem sie immer einstrich, und nun gar Hazardspiele, die der Staat sogar verbietet, die Hazardspiele der Frauenzimmer ausgenommen. Aber für einen echten Sohn der Karten gibt es gar keine Hazardspiele, so wenig als für eine echte Venuspriesterin,

[1] Mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Sache. — [2] Man muß gestehen, daß Sie heute sehr unglücklich sind.

und für den Nichtspieler ist jedes Spiel Hazardspiel. Vier Könige im Gefolge von vier nichtswürdigen Buben, die ihnen rauben helfen, und von vier über und über bemalten Damen, die Erzverführerinnen sind, der armseligen Groschen und Sechser und Zehner nicht zu gedenken, begleitet, besteuern gar Viele mehr, als der zwanzigjährige Franzosenkrieg. Meine Zeit war fast nichts, als ein allgemeines l'Hombre- (Menschen-)spiel, wo der mit den meisten Matadors (Schlächtern) die Partie gewann, und der verdammteste Spieler war Napoleon.

Und welche Scenen, wenn die Spieler das nicht haben, was man Conduite nennt! A verliert in einer Sitzung hundert Gulden, ohne eine Miene zu verziehen, ob er gleich in Wuth gerathen kann, wenn ihm sein Diener zwölf Kreuzer mehr absordert, als er für Recht hält; aber B glaubt, C sei Schuld, daß er verliere, geräth in Zorn, schimpft, endlich balgen sie sich wie Bauernjungen auf der Kirmeß, und gehen sich ein Vierteljahr lang nicht mehr über die Schwelle. Hinter D steht die zusammenhaltende Hausfrau, stupft ihn, heimzugehen, wenn er gewonnen, und sitzt er im Verlust, so muß auch sie sich todtenblaß niedersetzen, was freilich Alles wegfällt, wenn die Dame mitspielt. Eine Reihe Spieler am Pharaotische ist ein mehr abschreckendes, als lächerliches Studium für den Maler der Leidenschaften, der aber sehr viel lernen kann, wenn er nicht spielt; neben den buntesten Ausbrüchen der Leidenschaften sieht man wieder Banquiers kalt wie Eis; kalt hören sie ein va banque! und gehen ebenso kalt von dannen, wenn die Bank gesprengt wird, als wenn sie die ungeheuersten Summen einstreichen. Lichtwers berühmte Fabel ist ganz aus der Natur gegriffen, und ich selbst habe zu Spaa und Pyrmont, wo einst Tempel des Spieles waren, über welche selbst die Tempel der Venus und der Thalia leer standen, Scenen erlebt, die mich auf immer vom Spiel geheilt hätten, wäre ich je Spieler gewesen.

> Drei W machen viel Beutel leer,
> Würfel, Weiber und Weinbeer.

In Deutschland ist das Spiel noch Kleinigkeit; aber die Britten! Fox lernte das Spielen zu Spaa schon als ganz junger Mensch, da ihm sein Vater fünf Pfund wöchentlich gab zum Spiel, und der Mann, der im Staate eines der verzweifeltsten Spiele spielte als der kühnste Spieler, war es noch mehr in der Karte, und ohne seine Anhänger, die ihm eine unantastbare Leibrente von dreitausend Pfund aussetzten, wäre er vielleicht im Schuldthurm gestorben.

In Bädern geht es gar Vielen wie den Kindern Israel: „Pharao ließ sie nicht ziehen.“ Pharao ertrank im rothen Meer, aber nicht die Kinder Israel. Die Vorwelt kannte statt des Geldes nur Rinder, Schafe und Ziegen; wäre dem noch so, so müßte eine Bank aussehen wie ein Viehmarkt, die hohen Badegäste würden sich verlieren unter den Vierfüßlern, und so wäre vielleicht Israel geholfen. Ein reicher Hamburger verlor sein ganzes Vermögen und mußte sich begnügen, bloß zuzuschauen, beantwortete aber die Frage: „Wie ist Ihnen doch zu Muthe, wenn Sie an das Vergangene denken?“ — „Geben Sie mir mein Vermögen noch einmal, und ich wüßte es auf keine angenehmere Art zum zweiten Mal zu verlieren.“ Ist's möglich? Solche Menschen bessert weder More's schönes Trauerspiel, noch Regnards Lustspiel, die Spieler, und daher schrieb Betinelli lieber ein Lehrgedicht über Kartenspiel, wie Vida über Schachspiel. Spieler von Profession schaben sich die Haut an den Fingerspitzen dünner, und können so Figur und Farbe der Karte durch Gefühl unterscheiden, wie Blinde. Spielern geht es gerade wie galanten Damen, deren eine ihrem im Spiel unglücklichen Bruder sagte: Quand quitterez-vous donc le jeu? — „Quand vous quitterez vos amours.“ — Ah le malheureux, il veut jouer toujours! [1]

Der Mönch Capistrano, der im Mittelalter umherzog, um Türkenhülfe zu predigen, ließ sich alle Würfel, Brettspiele und Karten ausliefern und verbrannte sie, ehe er seine Bußpredigten begann, und ein Graf Hohenlohe verbot 1490 alles Spiel bei einem Gulden Strafe, und der Codex Augusteus erlaubt zwar dem Adel das Spiel, aber nie über einen Thaler, und das nur ein Mal im Monat. Aber es half so wenig, als wenn man das römische Gesetz wieder erneuerte, nach welchem sogar das Haus, wo gespielt wurde, dem Fisko verfallen war, und der verlierende Theil noch nach fünfzig Jahren sein Geld zurückfordern konnte. Ein Falschspieler, der unterm Galgen mit seinem Mitschuldigen um die Ehre des Vorrangs spielen mußte, rief beim lange entbehrten Anblick der Würfel: „Es geht halt nichts über ein Hazardspiel!“ Ein Franzose hat ein Buch Histoire des Grecs ou de ceux, qui corrigent la fortune au jeu [2] geschrieben; aber es ließe sich ein weit interessanteres über die Betrüger oder Fripons schreiben, die

[1] Wann werden Sie denn das Spiel aufgeben? — „Wenn Sie die Liebschaften aufgeben.“ — Ach, der Unglückliche, er will immer spielen. — [2] Geschichte der Griechen oder derer, welche ihr Glück im Spiele verbessern. (Dieser Ausdruck für falsche Spieler oder Spieler von Profession ist, wenn auch nicht mehr in Frankreich, doch in England noch gewöhnlich, Greeks.)

hier euphonisch Grecs heißen. Diese Spitzbubeninnung scheint sich zuerst zu Venedig entwickelt zu haben, wo vielleicht lustige Griechen an der Spitze standen, und es entstanden förmliche Innungen, selbst unter Personen hohen Ranges zu Turin, Avignon, Paris rc., die sich kannten, wie Spitzbuben auf den Märkten; sie sind noch nicht ausgestorben und befinden sich am gesundesten in Bädern. Ich wollte ihnen Alles verzeihen, wenn sie nur die Weltmaxime beobachteten: Quand on a fait sa recolte, il faut devenir honnête homme;[1] denn bei dem juristischen Satz beati possidentes kann keine Rede sein von der Rückgabe der recolte de la friponnerie.[2]

Das teuflischste aller Glückspiele ist das Lotto, das selbst mancher Staat mit seinen getreuen Unterthanen, und zwar gerade mit der dürftigsten Klasse, mit Knechten und Mägden, zu spielen sich nicht schämt. Vielen ist es schon gegangen wie dem armen Schneider, der seiner Frau sagte: „Morgen ist die Quaterne mein, Frau; siehst du mich in der Sänfte kommen, so schlage Alles zusammen, was klapperigt und alt ist.“ Beides geschah; aber der Schneider war über die verfehlte Quaterne in Ohnmacht gefallen und so in der Sänfte heimgebracht worden, was die Alles zusammenschlagende, gehorsame Frau und Kinder nicht wissen konnten. Lottosucht veranlaßte einst selbst gebildete Damen die Nro. im Irrenhause wählen zu lassen; sie fuhren hin, ein Narr zog die Nummern, verschluckte sie aber im nämlichen Augenblicke mit den Worten, die gerade nicht närrisch waren: „Morgen, meine Gnädigen, wenn Sie sich wieder hierher bemühen wollen, werden die Nro. wohl alle heraus sein.“

Das Lotto gibt für baar Geld Hoffnungen, und wo diese sind, ist doch immer etwas; das Lotto erfüllt sogar diese Hoffnungen; die Ziehung unter Trompeten und Pauken ist die Erfüllung, und kann der Staat etwas dafür, wenn dumme Teufel die Nro. nicht errathen? Die Hoffnung, die Göttin aller Spieler, ist, was dem Pudel die über seine Schnauze gestrichene Butter, wobei er sein trocken Brod für Butterbrod hält. Bei einer großen Lotterie gegen zwölf Gulden Einsatz gehen Tausend selig herum, jeder für zwölf Gulden Butter auf der Nase, und ihr Pumpernickel-, Thränen-, Gnaden- oder Bettelbrod schmeckt ihnen wie die schöne Butterbemme bei einem sächsischen Souper, und sie sind lustig wie jener getäuschte Pudel; ihre Imagination steckt sogar Andere an, wie mich die Imagination eines Fürsten, der ein

[1] Hat man seine Ernte heimgebracht, so muß man ein ehrlicher Mann werden. — [2] Glücklich sind die Besitzenden. — Ernte der Spitzbüberei.

Dutzend Loose auf eine ausgespielt werdende Villa bei Florenz genommen hatte. „Sie müssen mich durchaus begleiten," sagte er mir, und ich versprach es: „Ja, wenn Sie von Ihrer Villa aus auch Rom und Neapel besuchen wollen." — „Ja, was thut's, wenn die Villa zum zweiten Mal verspielt wird!" — „Ja!" und ich las indessen nichts, als italienische Bücher und italienische Reisen.

Die Spiele der Alten waren mehr auf Frohsinn gegründet als auf Eigennutz, wie im Orient noch heute; ihre Spiele stärkten die Gesundheit, sie waren gymnastisch; die unsrigen werden sitzend verrichtet. Das Umgangsspiel geht dem Glücksspiel aber immer weit vor, schon das l'Hombre übt den Geist, noch mehr das Billard (es beruht auf mathematischen Regeln), denn es beschäftigt Geist und Körper zugleich, und es macht den Franzosen Ehre, daß sie es so gerne spielen; daher lernte ich es auch und fand später im Vaterlande solche Billardspieler, daß sie, wenn sie ein oder zwei Kinder über den Haufen rennen, bloß glauben, sie hätten carambolirt. Das geistreichste Spiel bleibt aber Schach, und das infamste Spiel das Lotto, und die Lottospieler gleichen den Kriegsknechten des Pilatus, die, während Jesus am Kreuze litt, und seine Angehörigen weinend herumstanden, unter seinem Kreuze um seine Kleider würfeln konnten. Die Einnahme von Lotterien gehört zu den gehässigsten Staatseinnahmen, vielleicht selbst die gestempelten Karten und gewisse Dispensationen.

Ob Lotterbub' und Lotterie Aus einem Neste stammen,	Ist ungewiß; doch er und sie Gewiß sind oft beisammen!

Schach wäre das erste Spiel der Welt, wenn es noch gar dem Zweck seiner Erfindung entspräche. Bramine Nessir soll damit einem wilden Fürsten Indiens die Lehre der Weisheit spielend haben ans Herz legen wollen, daß ein König, unmächtig an sich, nur allein durch seine Unterthanen mächtig und geschützt, ja oft durch den Verlust eines einzigen selbst verloren sei. Es ist Schade, daß Schach zu wenig Spiel ist für Kopfarbeiter, für welche die Plapperei eines freundlichen, weiblichen Zirkels bessere Erholung wäre, oder Umgang mit der Jugend, und Jean Jacques hätte wohl besser gethan, 11½ zu spielen als Schach, und so auch der gute, an der Gicht leidende Franklin, männlicher als Rousseau. Schach gilt für das älteste Spiel, aber es gibt noch ein älteres, das Spiel mit dem Gewissen, das Jesuiten sogar zur Wissenschaft erhoben haben, genannt Casuistik. Ein ganzer Schachspieler muß Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen gewesen sein,

der gerade spielte, als ihm sein Todesurtheil verkündigt wurde; er hörte es an und sagte: „Weiter im Spiel!“ und gewann die Partie. Nach den Rabbinen soll Salomo das Schach erfunden haben, was seiner Weisheit so viel Ehre machte als das Buch der Weisheit; das wenigstens wissen wir mit Gewißheit von ihm, daß er vorzüglich auch das Damenspiel liebte.

Spiel ist Spiel, aber auch das ludum kann man zu weit treiben; wie das ludum literarium, wie man sonst das Studiren nannte und jetzt weit eher nennen könnte, und alle solche Spieler verdienen den Namen Ludi Magistri, welche in schwarzgelben Runzelgesichtern und Bärten, in schmutzigen Hemden und ledernen Riemen über der Brust letzten Stich spielen, und die mit Milchgesichtchen in feinster Wäsche und Modekleidern und mit breitseidenen Riemen und funkelnden Sternen Rouge et noir spielen, und nur dadurch von einander verschieden sind, daß es dort in der Regel ehrlicher zugeht. Ce n'est qu'un jeu [1] gehört unter die leichtsinnigsten Redensarten, mit der eine andere sehr genau zusammenhängt: On commence par être dupe et on finit par être fripon. [2] Dazu gehören im Spiel nur leichte Finger, die auch bei andern kleinen Diebereien dienen, daher die Britten gewisse Dienstmädchen light fingered [3] nennen.

Der Britte ist stolz auf sein Whist, der Franzose auf Billard und Piquet, der Spanier auf sein l'Hombre, der Italiener auf Taroc und Ballon, und wir Deutsche? — wir haben nicht einmal ein Nationalspiel, und selbst das Eichel, Gras, Herz und Schellen, die Säue, Huren und Buben der deutschen Karte, sind bloß deutsche Namen für ausländische Dinge. Unser Nationalspiel könnte allenfalls das Kegelspiel genannt werden; wir finden überall Kegelbahnen, in Städten sogar bedeckte Bahnen mit Fenstern und Oefen; es gibt Spieler, die so gut alle Neun, als einen einzelnen Eckkegel machen und selbst den König aus der Mitte seiner Umgebung herauszuheben wissen. Der Aufsetzer muß einen starken Rücken haben und flink sein, wenn er nicht jeden Augenblick ausgehunzt sein will, oder gar zu den sogenannten Pudeln einen wirklichen ins Spiel gerathen läßt. Kegelspiel ist sicher Sitzern angemessener als Kartenspiel, daher ich es einst leidenschaftlich liebte, aber mit den Jahren und wegen nachstehender Reimerei davon abgekommen bin:

[1] Es ist nur ein Spiel. — [2] Man fängt als Betrogener an und endigt als Betrüger. — [3] Leichtfingerig.

Wie mancher Flegel
Schiebt nicht neun Kegel,
Da oft ein Biedermann
Kaum einen treffen kann.

Scheibenschießen ist noch besser und war einst allgemeine Vätersitte, und gewiß besser als Sacklaufen, Tellerlaufen und Hosenlaufen im Süden, obgleich man bei letzterem mehr zu lachen hat. Wir sollten Scheibenschießen zum Nationalspiel machen, das würde das ernste Spiel mit dem stets unruhigen Nachbar erleichtern, und wie schön wäre es nicht, über den Rhein hinüber ins Schwarze zu treffen? Es ist schön, daß man dem ehrlichen deutschen Bürger seine Büchse und Flinte wieder gegeben hat, die man ihm aus Furcht früher nahm. Wir haben Schützengesellschaften wie freie Schweizer, und man sollte, statt dem Gepolter der Kegel und Kugel, wenigstens jeden Sonn- und Feiertag wieder krachen lassen, um wenigstens die Scheibe zu treffen, wenn auch nicht gerade ins Schwarze. Kinder mögen nebenher kegeln und herumkugeln, und statt des sonstigen Hanswurst, der emporsprang hinter der Scheibe, wenn man ins Schwarze traf, könnte man einen Franzosen anbringen.

Spieler werden freilich vom bloßen Sonn- und Feiertagsspiel nichts wissen wollen, denn sie sind schon gewohnt, die goldene Zeit in Silber zu verspielen, oder gar nur in elfenbeinernen Marken. „Bedenken Sie immer lebhaft den hohen Werth der Zeit," sagte ein Beichtvater einem Spieler. „Gewiß, das verdammte Kartenmischen ist immer Zeitverlust!" entgegnete er. Denkenden und empfindenden Männern ist Spiel nur wenig interessant; sie kennen edlere Zwecke des Daseins und ihrer Zeit; manche haben aber doch im Alter mehr Antheil am Spiel genommen, und die Langweile, die sie bisher gratis hatten, bezahlen lernen. Der leidenschaftliche Spieler modelt zuletzt alle seine Ideen nach seiner Liebhaberei und selbst seine Begriffe von Raum und Zeit. „Wie groß ist Ihr Garten?" — „Fünfzig Spieltische können ganz bequem hier stehen." — „Wie viel Zeit brauchen Sie zu Beendigung dieser Sache?" — „Nicht länger als zu einem Solo mit fünf Matadors." Mich wundert, daß sich die brittische Redensart: within an Ace [1] (Eins, das Aß auf Würfel oder Karte), beinahe, nicht in unserer Sprache findet, und wir sagen: „bei einem Haar."

„Man muß sich erholen," sagen meine Spieler; aber brauchen denn die Erholung, die, wie die meisten eigentlichen Spieler, wenig oder nichts thun, und erholt man sich denn ganze Nächte, Wochen und Jahre hindurch? — Aber das viele Sitzen am Arbeitstische? Die

[1] In einem Eins.

Klage für liquid angenommen: ist denn Sitzen am Spieltische nicht auch Sitzen? Sie machen es wie die Schuster und Schneider, die nicht mehr gerne im Arbeitsloche sitzen und lieber den letzten Stich im Wirthshause machen; am Ende brauchten sie eine Erholung von Spiel noch am ehesten, und das sind noch die besten, die beim Spiel viel gähnen. Sie könnten am besten die Frage lösen: „Wie viele Nebenstunden eigentlich ein Müßiggänger zähle?" Wenn sie mir's nicht sagen, so gehe ich zu meinen Nachbarn auf dem Lande, wenn sie gerade ihr colloquium theologicum abhalten. Der königliche Gerichtsassessor Cramer, der sehr fleißig war, zählte doch hundertachtundzwanzig Nebenstunden; sie zählen gewiß mehr.

„Alle praktische Männer spielen," sagen meine lieben Spieler. Es ist richtig, daß eigentlich Studiren nicht geht, wenn man sich den Kopf wüst gearbeitet hat, selbst bei den melancholischsten Geschäften; wohl aber geht das Lesen guter Bücher, Bewegung in freier Luft und Unterhaltung mit Frau, Kindern und getreuen Nachbarn, und dies wäre edler, unterhaltender, gesünder und nützlicher als der Spieltisch. Und ist man nach durchspielter Nacht aufgelegt zur Arbeit, und hat man sich erholt? Rechte Spieler spielen fort, selbst in Gedanken, im Schlafe; Spielgelder verderben mehr oder weniger den moralischen Charakter und machen im Amte Schlendrianisten oder noch was Schlimmeres. Nicht alle Staatsdiener sind so sicher auf der Brust, als der General Friedrichs, den er in übler Laune anfuhr: „Sein Regiment hält nicht Linie! kein Wunder: Er sitzt immer bei der Karte!" — „Halt!" rief der General. „Das Regiment stand wie eine Mauer gerade. Geruhen Euer Majestät zu sehen!" Friedrich ritt weiter, mißvergnügt über sich selbst.

Meine Spielratten finden es unbegreiflich, wie ein Mann, der so viel in der Welt gewesen sei wie ich, nicht spiele, und finden es lächerlich und whimsical;[1] aber wäre es nicht doppelt lächerlich, Werth auf das Urtheil von Leuten zu legen, die da lächerlich finden, wenn man eine Lächerlichkeit weniger hat? Was soll der Weltling ohne Kraft und Sinn für Kultur des Geistes, Klarheit der Begriffe und Veredlung des Gemüths, für Selbstgenuß und Natur, was soll er anfangen ohne Karten und bunte Tafeln? Leere Seelen suchen Alles außer sich, sind nie recht daheim, und ohne Karten hängte sich vielleicht die gute Gesellschaft, d. h. die nicht eigentlich arbeitende Klasse, aus Langweile an den Nagel. Aber mit den Wölfen muß man

[1] Grillenhaft.

heulen und mit Spielern spielen, wäre es auch nur, um Herr und Frau des Hauses nicht mit dem Sonderling, der nicht spielt, in Verlegenheit zu bringen. Wer spielt, so hoch man will, ist der beste Gesellschafter; man fragt nicht nach Rang, Herkunft, Ruf und Sitten; die Karten geben ihm Alles, selbst zweiunddreißig Ahnen. Und wie oft haben nicht schon Karten einen ehrlichen Mann gegen Verleumdung geschützt und gegen Afterreden; sie bringen selbst Damen zum Schweigen, was der ganze Karthäuserorden nicht vermochte, vorzüglich die gefährlichsten aller, die sur le retour [1] sind, die leidenschaftlicher spielen faute de mieux [2] als Männer. Das Spiel hat also auch sein Gutes, und es ist gewiß besser, wenn sie sich über Karten hermachen als über Leute.

Ein Hauptreiz des Spiels liegt in der Entwicklung des Künftigen; Erwartung und Hoffnung setzen die Lebensgeister in angenehme Bewegung, und Lessing bediente sich des Spiels als Diätmittel. Manche suchen diesen Reiz zu verlängern, betrachten die Karten von hinten und vornen, eine nach der andern, ob sie gleich solche ganz frei ansehen könnten, gerade wie es Manche mit Briefen halten. In den Wetten der Britten — einer ihrer Nationaleigenheiten — finde ich sogar etwas Großes, und große Menschenkenntniß zeigt die Wette eines Britten zu Paris, daß er eine Stunde lang auf dem Pont neuf auf- und abgehen und dem Publikum neue Sechslivresthaler à vierundzwanzig Sous anbieten, und keine tausend zweihundert Livres aus seinem Sack unter dem Arme absetzen würde. Er rief: Qui veut des écus de 6 livres 24 sous la pièce? Einige Vorübergehende besahen sie und gingen weiter; Ils sont faux; die Meisten passirten lachend, nur ein altes Weib nahm einen: Je risque 24 Sous par curiosité. [3] Die Wette war gewonnen.

Spiel kann eine Schule der Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit, Standhaftigkeit und Selbstverläugnung werden, zumal wenn man die Gnade hat, mit Höhern zu spielen; bei niedern Volksklassen aber führt Spiel freilich mehr zum Gegentheil. Das Spiel hat offenbar die Geselligkeit vermehrt, die Sitten verfeinert, aber freilich auch wieder Diensteifer, Ernst und geistige Ausbildung vermindert bei Männern, und Weiber aus Nadel-, Kunkel- und Küchenfreundinnen zu Kartenschwestern gemacht. Aber wie schön lautet nicht schon der bloße Titel: „Es ist ein trefflicher Spieler!“ Welche Empfehlung in der feinern Welt!

[1] Auf demjenigen Wege, welcher abwärts, d. h. von Schönheit zur Häßlichkeit führt. — [2] Aus Mangel an etwas Besserem. — [3] Wer will Sechs-Livresthaler zu 24 Sous das Stück. — Sie sind falsch. — Ich riskire 24 Sous aus Neugier.

Der Held unserer Zeit soll auf seinem letzten und schwierigsten Marsch nach St. Helena zwanzig Spiele Karten, neben Brett- und Dominospiel mit sich genommen und schon auf dem Northumberland gespielt haben; während Ney und Labedoyère und die Nation für ihn bluteten, freute er sich spielend eines Lebens, das Griechen und Römern und vielleicht auch manchen Deutschen eine Schmach gedünkt hätte nach einer solchen Rolle.

Das Leben selbst ist im Grunde ein Spiel, wo bald Roth, bald Schwarz Trumpf ist. Hat nicht jedes Alter sein eigen Spiel, und ist nicht das Spiel des Alters, von den Spielen der Jugend zu schwatzen, oder gar zu schreiben, wie ich? Spielen ist die erste Beschäftigung der Kindheit und bleibt die angenehmste unseres Lebens. Und spielen nicht Leute, die nicht spielen, mit Fingern, Füßen, Augen, mit Messer, Gabel, Löffel und Sessel? Ist alltägliche Leserei im Kabinet und wenn es der Schwaben Merkur ist, und Spaß und Necken in Gesellschaft mehr als Spiel? Nehmet vom Leben weg, was Nothwendigkeit ist, so bleibt in Allem Spiel. Ein ernstes Gesicht macht die Sache zum Ernst, und komische Miene beim Ernst den Ernst zum Spiel. Jenen amüsirt der Ehrgeiz, diesen der Eigennutz, jenen die Liebe, diesen die Eitelkeit. Große Männer amüsirt der Ruhm, das Volk die Sinnlichkeit; die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit Phantasien und Reimen, die Philosophen mit Ideen und Hypothesen, die Weiber mit Herzen, wenn's noch recht gut geht, die Generale mit Soldaten, die Großen gar mit unsern Beuteln, wo nicht gar mit unsern Köpfen, die Politiker mit ganzen Staaten; bloß in der Art des Spiels liegt der Unterschied zwischen gutem und bösem Spiel. Die einzigen Spieler, die stets gewinnen, je länger sie spielen, sind die Musikanten.

Alles spielt! Alles spielt!
Der Knabe mit der Fibel,
Der Fromme mit der Bibel;
Setzt der Läst'rung Maß und Ziel,
Laßt uns doch das Kartenspiel!

Wir spielen Alle, und noch weit öfter wird mit uns gespielt; wer nicht mitspielt, kommt übel weg, und wer ernst gen Himmel sieht, wenn man ihn in das gewöhnliche Spiel ziehen möchte, wird ausgelacht und bleibt sitzen. Will er ohne Matador spielen, so lachen die Hintermänner ins Fäustchen, und hat er auch die Hand voll genialer Trümpfe, aber keine Forcen — keine Vettern und Basen, keine Spadille — kein Geld, so steht's übel. Und müssen wir nicht das spielen,

was wir nicht sind und doch scheinen wollen? Wahrlich, wir sind mehr Spielsachen als Spieler, und meinen Alle, wir spielten mit Montagne's Katze, während sie mit uns spielt. Das Spiel des Lebens ist mir ein Hauptbeweis, daß es eine höhere Ordnung der Dinge gibt, und erst das Jenseits den unvollendeten Plan ins Reine bringt; sonst hielte Mancher seine Lebenspartie à la guerre [1] nicht der Lichter werth. Der sogenannte Freund Hain stößt uns am Ende wie einen elenden Ball von der grünen Tafel hinab ins Loch, die Todtenglocke klingelt, so oft ein Ball gemacht ist; hora ruit! [2]

Dum vivimus, vivamus, amici! [3]

XIV.

Die Tanzlust.

Wie war ich von Wonne so trunken,
In ihren Anblick versunken
Beim frohen englischen Tanz!

Ich hörte nicht Geigen, nicht Flöten
Und nicht die hellen Trompeten,
Ich sah nicht der Tanzenden Glanz.

Wenn dem Kinde der Natur wohl ist an der wärmenden Sonne, auf grüner Wiese oder bei frohem Mahle, so hüpft und springt es, wie das Thier auch, nur mit dem menschlichen Unterschiede, daß es mehr thut als das Thier, zu seinem Schaden. Das Tanzen liegt in der Natur und ist Ausdruck der Freude, selbst Dank für die Götter, daher finden wir unter allen Völkern Tänze als Gottesdienst. Aber Hüpfen und Springen ist noch kein Tanz; die beste Tänzerin kann es dem Affen nicht nachthun, der von einem Baum auf den andern hüpft, oft mit den Jungen auf dem Rücken; es ist ein Extrem, wie im Bal paré, wo man sich Schwind- und Gallensucht holt, und Manche tanzen wie Sonne, Mond und Erde, um sich zu verfinstern. Hier erscheinen die Schönen wie glänzende Planeten, wie Sonne, Mond und Erde, die den platonischen Planetentanz aufführen, um sich wechselseitig zu verfinstern, und dort bekommt man eine niederländische Tänzerin, die man nur zum zweiten Mal aufzieht, wenn der Elephantentanz beginnt. Bei manchen Kirmeßtänzen muß St. Veit der Tanz-

[1] Krieg (ein Billardspiel). — [2] Es eilt die Stunde dahin.
[3] So lange wir leben, laßt uns das Leben genießen, Freunde!

meister gewesen sein, und bei einem Bal paré denke ich an Oberons Zauberhorn.

Der erste Tanz war wohl das Pas de deux zweier Liebenden, wie wir es bei Tauben sehen, bevor sie zur letzten Entwicklung schreiten; die Musik, die die Tauben selbst machen, brachte Regelmäßigkeit in die Bewegungen, und die auf ihren Vortheil stets bedachten Schönen mögen daraus ein verführerisches Ganzes gemacht haben in Griechenland wie auf Taiti, bis es endlich zu Haremstänzen kam, wie sie Lady Montague schildert, wobei es unmöglich bleibt, nicht an etwas zu denken — not to be spoken of. [1] Der Tanz ist sicher eine der ältesten Künste der Welt, und Simonides nennt ihn eine stumme Poesie, die Poesie aber einen beredtsamen Tanz. David tanzte vor der Bundeslade, wie Louis XIV. im Ballet. Sokrates lernte von Aspasia tanzen, und selbst in Xenophons Gastmahle wird getanzt. Der hohe Orden des blauen Hosenbandes wurde tanzend gestiftet; Thiere tanzen wie die Sphären; die Sonne tanzt am ersten Ostertage; in der Trunkenheit tanzt sogar der Greis noch, und zuletzt tanzt Alles mit uns herum. Die Alten kamen zusammen und tanzten, weil sie froh waren; wir tanzen, um froh zu werden, gar oft aus bloßer Eitelkeit oder Sinnlichkeit, die Franzosen ausgenommen, die noch Niemand als Tänzer heruntergestochen hat. Mich hat stets herzlich gefreut, wenn ich noch Greise lustig tanzen sah; Franzosen sind und bleiben die Griechen der neuern Welt. Ich liebe frohe Alte, singt Anakreon; tanzt ein Alter, so ist er nur Greis an Haaren, doch Jüngling an der Seele. —

Vive la France!
Tout va bien, on danse! [2]

Die wilden Völker mischen überall Tänze ein, und die Neger tanzen selbst als Sklaven oft vom Sonntag Abend bis auf den Montag Morgen und machten recht gerne blauen Montag, wenn die Armen nicht Sklaven wären. Stedmann beobachtete einen neuangekommenen Neger, dem es an Mittänzern fehlte; er tanzte zwei Stunden lang mit seinem Schatten an der Wand. Ihre Gesandten nahen sich tanzend; ist ein Krieg erklärt, so tanzen sie den wilden Kriegstanz, und opfern sie den Göttern oder feiern sie einen Sieg oder sonst ein Fest, so geschieht es durch eigene bezeichnende Tänze. Ist einer krank, so schreibt ihm der Priester einen Tanz vor, und ist der Kranke zu schwach, so

[1] Wovon man nicht sprechen darf.

[2] Frankreich lebe hoch!
Alles geht gut, man tanzt ja noch.

tanzt der Priester für ihn, wie er für uns trinkt für Geld und gute Worte. Diese Tänze sind oft wahre Mimik, wo Noverre, der ein Buch über Ballete schrieb und so vielerlei in seinen Balleten vorgestellt hat, daß ihn ein Britte bat, doch auch die Maximes de la Rochefoucauld abtanzen zu lassen, noch Manches hätte lernen können.

Die Kunst hat hier unstreitig ein weites Feld in ernsten wie in komischen Malereien. Die Tänze der armseligen Nootka-Indier stellen oft ganze Jagden und Gefechte dar, am liebsten aber lascive Scenen; häufig kopiren sie unvermögende und monströse Männer. So kommt das sinnliche Leben in seinem ersten Keim und die höchste Kultur in unsern Hauptstädten sich einander gleich. Wir haben theatralische Tänze von Tänzern von Profession, die sich schon in einem Solo dürfen sehen lassen, und bei den Tänzerinnen sehen die Zuschauer weniger auf die Kunst, als auf die Natur. Wir haben Pantomimen, Ballete, gesellschaftliche Tänze, Allemandes, Polonnaises, Anglaises, Ecossaises, Françaises (der eigentliche Menuet, den unsere Zeit zu steif und geziert findet), und unsere Walzer sollten Négresses heißen. Wir haben eigene komische Ballets, und das bekannte Ballet la Dansomanie ist so ergötzend als die Mélomanie.[1] Wer solche großstädtische Vergnügungen nicht genießen kann, halte sich an die schlechten, affektirten, berauschenden oder, was gleich viel ist, verliebten Tänze, an dicke, oder recht alte Tanzende, denen der Raptus noch einmal angekommen ist, und an den Kehraus. Getanzt muß einmal sein, und der längste Tag im Jahr ist im Damenkalender der Vorabend eines Balles, einer Tanznacht; beim Jüngling vielleicht eher der Bestellnacht; der Tag vor der Brautnacht sollte es allein für beide sein, wäre nicht in unsern Zeiten das leidige Anticipationssystem Mode.

Rom wurde durch den Tanz bevölkert, denn die schönen Sabinerinnen wären wohl schwerlich in die Falle gegangen, hätten die Römer nicht Tanzmusik veranstaltet. Liebe oder verschleierte Sinnlichkeit und aufgeregter Geschlechtstrieb hat und wird stets beim Tanze den Vorsitz führen; wollüstige Vertraulichkeit kann hier mit Anstand auftreten, und daher werden Moral und Diätetik stets Prediger in der Wüste bleiben, wie die Prediger der verflossenen Jahrhunderte, die ganze Folianten und Quartanten über den Tanzteufel schrieben, den noch der Prediger von Bergedorf, etwas feiner „Kaffee zwei Loth auf die Tasse“ nennt. Wäre der Tanz bloß Körperbewegung nach Musiktakt, so müßten Mannspersonen so gerne mit Mannspersonen tanzen als mit Mäd-

[1] Tanzwuth. — Singwuth.

chen, wie die Kinder bei Kinderfesten wirklich thun, und doch läßt sich schon hier der Instinkt bemerken. Es gibt ein Büchlein, das bei Gelegenheit der Hochzeit eines Predigers, der mit seiner Braut tanzte und darüber vom Schlag gerührt wurde, ans Licht trat: De Magistro N. N. per saltum in coelum promoto.[1] Seine orthodoxen, folglich unvernünftigen Herren Amtsbrüder aber übergaben ihn dem Teufel.

Michal verlachte David in ihrem Herzen, als er vor der Bundeslade hüpfte und spielte in der Stadt David. Das war ein Kapitaltext; aber sie verlachte ihn, nicht weil er tanzte, sondern weil dabei Dinge zum Vorschein kamen, welche die Franzosen cela nennen, vielleicht auch, weil er bloß einen Rock von Linnen trug; aber die Sancti dachten sich einmal den Gott der Liebe nur als Gott des Zornes und der Rache, und so mußten Magdeburger (1012), die am Christabend auf dem Kirchhofe getanzt hatten, ein volles Jahr forttanzen, wie der erzürnte Priester geschworen hatte; kein Gebet, kein Opfer half, sie mußten forttanzen, und bis sich der barmherzige Tod ihrer erbarmte, hatten sie bis an den Gürtel sich in die Erde getanzt. St. Ambrosius weist auf die Tochter der Herodias hin, die das Haupt des heiligen Johannes erhielt, weil sie vor Herodes tanzte, und ruft: Saltet, sed adultera filia![2] Wir haben noch gelegenheitlich der Sonntagstänze wenigstens Zeloten, die ich an den Bischof Camus verweisen will, der da sagte: „Wenn sie nur nicht während der Kirche tanzen, so lasse man sie doch ja ihr Elend abschütteln.“ Geistliche sollten so wenig über den Tanz schreiben als Tanzmeister. Ich las unlängst von einem Tanzmeister: „Ein gebildeter Tänzer muß sich schwebend auf den Zehen bewegen, nicht schleifen, daß man die Musik darüber verhört. Achtung auf sich selbst ist die erste Regel, wenn man die Hochachtung Anderer erlangen will;“ und Tanzmeister Marcel rief voll Pathos: Que de choses dans un Menuet![3] Können wir Tanzmeistern solches verdenken, wenn Lord Chesterfield seinem Stanhope zu Paris schreibt: „Es klingt lächerlich, aber es ist wahr, der Tanzmeister ist jetzt für dich der wichtigste Mann in ganz Europa“ — ? Duval dachte nicht so. Maria Theresia forderte ihn einst zu einem Menuet auf. „Eure Majestät, ich habe in meinen Wäldern weiter nichts gelernt als Burzelbäume.“

Noch in meiner Jugendzeit waren Menuets Mode, und ich selbst soll sie gut getanzt haben; damals waren wir noch ein steiferes, aber

[1] Von Magister N. N., welcher durch einen Sprung in den Himmel befördert wurde. — [2] Tanzen mag sie wohl, aber sie ist eine ehebrecherische Tochter. — [3] Wie viel liegt nicht in einem Menuet

dafür ehrbareres Geschlecht. Man dachte gar nicht daran, daß ein Menuet die Pantomime einer Liebesintrigue vorstelle. Ich werde keinen Ball mehr mit einem zierlichen Menuet eröffnen; aber sie sind mir jetzt das Sinnbild der Philosophie: nach hundert Touren und zierlichen gelehrten Pas kommen wir immer wieder auf den alten Fleck. Wir walzen jetzt lieber frei und locker, und Walzer sind gerade das, was an schönen Sommerabenden die Mückentänze. Man beobachte die Tanzenden: Walzer sind um kein Haar besser, als der spanische Fandango, die Calanda des heißen Afrikas und die Bajaderentänze des Orients. Von ihnen spricht Horaz:

Motus doceri gaudet Ionicos
Matura virgo. [1]

Der Spanier berührt seine Tänzerin gar nicht, seine Glut würde ihm dies nicht erlauben; das deutsche Phlegma umfaßt sie im engen Walzer, und die Hände sind oft sehr lebhaft auf den Hüften, und auf Dorfkirmessen selbst die Priora. Die Franzosen sind ein wahres Tanzvolk, und daher ziehen sie selbst unsere Allemandes ihrem Nationaltanz, dem Menuet, vor; nur Tanzmeister Marcel rief einem Deutschen zu: Monsieur, vous sautez, on ne danse qu'en France, mais — hélas! l'on n'y fait que cela de bien! [2] Das soll man nie sagen von meinem Vaterlande.

Unsere Bauern oder Buben tanzen nur dann gut, wenn sie stampfen, daß der Boden zittert, und ihr Mensch in die Höhe schlendern, daß man weit mehr sieht, als an schenkelzeigenden Spartanerinnen, und doch sind sie weniger unsittlich als höheren Orts, ja selbst als die Franzosen, wenn sie gleich die tanzende Nation sind, und an ihren Tanzsälen in den Champs Elysées steht: Ici l'on danse tous les jours. [3]

Es gehört nicht unter die Schwärmereien Werthers, wenn er schwört: „daß sein Mädchen nie mit einem Andern walzen solle," il n'y a que le premier pas qui coute. [4] Wenn das Paar sich eng umschlingt, Knie an Knie, Brust an Brust, Aug im Auge, die Hand des Mädchens auf der Schulter des Jünglings, und die seinige noch traulicher auf schwellenden runden Hüften ruht, wenn der reine Athem der Schönen einen anweht, wenn man an den heißen Wangen die Wärme fühlt, und ein Herz dem andern entgegen klopft, muß da nicht Phantasie und Sinnlichkeit rege werden?

[1] Halb unreif lernt die Jungfrau jonische
Schamlose Tänze.

[2] Mein Herr, Sie springen; man tanzt nur in Frankreich; aber ach! dies allein thut man dort gut. — [3] Hier tanzt man alle Tage. — [4] Nur der erste Schritt kostet Mühe.

Wenn schmiegend sich Busen an Busen gesellt,
Dann schwindet dem Blicke der Tänzer die Welt.

Die Falle steht offen; gewisse Figuren machen offenbar, daß andere Figuren in der Stille nachfolgen: Erhitzung, Glühwein, Punsch, Gefrorenes; es müssen zuletzt Figuren à la Aretin folgen.

Es ist kein Wunder, wenn Mädchen wachend und schlafend tanzen, und vier Wochen vor einem Ball nichts Ernstes mehr mit ihnen anzufangen ist, denn sie werden ja schon durch Kinderbälle vorbereitet als wahre Marionetten. Ist es ein Wunder, wenn ein Mädchen unter einem Einladungsbillet die Buchstaben U. A. W. G. (Um Antwort wird gebeten) las: „Und Abends wird getanzt?" Ein Ball ist Amors Vogelherd, und jener Franzose, der den Ball definirte: Assemblée, où l'on imite la gaieté par des contorsions agréables,[1] hatte vermuthlich ausgetanzt oder war in übler Stimmung, wie ich öfters, wenn ich einst um Gottes willen tanzen mußte auf Hofbällen, d. h. wenn es hieß: „O! sehen Sie, dort in der Ecke sitzt eine arme Vernachlässigte und trauert, Sie müssen mit ihr tanzen." Minister Rohan zu Madrid, der mit der Königin tanzen mußte auf Befehl des Königs (1463), schwur zum Andenken dieser Ehre nie wieder zu tanzen. Das ist was Anderes. Genug, ein Ball ist Amors Vogelherd:

L'amour assemble ici ses plus chers favoris
Parmi les danses et les ris;
A leur bonheur tout y conspire.
Le jour, qu'on inventa le bal,
L'Hymen se trouva mal,
L'Amour se mit à rire.[2]

Der Jugend kann man viel verzeihen; aber auch Eltern, die solche Veits- und Tarantelscenen gestatten? Ach! viele Mütter machen oft lieber mit als die Töchter, und wenn sie auch bei Tage keine halbe Stunde zu Fuße zu gehen vermögen, können sie doch ganze Nächte durchtanzen. Das Gesetz der Berner, daß keine Frau nach dem Dreißigsten mehr sich in die jugendlichen Reihen mische, dünkt mich weise, gibt der Mama Zeit, auf das Töchterchen Achtung zu geben, und sichert Männerruhe. Auch außer Bern begleiten viele Mütter ihre

[1] Eine Gesellschaft, worin man die Munterkeit durch angenehme Verdrehungen nachahmt.

[2] Amor versammelt hier, wem er die Gunst geschenkt,
Da Scherz und Lachen sich mit Tanzen artig mengt.
Und Alles strebt, Verliebter Glück zu machen;
Am Tag', als man den Ball erfand,
Geschah's, daß Hymen krank sich fand,
Doch Amor hatte Grund zu lachen.

Töchter und sprechen: „Um meiner Töchter willen werde ich wohl auch kommen müssen;“ es ist aber eine feine Ausrede, ihre eigene Lust zu verstecken, und selten erfährt die linke Hand (Mama), was die rechte thut (das Fräulein). Noch eher, meinte ich, sollten Männer in Aemtern das Tanzen an öffentlichen Orten aufgeben. Männer, die mit einem Testamente in der Tasche tanzen, erinnern mich an die Kamtschadalen, die das Tanzen von Bären gelernt haben, folglich auch wie Bären tanzen. Unsere Alten sagten: „Es gehört mehr zum Tanzen als rothe Schuhe.“

Der Talmud erkennt auf Scheidung, wenn die Frau mit Jedem plaudert, über alle Häuser wegschreit, allzugroße Brüste, allzudicke Wangen und allzuüblen Geruch hat, und wenn sie zuviel schwitzt, und das ist wohl so gut als zuviel Tanzen. Gut tanzen ist ein Ruhm für Damen, die ihr Haus gut bestellt, und sich nicht um Küche und Keller zu kümmern haben; für andere wäre Guthaushalten ein größerer Ruhm; aber Jung gewohnt, Alt gethan; sie tanzen fort, bis das Alter Amen sagt, und Niemand mehr mit ihnen tanzen mag, als den traurigen Ehrentanz, so traurig als Danzens hebräische Grammatik! Der Tanz ist eine gesunde Bewegung, die dem schönen Geschlecht zunächst gut bekommt, und man hat bemerkt, daß bei Tanzverboten im Frühjahre sich allerlei weibliche Krankheiten einstellten. Schwebet also, wenn der erleuchtete Tanzsaal winkt und Janitscharenmusik rauscht, immer dahin; tanzet die Sohlen von den Schuhen, die ja so leicht sind, wie die Tanzhandschuhe auch; aber raset nur nicht gleich den Mänaden oder Bacchantinnen, die, statt des Thyrsus, das Taschentuch schwingen, um den Schweiß zu trocknen, und endlich dampfend niedersinken, nach Athem schnaubend. Gedenket der vielen holden Geschöpfe, die Tanzsucht vor der Zeit in die Arme der Schwindsucht und des Todes führte aus den Armen der Terpsichore. Die Tanzwuth ist von der Krankheit Tarantismus wenig verschieden. Viele können den andern Tag kein lautes Wort sprechen. Es wäre kein Despotismus, sondern wahre Wohlthat, wenn mit solchen Bacchantinnen die Polizei tanzte, damit unser Geschlecht nicht noch tiefer sänke.

Der Tanzboden ist für die Schönen, was die Reitbahn für den Jüngling ist: der gegenseitige Zauber entfaltet sich hier am besten; nur ein Reiter holt eine Tänzerin ein; eine Tänzerin gefällt besser, als eine Nichttänzerin; unsere nervenschwachen Zeiten bedürfen der Gymnastik, und unsere eheschenen Zeiten des Zaubers. Es ist nicht gut, wenn sich auch die Polizei noch in Vergnügungen mischt; nur das

Rasen sollte sie zu verhindern suchen, wie sie die Folgen des Saufens dadurch zu verhindern sucht, daß sie Abends zehn Uhr Ruhe gebietet; nur die Tanzwuth, und dann noch etwas, das sogenannte Engagiren, dessen Quelle nicht Liebe, sondern Rang- und Geburtsstolz weit häufiger und dem Geist geselliger Freude entgegen ist; denn manches Dämchen ist schon auf den ganzen Winter engagirt gewesen, und viele Unannehmlichkeiten sind schon aus einer Unsitte entstanden, die uns sonst so höflichen Deutschen eigen ist. Ein Fremder bekommt oft gar nichts zu tanzen oder muß sich mit verlegener Waare begnügen. Abschaffung dieser Unsitte und die Vorsichtspolizei, keinen Walzer länger als eine Viertelstunde dauern, und keinen neuen anfangen zu lassen, als nach Verfluß einer halben Stunde, wären wahre Werke der Barmherzigkeit.

Echt national waren einst unsere Fackeltänze; wir tanzen lieber in schwacher Beleuchtung, und jene unterblieben, weil Brandunfälle sich ereigneten, Tänzer, als wilde Männer verkleidet, sich selbst verbrannten, wie auf dem Schlosse Waldenburg, und endlich gar der Teufel als ungebetener Gast sich einmischte, wie in der Wetterau. Dafür erhielten sich die Maskeraden, die wahren Saturnalien der Alten; daher ich den Theologen ihren Eifer, der sich so oft gegen die Vernunft selbst entladen hat, den Eifer gegen Maskenbälle noch am ehesten verzeihen kann, der sich noch 1783 gegen den fränkischen Kreis-Karneval zu Nürnberg äußerte, wo höchstens Türken und Kaminfeger, Mönche, Nonnen und Fledermäuse auftraten und den die Achseln zucken machten, der zu Venedig, Rom und Wien war. Solche Maskenbälle können auch dem gesetzten Manne Genuß gewähren durch Charakter und satirische Masken; seit dem ungeheuren Steifstiefel, der 1788 auf einem Maskenball zu Erlangen herumstieg mit ungeheuren Sporen, verlor sich die unsinnige Mode aus der Studentenwelt, wie auf einer Wiener Maskerade der Stutzer, der mit ungeheuern Augengläsern, auf die noch Laterndchen geklebt waren, nächst seinen zwei Ferngläsern in der Hand, herumguckte, nicht umsonst seinen satirischen Witz verschwendet hat. So erschien auf einer Rastatter Congreßmaskerade eine halb roth, halb schwarz gekleidete Maske und schwang ihr gleichfarbiges Fähnchen über die berüchtigtsten Rouge- und Noirespieler, die sich aus dem Saale verloren. Eine rechte Wienerredoute, von vier- bis fünftausend Menschen, ist ein großer Anblick; aber freilich am andern Tag schaut Alles recht garstig aus; es sind wenigstens fünfhundert Katarrhe und dreihundert Rheumatismen erzeugt, die den vielen

Aerzten willkommen sind. Gewisse Tanzlustige lasen, daß die Wilden zur Verhütung allzustarker Ausdünstung sich mit Oel schmierten, ahmten um so lieber nach, als sie wohlriechendes Oel nahmen, und starben am Faulfieber.

Wien darf sich in Hinsicht der Vergnügungen mit Paris messen; ja dort sind viele weit solider, und so haben wir selbst Wiener Congreßwalzer. Sonst glichen die Congresse den ernsten Menuets, und man darf nur zu Münster die Congreßgesandten-Gesichter sehen, um sich zu überzeugen, daß sie eher wieder Krieg erklärt, als einen Walzer getanzt hätten; wie ganz anders bei den berühmten, schnellfolgenden Congressen unserer Zeit? Zu Aachen tanzte man noch Quadrilles, die Pas de deux folgen vielleicht. Gott bewahre uns nur vor einem neuen Napoleonischen Solo; dann spielt der Teufel den Kehraus! Mögen sie lieber walzen, wie ich noch nicht lange wieder Walzer sah, die wahrlich dem Fandango nichts nachgaben, und mehrere Tänzerinnen waren echte Bajaderen, die vielleicht selbst gegen mich Alten galanter gewesen wären, als Susanna gegen die Aeltesten.

Der Ausbruch wilder Auerhahnsbrunst
Heißt bei den Jägern Balzen;
Thut eben dies mit Schwabenkunst,
So heißt die Sache Walzen!

Die ausgelassensten Maskeraden waren wohl die am Hofe König Heinrichs III., wo man einst auf Befehl plötzlich die Kerzen auslöschte und pendant l'obscurité la pudeur des dames eût beaucoup à souffrir.[1] Aber wofür wären denn die Masken? und kommt nicht Redoute von Ridotto, reduit, abgesondertes Plätzchen?

Hier, im Redoutensaale, wird oft im Narrenkleide
Die Excellenz entdeckt,
So ist's auch umgekehrt: im Excellenzenkleide
Ist oft Hanswurst versteckt.

Und doch gibt es noch weit schlimmere Tänze als Maskeradentänze — Tänze, wenn man tanzen muß. Toujours va, qui danse,[2] ist ein Sprüchwort der Franzosen, welches aber Prince de Ligne umdrehte und vom Wiener Congresse sagte: Il danse, mais il ne va pas.[3] Die Tänze, die man aus Politik mit Mutter oder Tante tanzt, oder aus Gutherzigkeit mit einer veralteten Schönen, die trauernd im Winkel sitzt, gehen noch an, man macht sie kurz; schwieriger war der

[1] Während der Dunkelheit hatte die Schamhaftigkeit der Damen viel zu leiden. — [2] Wer tanzt, kommt vorwärts. — [3] Er tanzt, aber kommt nicht vorwärts.

Tanz von Rhodus, hic Rhodus, hic salta,[1] wo schon Mancher ausgelacht wurde, der zuvor für einen guten Tänzer galt; und noch schwerer die, wozu man mit der Peitsche gezwungen wird, wie die armen Neger auf dem Sklavenschiffe um ihrer Gesundheit willen; am allerschwersten aber waren die Allemandes nach französischer Kriegsmusik und dem Takt Napoleons. Wir mußten so lange tanzen, daß es kein Wunder war, wenn wir endlich aus dem Takt kamen und dem Tanzmeister selbst auf die Füße traten, und so gab es 1814 wieder französische Tänzer, die nach deutscher Musik tanzen mußten, selbst in Frankreich. Der allerschlimmste, aber auch der letzte Tanz ist der, wozu Holbeins Fiedler aufspielt, und den auch der größte Feind des Tanzens tanzen muß.

Mir ist ganz wohl, daß ich mich nichts mehr um Allemandes, Schleifer, Dreher, Contretanz, Cotillon, Menuet 2c. zu kümmern habe; Polnisch, Schottisch und Galoppaden, Masurisch, Hannakisch, Kosakisch 2c. sind mir böhmische Dörfer; Position und Seiten-Pas, Quer-Pas und Rück-Pas, die große und die kleine Acht, Chaînes et Chassés gehen mich nichts mehr an; den letzten Tanz aber hoffe ich mit möglichstem Anstande zu tanzen aus innigster Ueberzeugung:

Ce monde n'est qu'un grand bal,
Chacun s'y masque bien ou mal
D'une vaine parade.
Et bon, bon, bon,
S'y méprend-t-on!
Ce n'est que mascarade![2]

[1] Hier ist Rhodus, hier tanze, d. h. hier ist die Gelegenheit, hier zeige dich.

[2] Die Welt ist nur ein großer Ball,
Stets sind maskirt die Menschen all
Zur eitelsten Parade.
Gut ist es noch,
Täuscht man sich doch;
Es ist halt Maskerade.

XV.

Die Jagdlust.

Manet sub Jove frigido
Venator tenerae conjugis immemor,
Seu visa est catulis cerva fidelibus,
Seu rupit teretes Marsus aper plagas. [1]

Der Sohn der Natur übt die Jagd, um zu leben, und rottet er reißende Thiere aus, wie die Heroen der Alten, oder mindert ihre Ueberzahl zum Besten der Kultur, wie in Afrika, so ist er ein Wohlthäter der Menschheit. In dem Lande der Ungeheuer, wo Wölfe, Büffel, Hyänen und Schakals nur zur niedern Jagd gerechnet werden, wie der Holländer die Wallfische zur kleinen Fischerei rechnet, da ist der Jäger, der einen Königstiger, Löwen, Krokodill, Alligator ꝛc. erlegt, ein schützender Herkules, wie bei uns der Mann, der einen tollen Hund niederschießt. Aber wir hatten Zeiten, wo der Jäger den Landmann niederschoß, der das Wild von dem im Schweiß seines Angesichts bebauten Felde vertreiben wollte, oder sich ein bischen Holz holte, und diese Jäger waren die recht eigentlichen tollen Hunde, und um so gefährlicher, da sie zahlreicher und geschützt waren vom Souverain.

Die Jagd ist jetzt in gebildeten Ländern bloße Lustpartie und Zeitvertreib, das gefällte Wild weniger Zweck als das Vergnügen, es zu fällen, wie die damit verbundene Abwechslung und Bewegung, worüber ein Nimrod nicht bloß Frau und Kind, sondern Hitze und Frost, Berg und Thal, Busch und Sumpf, ja manchmal selbst die Menschlichkeit vergißt. Viele tadeln die Jagdlust als eine empfindungslose Mordlust; aber die Bewegung unter freiem Himmel und in schönen Wäldern, die Geschicklichkeit und die Begierde zu treffen, das Ungewisse dabei ꝛc. ist frei von Mordlust. Die Jagd kann selbst, wie das Reiten, ein treffliches Erziehungsmittel abgeben, die Jugend vor Weichheit und Wollust zu schützen, und Diana war den gerne allegorisirenden Alten die Feindin der Venus und der Liebe. Die Jagdlust mußte

[1] Unter Sturmwind und Schnee dauert ein Jäger aus,
Seiner zärtlichen Ehgattin uneingedenk,
Wenn bald muthige Jagdhunde den Hirsch erspäh'n,
Bald das Marsische Schwein rasch durch die Netze bricht.

mit der Pulvererfindung steigen, weil es solche erleichterte, und schon das bloße Knallen dem Nimrod Musik ist. Ein ausgezeichneter Schütze, der jedesmal ins Schwarze trifft, genießt noch heute einen Ruhm, wie die Tiroler Scharfschützen. Um ihren Stolz zu mäßigen, will ich sie an die ostindischen Spritzfischchen erinnern, welche Insekten, die am Ufer sitzen, auf sechs Fuß weit zu sich herabspritzen und selten oder nie fehlen.

Mit der Jagd des Wildes steht es gerade wie mit der Bücher- oder Ideenjagd des Gelehrten, der in den Sümpfen langweiliger Folianten und Quartanten Wild sucht und häufig nichts findet; aber dieser Hang ist bleibend, warum nicht weit eher der Hang zu einem Urvergnügen, wie der Hang zum Wild-, Vogel-, Fisch- und Krebsfang, den noch heute alle Jagd-, Polizei- und Zuchthausstrafen nicht haben ausrotten können, selbst wenn man darüber, wie Esau, um Vater Isaaks Segen sich bringen sollte. Das alte griechische Lehrgedicht Oppians von der Jagd, so mittelmäßig es auch ist, veranlaßte Kaiser Severus, ihm nicht nur die Loslassung seines Vaters zu bewilligen, sondern auch noch für jeden Vers ein Goldstück. Jagdlust ist eine Art Instinkt; Landthiere sind das Futter des Wilden, die erst später auf Fische verfielen. Menelaus klagt in der Odyssee, daß der Hunger ihn und die Seinigen genöthigt habe, Fische zu essen, und in der Ilias ist nie von Fischen die Rede, obgleich das griechische Lager am Seeufer stand. Jener Instinkt ging über in das Leben der Kultur, und daher haben noch fast alle Jäger immer etwas von der Manier der Wilden. Herodotus, der viel Gutes von Cyrus sagt, ohne den Lobredner zu machen wie Xenophon, erzählt, daß derselbe vier Städte abgabenfrei erklärte, weil sie so viele königliche Hunde ernährten.

Tacitus schildert unsere Ahnen als mächtige Jäger, und Carl der Große, selbst ein großer Nimrod, wodurch er aber die Bäder Aachens entdeckte, konnte nicht Gesetze genug machen, Bischöfe und Mönche von der Jagd abzuhalten, und sie erbettelten Jagden ganz in ihrer Pharisäermanier, um Häute für ihre Bücher und Wildpret für ihre Kranken zu haben; wer einen Jagdhund stahl, mußte nach den burgundischen Gesetzen vor allem Volk dem Hund den Hintern küssen. Nach St. Palaye waren die Könige der Franken solche leidenschaftliche Jäger, daß sie sich in Hirschhäuten begraben ließen (immer noch besser, als in einer Mönchskutte); schwerlich aber waren sie leidenschaftlicher, als die Gemsenjäger in den Alpen, obgleich die schönste Gemse kaum mit zwölf Livres lohnt. Die Gefahren sind es, die Abwechslung von Furcht

und Hoffnung, die Bewegung, die sie reizen, wie den Spieler, Schiffer, Krieger, und selbst den naturforschenden Reisenden. Der Gemsenjäger zeigt etwas Wildes, Heroisches, Trotziges mitten unter dem Volke, und der Bauer hält ihn sogar für einen Hexenmeister. Stürzt einer in den Abgrund, und seine Weidtasche wird sein Todtentuch, so sagt der Bauer: „Endlich hat ihn doch der Teufel geholt.“ Nicht alle sind so glücklich, wie ein thüringischer Köhler, der mit einem großen Bären rang, beide stürzten die Felsen hinab, aber der Bär kam zu unterst zu liegen, der Köhler auf ihn, und so hatte er für den Schrecken noch die schöne Bärenhaut. Jagd gibt Muth, wenn auch gleich ein Eber nicht so gefährlich ist als ein Tiger, dem der Indier kühn seinen in den Mantel gewickelten Arm entgegenstreckt, auf den das Thier losspringt, indeß der Jäger mit der Rechten ihm den Bauch aufschlitzt, oder der Alligator, zwanzig Fuß lang, dem ein Taucher, wenn man ihn auf einer Sandbank entdeckt hat, eine Schlinge über den Kopf wirft und ihn mit seinen Kameraden erlegt.

Ihr Gegensatz ist der Gelehrte, der es auf Jagden macht wie Plinius, der dabei studirte, nur daß er keine drei Schweine fängt, wie der Römer, der solches einem Freunde schreibt: Ridebis et licet rideas.[1] Dr. Luther, da er als Ritter Jörg von der Wartburg auf die Jagd gehen mußte, hatte dabei immer theologische Betrachtungen, sah im Jäger und Hund den Teufel, der durch Bischöfe und Mönche die unschuldigen Thierlein hetzt und fängt; und bei einem lebendigen Häslein, das er in seinem Rockärmel bergen wollte, das aber von den Hunden dennoch durch den Rock hindurch erwürgt wurde, sah er den Satan und den Papst, die auch die geretteten Seelen verderben und sich wenig um seine Mühe kümmern. Ich habe vielen Jagden beigewohnt des Anstandes und der Verhältnisse halber; aber ich habe keine Blutschuld auf mir als einen Hasen und einige Vögel; und das ist nicht gewiß: unter die Vögel ließ ich es aufs Gerathewohl krachen, und in Ansehung des Hasen möchte der schlaue Jäger, der mir die Cour machen wollte, wohl mehr Schuld und mir nur weis gemacht haben, daß ich der Mann sei, wie das an Höfen und Höfchen der Fall ist. Desto mehr Antheil nahm ich an den Jagdsymposien, wo nie, wie bei Louis XVI., der Burgunder ausging. Es war Sitte, stets fünfzig Flaschen mitzunehmen, und siehe, sie waren einst schon alle leer, als der König Wein forderte! Man zitterte; aber der gute Louis sagte bloß: „Nehmt künftig lieber einundfünfzig Flaschen.“

[1] Du wirst lachen und du darfst lachen.

Jede Liebhaberei hat ihr Spielendes: bei der Jagd ist es der Pulverknall, der Kindern wie Erwachsenen wohlgefällt, daher ja fast jede Feierlichkeit durch Knallen verherrlicht wird, und der Mensch donnert den Göttern nach und findet etwas Großes darin. Der Bauer, der Kegel schiebt, der Städter, der seine Billardkugel auf dem grünen Tuch abstößt, fühlt den eigenen Reiz des Treffens, und nun erst hier ein schneller Vogel, ein dahineilender Hirsch, plötzlich niedergeschmettert durch den Donner des Jägers! Der beste Schütze fehlt zwar; aber wer spielt nicht gerne? Wer fordert nicht gerne den Zufall heraus? Wen begeistert nicht die Hoffnung, und wer hat nicht seinen Stern so gut als Napoleon? Der Jäger lebt in freier Natur, er ist daher Naturmensch, dem selten Geradheit und Wahrheit fehlt, die Jagdgeschichten abgerechnet; aber geht es Soldaten und Reisenden nicht ebenso? Der Jäger überwindet manche Beschwerde und Gefahr, Hunger und Durst. Das ist auch angenehm; selbst seine eigene Weidmannssprache macht ihm Freude. Und nun erst ein Sechzehner! Er ist so viel als ein Großkreuz, schon ein Zwölfendner ist in unserer Zeit einem Commandeurkreuz, und ein Zehner einem Kleinkreuz gleichzuachten. Im Jahre 1696 schoß Friedrich Wilhelm von Preußen noch einen Sechsundsechzigendner, und die Stelle wurde mit einem Denkmal bezeichnet; jetzt findet man weit weniger schwere Hirschgewichte als Ehestandsgewichte.

In ältern wie in mittlern Zeiten war die Jagd Gerechtsame jedes freien Gutsbesitzers, und das Wild res nullius; [1] im sechzehnten Jahrhundert erst legte der Fiskus seine gierigen Hände an die Wälder und deren Bewohner um respektabler Schulden willen, und es entstand das Jagdregal auf dem Lande, in der Luft und im Wasser; nur die Jagd unter der Erde überließ man Ratten- und Mäusefängern. Kameralisten und Hofpublicisten machten jetzt einen Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd (selbst Mitteljagd); jene sprachen sie dem Fürsten, diese dem Grundbesitzer zu; jedoch hatte der Fürst Vorjagd und Mitjagd, wie mehrere Gutsbesitzer Koppeljagd; die Parforcejagd war wohl die traurigste für das Wild, wenn gleich die vornehmste in den Augen des Jägers. Es gab eine eigene Jagdwissenschaft sogar, die wieder ihre Menge Unterabtheilungen hatte, wie das liebe Jus; es gab Hirschjäger, Fasanenjäger, Falkenierer, Wildhetzer, Vogeljäger, Saujäger, und das Schlimmste waren die Jagdfrohnen! Der Wildstand war höher geachtet als der Volksstand, und der Mord eines

[1] Keines Einzelnen Eigenthum.

Hirsches leidenschaftlicher bestraft, als der eines Menschen. Menschen hatten durch den fleißigen Anbau ihrer Erde Hirsche und Schweine verscheucht und den Ur und das Elen, Bär und Wolf ganz nach dem hohen Norden getrieben; jetzt vertrieben Hirsche und Schweine den Menschen in die Wälder des freien Amerika's; denn so wollten es die Vormünder der Menschheit und die Väter des Vaterlandes.

Die Großen, denen Schmeichler vorsagten, nur der Krieg sei ihr eigentliches Metier, und die Jagd ein Bild des Krieges — was ihre Bauern nur zu richtig fanden — jagten nun Geld und Bauern zum Lande hinaus, nati consumere feras.[1] Galeato Sforza, Herzog von Mailand, zwang einen Bauern, der einen Hasen geschossen hatte, solchen mit Haut und Haar aufzufressen, und Erzbischof Michel von Salzburg ließ 1557 einen Wilderer, in eine Hirschhaut genäht, auf den Markt tragen und von seinen Jagdhunden zerreißen, und noch 1666 sah man in der Wetterau Hirsche, worauf festgeschmiedete Wilderer ritten, die da riefen: „Um Gottes willen, nehmt mir das Leben!" Das Landrecht Sachsens war denn doch menschlicher und schon auf halbem Wege zur Wahrheit: „Da Gott den Menschen schuf, gab er ihm die Gewalt über Fische, Vögel und alle Thiere, drum haben wir das zur Urkund vor Gott, daß Niemand das Leben an diesen dreien verwirken mag." — Menschenfreundliche Nimrods begnügten sich jetzt, auf Wilderer bloß schießen zu lassen, oder gefangene zur Schanzarbeit oder zum Soldatendienst zu verurtheilen; selbst der sanfte Salzburger Krummstab erneuerte noch 1772 das alte Gesetz: „Wer einen Steinbock tödtet oder verwundet, kommt zehn Jahre auf die Veste und erhält am Jahrestag der That fünfzig Prügel, im Wiederholungsfall aber verliert er die rechte Hand und kommt Zeitlebens um seine Freiheit."

Gegen solche Strafen war das Weidmesser nur ein gnädiger Spaß, das auch nur dem applicirt wurde, der sich gegen die Weidmannssitten und Sprache verfehlte; der Sünder, über einen Hirsch gelegt, bekam drei Hiebe ad posteriora[2] (zum Unterschied vom Ritterschlag), die man Pfunde nannte, einen für gnädigste Herrschaft, den zweiten für Jäger und Knechte, und den dritten für das edle Jägerrecht, und dieses Spasses weiß ich mich noch zu erinnern in einem kleinen Nimrodsreich. Das Pulver, das so viel Gutes stiftete, hatte den Unterschied und die kostspielige Nebenbuhlerei zwischen Falknerei und Jägerei gehoben. — Unser herrlicher Kaiser, Friedrich II., ganz

[1] Geboren, Wildpret zu verzehren. — [2] Auf den Hintern.

dasselbe, was sein Namensvetter unserer Zeit, liebte über die Maßen die Falkenjagd, daher er auch ein gutes Buch darüber schrieb, aber auch Wissenschaft und Kunst begünstigte, Minnelieder dichtete, aber auch dem schrecklichen Hierarchen und Andern tüchtig zu Leibe ging, erhaben über die Vorurtheile seiner Zeit, vielleicht als der Einzige, in der Finsterniß des dreizehnten Jahrhunderts. — Das sogenannte Federspiel verschwand vor dem Pulver, und die edeln Vögel, Blaufüße, Habichte, Sperber und Stoßfalken verschwanden, wie die Stoßdamen, die an dieser ritterlichen Uebung gar viel Geschmack fanden. Unter allen Jagddamen gab es schwerlich eine schlimmere als Katharina Medicis; und die schöne Maria von Burgund verunglückte auf der Falkenjagd, ob man gleich schon die Reime kannte:

De chiens, d'oiseaux, d'armes, d'amours
Pour une joie cent doulours! [1]

Die Freiherrn v. Hund sind nicht mehr, ihre Hundsburg liegt in Ruinen, aber die Hunde blieben im Besitz. Ein Visconti unterhielt fünftausend Jagdhunde, die der Unterthan und selbst die Klöster füttern mußten; gelegenheitlich hetzte er mit ihnen ungestüme Supplikanten vom Hofe, ein Spaß, den sich auch mancher deutsche Reichsritter erlaubte. Es gab deutsche Staaten, wo der Hundeetat verhältnißmäßig mehr kostete, als der ganze Jagdetat großer Monarchien, den Schaden des Landes nicht gerechnet, noch weniger die Seufzer der armen Leute, die sich nicht anschlagen lassen, zweifelsohne aber in einem höhern Tabellenwerke werden angeschlagen sein. Die Türken, die wir Barbaren nennen, setzten ihren Sultan, Mahomed IV., ab wegen seiner leidenschaftlichen Jagdlust; in Deutschland aber verwies ein Nimrod meiner Zeit seinem Gerichte, daß es keinen Unterschied zu machen wisse zwischen einem Privathunde und einem königlichen Jagdhunde (roture et noblesse). [2] Indessen machte doch an einem Jägerhof ein Solosänger unerwartetes Glück; man suchte einen Solofänger, und der Commissär las Solosänger.

Louis XI. ließ sich auf dem Todtenbette große Ratten ins Zimmer bringen, und da er selbst nicht mehr jagen konnte, solche durch Katzen jagen, und Henri IV. beizte während seiner Gefangenschaft Wachteln. Louis XIV. liebte die Hirschjagd bei Mondschein und Laternen, der Dauphin aber die Wolfsjagd, wie Carl XII. die Bären-

[1] Stets ist bei Hunden, Falken, Waffen, wie beim Lieben
Auf hundert Schmerzen nur eine Lust geblieben.

[2] Bürgerlich — adelig.

jagd. Vor der Revolution noch verboten die Gesetze das Jäten und Aufhacken des Ackers, das Hauen und Stoppeln und das Düngen mit Menschenkoth, damit junge Rebhühner desto mehr gedeihen, und ihr Wohlgeschmack nicht darunter leide; mit der Revolution hörte man nichts mehr von toujours des perdrix.[1] Die schändliche Parforcejagd ist französische Erfindung, wie der Name beweist. Doch im Alterthum war es noch schlimmer, wenn wir an die κρυπτία[2] der Spartaner denken; der Adel gebrauchte die Heloten oder das Volk selbst als Wild, an dem die Patrizierjugend die Jagd erlernte. Unsere Frohnbauern und Leibeigenen waren doch noch lange keine Sklaven der Alten.

Philipp, Landgraf von Hessen, sah das Wild für seine Kühe an und meinte, wenn er die Kühe seiner Bauern in seinen Wäldern weiden lasse, so könnten sie wohl auch die seinigen auf ihren Korn- und Haferfeldern dulden. Er empfahl in seinem Testamente die Wildbahn, welche die Bauern, die Schelmen, während seiner Gefangenschaft so verdorben hätten, und schloß: „Wenn der liebe Gott kein Wildbret gewollt, so hätte er keines in die Arche Noah's nehmen lassen.“ Ein Baron in Holstein ließ in seiner letzten Stunde sämmtliche Jagdhunde in seine Zimmer zusammenblasen, und da sie heulend zusammenliefen, schlug er die Hände über den Kopf und rief weinend: O du leve Gott, wat laate ik dar so veel arm elend Hündken achter my.[3] Mit Recht hieß in der Weidmannssprache der Hund Gesellmann. Jener Graf Philipp schrieb an Herzog Christoph von Württemberg: „In dieser Schweinhatz haben wir mit selbsterzogenen Hunden tausend einhundert und zwanzig Säue gefangen; wir hätten noch sechzig Jagden zu thun, haben aber gefunden, daß die Säue noch zu mager;“ (wie sie wohl seine Bauern gefunden haben?) und ein Darmstädter Landgraf fuhr sogar mit sechs Hirschen, und einmal den sechsstündigen Sandweg von Darmstadt nach Frankfurt in fünf Viertelstunden.

Wir lesen von Kurfürst Johann Georg von Sachsen, daß er während seiner Regierung (1611—1653) geschossen, gefangen und gehetzt habe 113,629 Stück Wild, und die Liste der Monarchen unserer Zeit in Spanien und Neapel wird wohl nicht kleiner sein. Die Hauptthaten unserer meisten Kleingroßen stehen verzeichnet unter den Ge-

[1] Alle Tage Rebhühner. — [2] Eine Uebung der spartanischen Jugend im Ueberlisten der wie Sklaven gehaltenen Heloten, deren Leben sogar dabei geopfert werden durfte. — [3] O du lieber Gott, was lasse ich da so viele arme, elende Hündchen zurück!

wichten großer Hirsche, die sie in ihrem siebenzigsten oder achtzigsten Jahre noch aus Höchstdero Chaise Knall und Fall niedergeschossen haben. Zu Fontainebleau las ich etwas weit Stärkeres: Louis m'a fait l'honneur de me tuer le...[1], und zu Moritzburg sah ich ein Hirschgewicht von sechsundsechzig Enden. Ich bin kein Jäger, verstehe kaum das Knall und Fall, viel weniger, ob es je Hirsche mit sechsundsechzig Enden gegeben habe, und halte es mit dem Hofnarren, der nur den für einen geschickten Jäger halten wollte, welcher zur Schonung des Fells sein Wild zu treffen wisse in den Salva Venia.

Mit Friedrich und Joseph, die keine Jagdfreunde waren (auch Peter I. nicht und — welche Männer!), wurden der Jagdteufeleien sichtlich weniger. Viele ahmten nach und sahen ein, daß das noble Vergnügen im Grunde ein rohes Vergnügen sei, roher als das Schlächterhandwerk; der Aktäus, die sich von Jagdhunden und, was ebenso viel ist, von ihren grünen Männern fast auffressen ließen, wurden immer weniger, und die Jägersprache wurde lächerlich. Das Beste aber that der Ueberrhein, und Furcht bewirkte, was Gerechtigkeit längst hätte bewirken sollen. An deutschen großen Höfen ging Theater, Gesellschaft, Ball der Jagd wenigstens zur Seite; aber in gewissen kleinen Waldmonarchien gab es nichts als Jagd; die Diener konnten sich am besten durch Theilnahme und Jagduniformen einschmeicheln, und ich selbst mußte auf die Jagd, bekam Jagdgeräthe zum Geschenke, und hätte für einen Sonderling gegolten, wenn ich nicht mitgemacht hätte, fand aber höchstens Geschmack an einem Treibjagen. Zur Plage des übergroßen Wildstandes, der ewige Reichsgerichtsprozesse herbeiführte, kamen nun noch die Wilderer, die wahre Pflanzschule der Straßenräuber, wie der bairische Hiesel, dessen großen Hund man zu Mannheim ausgestopft sehen kann, und ich machte mir einen kleinen Nimrod zum unversöhnlichsten Feind durch mein schuldigstes Votum: „Wo kein Wild ist, gibt's auch keine Wilderer!"

Wenn der Wildstand nicht übermäßig ist (etwa dreißig Stück Rothwild auf die Quadratmeile, und Säue gehören ganz in den Saustall oder Park, vielleicht selbst alles Wild in hochkultivirten Gegenden, wo es Widerspruch zu sein scheint), wird der Landmann nicht mit Recht über Wildschaden klagen können. Aber wo wurde dieses Verhältniß eingehalten? Klagte der Bauer, so nahmen Kammer und Forstamt, wenn sie auch das Wild nicht listig wegtrieben, das Maul voll Ersatz und schrien: „Soll der Souverain kein Vergnügen und

[1] Ludwig hat mir die Ehre erwiesen, mich zu tödten am ...

keinen Wildbraten auf seiner Tafel haben?" Der Bauer, der seinerseits hätte schreien wollen: „Ist ein Thaler Ersatz für zwanzig Thaler Schaden? geben wir am Ende nicht auch das Geld zum Ersatz? und kann der Mann, den das Volk so gut salarirt, damit er sein Bestes befördere, verlangen, daß dieses sein Volk schwere Plagen über sich ergehen lasse, um ihm Vergnügen zu machen?" — ein solcher rebellischer Frager wäre ohne Weiteres im Zuchthaus gestorben. Den ärgsten Jammer machten die wilden Schweine, daher hier auch am frühesten geholfen wurde. Indessen antworteten noch Württemberger Bauern ihrem König Friedrich I. auf seine Anrede: „habt ihr nichts zu klagen?" — „Nein, Euer Majestät, wenn nur die Säue und Substituten nicht wären!"

Seit der Revolution ist in der That viel geschehen, und die Götter der Aegypter, Anubis oder Menschen mit Hundsköpfen, werden immer seltener, oder sind doch wenigstens mediatisirt, und der kameralistische Grundsatz: „Die Jagd darf nicht mehr kosten, als sie einträgt," hat sich bewährt. Mit den Jagdpartien waren in der Regel Besuche und kostspielige Schmausereien verbunden, was ihren zerrütteten Finanzen wehe that; sie sind nicht mehr, und noch besser ist es, daß der Souverain sie gerichtlich zum Ersatz anhält und, wenn sie sich so weit vergessen, Bauern zu prügeln, zum Schmerzengeld und zur Strafe, was besser aufs Wort merken läßt, als alle Bücher und Predigten. Den kleinen Nutzen von ihrer Jagd, wenn sie Hasen zu sechzehn Kreuzer und Schnepfen zu achtundvierzig Kreuzer verkaufen können, wird ihnen, so wie das Jagdvergnügen, jeder Billigdenkende gerne gönnen in unseren hochbeinigen und bedenklichen Zeiten.

Der größte Jäger vor dem Herrn, in den sicher die Seele Nimrods eingewandert ist, war noch in unsern Zeiten König Ferdinand von Neapel, der seinem Vater zu Madrid wöchentliche Jagdberichte erstattete, und allein auf seiner deutschen Reise (1790) 1820 Schweine, 1968 Hirsche, 15,350 Fasanen und 16,324 Hasen zu erlegen die Gnade hatte. Mit wahrer Vaterfreude vernahm dies der König Spaniens, der einst sagte: „Mein Sohn klagt, daß er nur achtzig Schnepfen geschossen, ich hielte mich für den glücklichsten Sterblichen, wenn ich deren nur vierzig hätte;" denn er war ein solcher Freund der Jagd, daß er als Kronprinz oft Wild zusammentreiben ließ und mit kleinen Kanonen darnach schoß; seine größte Wonne aber war, ein Schwein zu werfen, abzustechen und Würste zu machen. Ob aber Carl wohl das wagte, was unser Schwerin wagte? Dieser fand Vergnügen,

einem gereizten Eber — dem Elephanten des Europäers — auf den Rücken zu springen, und ihn so reitend abzufangen. Wahrlich, Elephanten-, Löwen- und Tigerjagden sind nicht gefährlicher!

König Ferdinand war auch ein großer Fischjäger, aber die Jagd machte ihm weniger Vergnügen, als der Verkauf der Fische; er hielt seine Waare hoch, borgte nichts, pries seine Fische und ließ sich ausschimpfen, wie ein gemeiner Händler, ging dann heim und erzählte lachend, was vorgefallen. Wir wollen ihm diese harmlose, freilich eines Monarchen unwürdige Freude gönnen, da sie doch weder mit Menschen-, noch Thierquälerei verbunden war. Nichts las Ferdinand lieber, als die Jagdberichte des Markgrafen von Ansbach, lieber als die seines Vaters; dieser übertraf ihn, aber die Heldenthaten des deutschen Markgrafen blieben stets unter den seinigen.

Ich habe recht glänzenden Jagden beigewohnt; was ich noch hätte sehen mögen, wäre eine Wallfischjagd. Welch ein Anblick, in den weiten, öden, nördlichen Gewässern mehrere hundert Schiffe, jedes von fünf bis sechs Schaluppen umgeben, versammelt zu sehen, und fünfzig bis sechzig Wallfische, deren gewaltige Wasserstrahlen emporbrausen wie der Sturm, deren mächtige Schweife das Meer in Aufruhr setzen, und das Gebrüll der verfolgten Meerungeheuer zu hören, wie den Lärmen der kühnen Jäger! Und doch ist der amerikanische Wilde noch weit kühner, der, mit einer Keule und zwei Zapfen versehen, sich auf das Ungeheuer wirft, den Augenblick erhascht, einen seiner Zapfen ins Luftloch zu schlagen; das Thier fährt brüllend mit ihm in die Tiefe; bald kommen beide wieder herauf, der Held schlägt seinen zweiten Zapfen in das andere Luftloch, und das Ungeheuer wogt nun erstickt auf der Oberfläche des Oceans!

Es gibt mehr Jäger, als die Meisten glauben und selbst wissen: der große Mann jagt nach Ländern, nach Würden, Orden, Titeln, der Gelehrte nach Büchern, der Alterthumsfreund nach Scherben, der Kunstrichter nach Fehlern, der Stutzer nach Mädchen und Weibern, Weiber und Mädchen nach Männern, der Geizige nach Gold, und mancher wackere Mann nach Brod und Unterstützung, ohne je bei seiner Bescheidenheit zum Schuß zu kommen. Die scheußlichste Jagd ist die Menschenjagd im Innern Afrika's für den Sklavenhandel, und mitten in unserem Europa die alte Soldatenjagd, die nicht mindern Gräuel aufzuweisen hat. Ist's ein Wunder, wenn den Soldaten endlich die Menschenjagd die angenehmste aller Jagden wird, obgleich die Gejagten wieder schießen? Die Verantwortlichkeit überlassen sie den

Kabinetten. In großen verdorbenen Städten wird jedoch noch eine Jagd allen anderen Jagden vorgezogen, die nicht ganz ohne Gefahren ist — die Mädchenjagd.

Wer von allen diesen Jagden zurückgekommen, alt und bequem geworden ist, dem bleibt immer noch, wenn er Kopf hat, die Ideenjagd, wo nicht die Jagd Kaiser Domitians, die Fliegenjagd,* wobei man sich ja einbilden kann, daß es Hirsche und Hasen, Lerchen und Schnepfen sind. Man kann diese Jagd ohne Blutvergießen anstellen mit Gift, wie vormals die heilige Kirche, was aber gegen das Völkerrecht wäre, oder wie große Herren mit Blutvergießen, wenn man die Fliegen mit der Hand fängt oder mit dem Fliegenwedel todt schlägt, wobei man jedoch leicht in häusliche Händel verwickelt werden kann, wo Reinlichkeit herrscht, und gelegentlich bekommt auch Meister Glaser ein kleines Verdienst, und selbst Meister Weißbinder, da untapezirte Zimmer durch das Blut der Erschlagenen eben nicht zum besten tapezirt werden; aber Fliegenfangen ist immer noch mehr werth als Grillenfangen. Dem emsigsten Jäger fehlt es nie an Wild, da ein Fliegenweibchen jährlich viermal in die Wochen kommt mit etwa achtzig Eiern, gleich dreihundertundzwanzig Fliegen; die Jungen machen es wie die Alten, thut wenigstens eine Million, und man wundert sich über die Millionen Fliegen? Gut, daß so viele Vögel die Koppeljagd haben, und das Geschmeiß nicht die Größe der Fledermäuse hat.

Beginnt die Jagd vor Ende Septembers, so wird man weder über Mangel an Wild, noch an Bewegung (daher Studirenden diese Jagd ein wichtiges Intermezzo) klagen können. Einer jagt sogar das Wild dem Andern freundnachbarlich zu, und der größte Jagdfeind muß in den Hundstagen die Leimruthe aufpflanzen. Zu Ende Oktobers, wo die Kälte den Thierchen, die sich nicht allenfalls in Ställe oder auch Wirthshäuser retiriren können, tödtlich wird, bekommt man erst Ruhe. Nie schwärmen diese kleinen geflügelten Chirurgen unverschämter, als wenn man sich zu Tische setzen will, und nirgendswo sind sie zahlreicher als in gewissen Gasthäusern, ohne dem Wirth seine Laune zu nehmen. „Lassen Sie doch Ihren Fliegen auch etwas geben, damit man Ruhe hat," spottete ein Reisender. „Gleich, gleich! befehlen Sie nur, daß sie einstweilen Platz nehmen." Mich haben sie

* v. Gleichen, Geschichte der Stubenfliegen, Nürnberg 1790. 4. mit Kupfern, muß Jeden, der nolens volens sich mit dieser Jagd beschäftigen muß, ohne alle Liebhaberei, interessiren, und ist zugleich ein Beweis, wie viel uns das Mikroskop ist, wenn wir Lucians Lob der Fliege dagegen halten.

schon oft aus dem Gleichgewicht gebracht, nicht gerade, wenn sie mir um Ohr und Nase trompeten, und wie in Opium berauschte Spahis immer neue Anfälle machen, wenn ich im Zimmer auf- und abgehe, oder lese, aber beim Schreiben — die Bestie fliegt fort, und die Sau bleibt auf dem Papier!

Vielen sind die Fliegen am lästigsten beim Morgenschläfchen; ich halte es aber für einen Naturwink, daß wir auch, gleich ihnen, mit dem Sonnenlicht unser Nachtlager verlassen sollen; stören sie mich aber in der Siesta, dann fahre ich wie Napoleon unter den Feind und zerschlage selbst meinen Fliegenpatscher, zumal wenn ich sehe, daß sich einige Dutzend noch am Blute der Erschlagenen letzen. „Aber warum hältst du eine Siesta? lebst du im heißen Süden?“ sage ich mir dann wieder nach vorübergegangenem Zorne und finde das Sprüchwort: „Ihn ärgert die Fliege an der Wand,“ allzu hyperbolisch. Wir sprechen von Unverschämtheit, wenn sich die Fliege so oft auf unsere Nase setzt, aber weiß sie denn, daß unser Gesichtserker so kitzlich und eine Nase ist? Sind ihr Königsnasen mehr als Bauernnasen, und nennen wir darum Edelleute unverschämt, weil sie am liebsten um Königs- und Fürstennasen schwärmen? Kann es nicht sogar Liebe zum Menschen sein? Die Fliege liebt die Milch, noch mehr unser Blut, und denken nicht auch viele Menschen eben so?

Die Jäger, welche die Fliegen mit der Hand fangen und dann in ein Wassergefäß werfen, haben Gelegenheit, sehr philosophische Betrachtungen über ihre Geistesgaben anzustellen, die nichts besser beweist, als die Vorsichtigkeit, mit der sie ihren Hauptfeinden auszuweichen wissen, den Spinnen. Sicher haben wir das Trompeten von ihnen gelernt, und gar Vielen könnten sie Thätigkeit und Wachsamkeit mit dem Tage lehren; sie brummen mir die Ohren voll, sind dann aber wieder so zärtlich, daß sie ihr Männchen auf dem Rücken tragen, selbst in der Luft, und glauben mit den Cynikern, das, was man im Verborgenen thun dürfe, ginge auch am hellen Tage an auf dem Markte oder auf meinem Papier unter meiner Feder, wo sie dann gewöhnlich sterben, wie Ovidius zu sterben wünschte, weil sie mir doppeltes Aergerniß geben. Kein Thier putzt sich so gerne als die Stubenfliege; sie scheint zu wissen, daß ihre Flügel im Sonnenstrahl prangen wie Pfauenschweife, und von ihren sechs Füßen braucht sie nur vier zum Gehen, die zwei vordersten aber zum Putz und zum Essen, wie wir unsere Hände. Nirgendswo sitzt sie lieber, als vor dem Spiegel, und wäre wie gemacht zum Sinnbild der Damen, wenn

sie nur nicht überall Pünktchen hinterließe, die schon große Theologen in Hebraicis [1] irre geführt haben.

Die Fliegen beschämen unsere Obscuranten; sie sind erklärte Freunde des Lichtes, sollten sie sich auch die Flügel verbrennen. Homer gefällt sich sehr in Vergleichung mit Fliegen, und der Muth seiner Helden ist das ϑάρσος der Fliegen, was wir Unverschämtheit nennen, wie gar viele Vornehme liberale Ideen. Kaum verlöschen wir die Lampe, so herrscht in ihrem Heer Todtenstille, während menschliches Lumpengesindel erst seinen Unfug recht anfängt. An gar vielen Wettergläsern bemerkt man sogar, daß die Fliegen sich auch nach dem Wetter umsehen müssen, wie an den Spiegeln, daß sie sich viel spiegeln, und selbst die Künste lieben, die Zeichnungen und Malereien. Zur hohen Fliegenjagd rechne ich die Wespen- und Hornissenjagd; aber sie ist gefährlicher, als die Jagd auf einen Eber, den man bloß leicht verwundet hat, gewährt aber desto größere Satisfaktion.

Diese Jagden sind einem Mann anständiger, als die Jagd der Weiber, die Flohjagd; aber auch dazu kann ein Hagestolz genöthigt werden. Die Fertigkeit, diese unsere nächsten Blutsverwandten, wahre Vampyre der Europäer und geborene Wundärzte und Schröpfer, zu fangen, gewährt Vergnügen, man lernt endlich die Weibchen von den Männchen unterscheiden, die kleiner und dünner sind, und Viele finden schon am Knall der Abschlachtung so viel Vergnügen, als der Soldat am Pulverknall, ja schlecken sogar die Finger darnach wie Weiber, daher man auch pulex von puella und legere [2] hat ableiten wollen. Weiber lecken am Finger, dann ein Griff und sie haben den bissigen Feind; Männer haben weniger Geistesgegenwart; während sie hinschauen, ist der Feind fortgehüpft; vom Einfangen keine Rede. Bewundernswerth ist die Schlauheit dieser Thierchen, mit der sie Wald, Gebüsche und Falten zu gewinnen wissen, die für sie wahre Alpenthäler sein müssen, und welcher salto mortale unserer zweibeinigen Springer oder gymnastischen Aequilibristen, wie sie sich auch präconisiren, gleicht dem ihrigen und ihrer Schnellkraft? Sie fliegen, woher vielleicht unser Wort Floh rühren mag; Stich wäre fast noch besser; der Stich eines guten Flohes bringt Leben selbst in das Phlegma, das dasitzt wie eine Marmorstatue.

Es gibt segensreiche Jahre, wo man sich, aller Reinlichkeit ungeachtet, dieses lästigen Wildes nicht erwehren kann; Birkenblätter, Sägspäne, Wermuthwasser, Hundableiter, Alles will nichts helfen, wie bei

[1] Bekanntlich werden die Vokale im Hebräischen mit Punkten bezeichnet. — [2] Floh — Mädchen und Zusammenlesen.

Fliegen, und ich weiß nicht, ob der Vorschlag im Reichsanzeiger, einen Sperling im Zimmer zu halten, sachförderlich ist. In manchen Jahren könnte man ein volles Dutzend unter den Flöhen herumhüpfen lassen, denn die Flöhe hüpfen doch noch besser. Unsere Juristen z. B. Opizius Diss. de eo quod justum est circa spiritus familiares feminarum s. pulices[1] 1724. haben sich sogar der Flöhe angenommen und sind darüber einverstanden, daß da, wo Gütergemeinschaft eingeführt ist, die Flöhe mit darunter zu rechnen seien, daß Flohbeutel, Flohgärten eine wahre Injurie sei, und Flöhe so gut die Miethe brechen als Kauf, daß wegen eines ausgeliehenen von Flöhen stark mitgenommenen Buches die actio commodati[2] stattfinde, weil auch levissima culpa[3] zu prästiren sei; uneinig aber sind sie darüber, ob man seine Flohjagd bis zum Busen einer Frau anstellen dürfe? Mit Juristen ist so wenig anzufangen, wenn es Streit gibt, als mit den Nürnberger Flohfängerln und gewissen Mäusefallen.

Fliegen und Flöhe können noch als Ungeziefer von Stande betrachtet werden, und mit dem amerikanischen Sandfloh hat uns Gott verschont, aber Läuse? Pfui! Läusejagd ist daher nicht so ehrlich als jene Jagden, wenn sie auch gleich manche wackere Hausfrau, Kinder, vorzüglich aber die Narren amüsirt, dem Kammmacher Brod gibt, und Manchem die Kolbe gelaust wird und selbst der Beutel. Diese Thierchen lieben vorzüglich den Samen Abrahams, die Söhne des Mars und der Armuth, Soldaten, Kapuziner und Bettler, und gehören auch, seit Puder und Pommade aus der höheren Welt verschwunden sind, in der Regel nur der niederen an; früher aber hatten selbst Prinzessinnen bei dem hohen Kopfputz über diese lästige Bevölkerung zu klagen, wie mir eine klagte, die vom Haag die Reise zu Wasser Rhein aufwärts nach Frankfurt gemacht hatte; und noch wird die höhere Welt nicht selten von einer gar schlimmen Laus gequält, von dem Laus Dei[4] der Handwerker und Kaufleute. Auf die Majestät des Herrn der Schöpfung ist die Laus die beißendste Satire.

Das Geschlecht ist so alt als die Welt, und in seine Fortpflanzung und Genealogie hat gewiß kein unedleres Thier gepfuscht. Das Menschengeschlecht zählt in hundert Jahren nur drei Generationen, das Geschlecht der Läuse aber Millionen Ahnen; was sind da zweiunddreißig oder vierundsechzig Ahnen, der höchste älteste Adel? In

[1] Von dem was Rechtens ist in Betreff der Haus-Geister der Frauen oder der Flöhe. — [2] Klage wegen Beschädigung von etwas Geliehenem. — [3] Schuld (unvorsätzlich angerichteter Schaden) von der leichtesten Art. — [4] Lob Gottes.

einem Monat schon hätte eine Laus stiftsmäßig sein können. Keine Politik beschränkt ihre Fruchtbarkeit; ist ihr Staat übervölkert, so schicken sie Kolonien aus; keine Läusekolonie empört sich gegen das Mutterland, und daher vielleicht der Haß des Menschen gegen die, die doch Fleisch von unserem Fleisch, und Blut von unserem Blute sind; aber je näher die Verwandtschaft, desto schlimmer der Haß; nur die Völker des Orients, worunter auch unser auserwähltes Volk Gottes und die slavischen Stämme gehören, machen Ausnahmen. Auf unserem besten Theil, auf dem Haupte, wandeln sie umher, wie Nebukadnezar auf der Zinne seines Palastes, und wie David und unsere alten Barone auf ihren Burgen, sie schaukeln sich ohne Stange und Blei auf dem feinsten Haarseile zur Beschämung des geschicktesten Seiltänzers und tragen die Livrée dessen, der sie nährt. Der Mohr hat schwarze, der Braune braune, und der Blonde hellfarbige Blutsauger, und wenn Herodes, Sulla, Philipp II. an der Läusesucht gestorben sind, so sind sie eher an ihrer Unreinlichkeit und Ausschweifung gestorben; jedes Thierchen geht seiner Nahrung nach. Die Laus begleitet den unglücklichen Freund bis in Kerker und Tod, ohne Rücksicht auf Partei; man kann sie höchstens tadeln, daß sie mit ihrer Anhänglichkeit zu verschwenderisch ist. Läuse sind die Ruhigen und Stillen im Lande, ganz gemacht zu Republikanern, und sterben wie Stoiker, aus deren Bärten ihre Ahnen diese Weisheit schöpften und auf ihre Descendenten forterbten; sie sind die wahren Freunde des Volks — superba vitant civium potentiorum limina. [1] — Wie mag man noch sprechen: „sich eine Laus in den Pelz setzen?“ — „es ist mir eine Laus über die Leber gelaufen?“ wie mag man, da man die Eier der Laus Nisse nennt, einen Filz Lauser, Filzerei Lauserei nennen und den Rauchtabak des Armen Lausewenzel?

Gott sei Dank! überall sind doch der Jagden weniger geworden. Württemberg wollte seine drei Hirschhörner nicht umsonst im Wappen haben, denn sie sind einheimischer als die drei Leoparden, und daher gab Herzog Carl dem Kaiser Paul ein Jagdfest, wo sechstausend Hirsche und Säue von einer Anhöhe herab in einen See gesprengt wurden, und die Jäger herumschifften, das Wild nach Belieben im Wasser oder in der Luft zu schießen; Paul aber schoß keine Flinte ab. König Friedrich bereitete Alexander ein noch glänzenderes Jagdfest; aber Alexander, der Menschenfreund und Retter Deutschlands, verbat es sich, und jetzt, wer freute sich nicht über König Wilhelms

[1] Sie meiden der mächtigen Bürger stolze Schwelle.

humane Jagdgrundsätze, die sich auch wohlthätig über die mediatisirten Jäger verbreiten? Wer vernahm nicht mit Freude: „Wilhelm hat die für wilde Schweine zusammengekauften Kartoffeln unter das arme Volk vertheilen lassen" —?

Wahre Große machten sich stets nicht viel aus der Jagd, und Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm hätten schwerlich die Frage Napoleons gethan: „Werde ich auf St. Helena auch jagen können?" Die Hofdichter, welche Jagdteufeleien und Bauernschindereien als hohe Dianenfeste besingen mögen, sowie die „Siege des Mars," worüber ganze Nationen weinen, sollten eher die Nimrode auf die Dichtung von der Seelenwanderung aufmerksam machen; vielleicht fiele ihnen der Gedanke aufs Herz: „Wie, wenn ich dereinst in einen gehetzten Hirsch, oder in einen von meiner Jägerei mißhandelten Frohnbauern wandern müßte?" Mag es noch einzelne rohe, kleine Nimrode geben, welche von Hofschranzen ins Holz geführt werden, um es im Kabinet nicht noch ärger zu machen; mögen noch Hunderte von Bürgern des Staates mit Einfangen und Frohnfuhren des Wildes geplagt werden; mögen von Oberforstmeistern noch hie und da Gemeinden, auf deren Markung sich getödtetes, halbfaules Wild findet, angehalten werden, solches zu kaufen, und der Beamte, der Gegenvorstellungen wagt, in Ungnade fallen; im Ganzen ist Alles unendlich besser geworden, als es noch vor dreißig Jahren war.

Alle Jägervölker sind roh, also war es auch die Klasse der Jäger ex officio, und blieb es, so lange sie Leibcompagnie des Regenten war. Auch das hat sich gegeben; ihr Weidmesser müssen sie jetzt anderwärts als in posterioribus üben, und wenn Jagdjunker noch in der Bibel lesen, so lesen sie doch nicht mehr: „Der Schweiß Abels schrie zu Gott um Rache." Das canonische Recht, das da sagt: Esau venator erat, quoniam peccator erat, et qui venatoribus donant, non homini donant, sed arti nequissimae,[1] paßt durchaus nicht mehr, wie überhaupt nicht mehr auf unsere Zeiten; die Söhne des heiligen Hubertus sehen keine Hirsche mehr mit dem heiligen Kreuz zwischen den Hörnern, welches Wunder zur Bekehrung des Jagdteufels Hubertus gerade verkehrt auf die Nachwelt wirkte, da es ihn nicht nur zum Patron der Jägerei machte, wie den Michel zum Patron so vieler Kirchweihen, sondern auch die St. Hubertusfeste, den St. Hubertusorden und den St. Hubertusschlüssel — gut gegen Wasserscheu und

[1] Esau war ein Jäger, weil er ein Sünder war; wer Jägern Absolution ertheilt, ertheilt sie nicht dem Menschen, sondern dem verabscheuungswürdigsten Gewerbe.

Mondsucht — in die Welt setzte, lauter Dinge, so unnütz als die stolze eigene Jägersprache. Vielleicht war schon der Anubis der Aegypter, oder der Mensch mit dem Hundekopf, eine Satire auf Nimrode, und sicher sind solche Satiren die Volkssagen vom „wilden Jäger" und vom „feuriglaufenden und vom Teufel geholten Jagdtyrannen." Ich hoffe zu Gott, daß sich die Jagdterminologie ganz verlieren soll, wie die gewisser Fakultäten; das Hallaly ist weit weniger, und die sonderbare Sprache bereits jetzt schon so unverständlich, daß es gar nichts auf sich hat, einer Dame in Gesellschaft zu sagen: „Heute nehme ich Sie in Beschlag!"

Mögen Landjunker einander schreiben: „Die noble Jägerei (es ist doch bedeutend noble Jägerei) erhält und vergnügt daheim, ehrt bei Großen, dient im Felde und macht alle Bissen gut schmecken; wir wollen ihr treu bleiben." Welche Lust, wenn ein Dutzend Weidgenossen, die den Tag über in den Wäldern sich was getummelt haben, Hände und Mäuler bei Tische gehen lassen; wie da gesprochen, gelacht und getrunken wird! Bauern, Taglöhner und Gesinde, die uns hinter jeder Hecke vermuthen, bleiben in Ordnung; aber bald wird man statt der Weidsprüche und Jagdhistorien sich bloß mit Karten ergötzen, und die Weiber sinken schon in Ohnmacht, wenn sie nur einen Schuß hören. Was thut's? Die Mediatisirung hält die bessere Ordnung und erlaubt wenigstens nicht, daß das noble Vergnügen die Grenze überschreite, wie zur Zeit des heiligen römischen Reichs.

Das römische Recht sagt: Omnia animalia, quae terra, mari, coelo capiuntur, id est bestiae ferae, capientium sunt; [1] warum haben die für römisches Recht schwärmenden deutschen Rechtsmänner dies nicht auch angenommen? Gibt es ein Jagdrecht, so muß es allein dem Eigenthümer von Grund und Boden zustehen, und nur in geschlossenen Waldungen mag dem Adel Jagdrecht verbleiben unter Schadenersatz. Wenn man das Weidrecht zahmer Thiere in Wäldern verboten hat, steht dem Volk nicht gleiches Recht zu gegen wilde Thiere auf seinen gebauten Feldern? Jagdrecht auf fremdem Eigenthum ist Mittelaltersbarbarei! nur das Wohl Aller vermag das Eigenthumsrecht des Einzelnen zu beschränken; aber wessen Wohl gilt es allein, wenn der arme fleißige Landmann ruhig zusehen muß, wie wilde Thiere seinen gebauten Boden durchwühlen, seine Pflanzen fressen

[1] Alle Thiere, welche auf der Erde, im Meer, in der Luft gefangen werden, gehören dem Fangenden.

und seine Bäume schälen? Es ist so schreiend, als wenn er das Recht nicht haben sollte, Maulwürfe, Mäuse, Schnecken und Engerlinge auszurotten. Ob ich dieses natürliche Recht noch erlebe? Ich zweifle fast und gedenke des komischen Aufwallens zweier Forsträthe, die das Holz so hoch als möglich steigerten. „Gott," sagte ich scherzend, „Holz ist so nothwendig als Luft und Wasser; jeder Familienvater sollte freien Brand haben!"

In Frankreich wunderten sich die zurückgekehrten hochadeligen Nimrods, plus royalistes que le roi,[1] über den Verfall der Jagd; nicht einmal die Jagdtermini wußte man mehr. Où l'auraient-ils appris![2] rief ein alter Duc, und schwerlich wäre es Rousseau, der in seinem Krautgarten zu Montmorency einen diebischen Hasen todtschlug und verspeiste, worüber der benachbarte Edelmann, stolz auf sein rothes Band, sich beschwerte, hingegangen, in seiner höflichen Entschuldigung und Erbieten zum Ersatz, den Beisatz gemacht zu haben: „Damit aber künftig solches nicht wieder geschehe, da mehrere Hasen mir in den Garten laufen, so bitte ich, den Ihrigen ein rothes Bändchen anzuhängen." Es würde auch bei uns nicht hingehen; aber es ist schon viel gewonnen, daß ein weibliches wildes Schwein (Bache) nicht mehr Lene, ein weibliches Reh nicht mehr Rike, das Ohr nicht mehr Löffel, das Blut nicht mehr Schweiß, der Koth nicht mehr Losung, das weibliche Glied nicht mehr Nuß, der Schwanz nicht mehr Blume und das Beschmeißen der Vögel nicht mehr Bemalen heißt; auch geht der Saufinder, der Laut gibt, und die losgelassenen Rüden nicht mehr auf den Ball. Den Wink, der in der Jägerphrase liegt, wenn die Hunde bellen, ohne das Wild zu sehen, von dem sie nur Wind haben, wollen wir aber merken, der Hund ist vorlaut.

Es lebe unsere bessere Zeit Nach und Nach! Wir wollen uns Alles gefallen lassen, da es noch eine weit schändlichere Jagd gibt, schändlicher als die Abendjagd auf Roth- und Weißwild in Städten — die Negerjagd in den Kolonien, und die edelste und nützlichste Jagd, wenn gleich nicht die angenehmste, die nur Große und Mächtige behaupten können, noch nicht recht im Gange ist — die Jagd auf Schurken. Es lebe unsere hellere Zeit, und den Nimrod verewige die Grabschrift:

Ich N. auf N. harr der Auferstehung hier;
Doch sollt' es, ach! in jenem Leben
Nicht Hirsche, Schwein und Hasen geben,
So laßt mich ruhn; was wollt ihr dort mit mir?

[1] Royalistischer wie der König. — [2] Wo hätten sie es lernen können.

XVI.

Die Tabakslust.

Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht, | Wirbelnd in die Lüfte zieht,
Und der Rauch von Blättern | Tausch ich nicht mit Göttern.

Die Pflanze, die wir Tabak nennen (richtiger als Tobak, wenn gleich Adelung so schrieb), zuerst Religions-, Wund- und Arzneipflanze, dann Mode- und Zierpflanze, zuletzt eine ökonomische Handels- und Finanzpflanze, die Millionen Menschen durch Anbau, Handel- und Kunstfleiß ernährt und dem Staate Millionen bringt, ist jetzt eine so nothwendige Pflanze als die Getreidepflanze, und gewährt einen Zeitvertreib, wovon vielleicht unsere späten Nachkommen Mühe haben werden, sich klare Begriffe zu bilden. Der Arekabetel des Morgenländers macht wohlriechenden Athem, färbt die Lippen roth, und wenn er auch die Zähne angreift, so stärkt er dafür den Magen; er ist ohne die Schärfe des Tabaks, die bei uns ewigen Speichelfluß verursacht, so daß es in manchem Zimmer aussieht, als ob Schnecken da herumgekrochen wären. Unser Tabak ist das gerade Gegentheil, ein austrocknendes, übelriechendes, die Verdauung hinderndes, durchaus überflüssiges Werk und dennoch, Millionen Menschen Bedürfniß, und zwar gerade den ärmeren Klassen. Das Erste, womit der Indier seinen Gast bewillkommt, ist Betel; das geschieht auch bei unserem Tabak; ein geringerer Indier darf es nicht wagen, einen vornehmern anzureden, bevor er Betel gekaut hat; bei uns ist der Fall umgekehrt: und ein Candidatus S. S. Theologiae, der gerade von unsern Bildungsanstalten heimkehrte, verdarb es auf immer mit seinem Dekan, den er gerade rauchend fand, daß er mit einem: „Erlauben Sie?" vom Leder zog und auch seine Pfeife ansteckte. Der Herr Dekan müssen nichts vom letzten türkischen Gesandten zu Berlin gewußt haben, der sogar in seiner Theaterloge rauchte, was die Polizei nachsah; als er aber ungenirt ins Parterre spuckte, belehrte sie ihn doch, daß er die Repräsentation des Großherrn zu weit treibe; er schüttelte den Kopf und rief: Pöbel!

Was ist das Geschäft des Rauchers? Er sucht mit seinem Munde die Luft aus einer Maschine zu pumpen, genannt Pfeife, damit der

Rauch von dem brennenden Kraut, genannt Tabak, das er in jene Maschine stopfte, an die Stelle trete, und in seinen Mund oder auch Nase gelange. Diese Pflanze, die auf Erfindungsgeist so viel wirkte als nur immer Kaffee, Thee und Zucker und Cacao — lauter Luxuspflanzen, erregt anfangs Ekel, Erbrechen, Schwindel, Durchfall, ja Tabaksöl tödtet, so widernatürlich ist sie für unsern Genuß; aber Gewohnheit macht sie unschädlicher, wie das Opium auch. Nach der Mythologie der Amerikaner sahen ihre Voreltern den großen Geist auf einem Berge sitzen und opferten ihm ihre Jagd. „Ich bedarf eurer Opfer nicht," sagte der große Geist freundlich, „aber ihr wohl meiner Hülfe," schwang sich in Lichtgestalt in die Höhe, und sie fanden da, wo seine Rechte ruhte, Mais, wo die Linke, Bataten, und auf der Stelle, die sein Hinterer berührt hatte, Tabak, der denen, welchen die Gold- und Silberminen Peru's und Mexiko's verschlossen sind, oft mehr noch ist als Kartoffel; aber so wie das unverständige Kind, dem man Brod und eine glühende Kohle reicht, lieber nach letzterer greift, so griff auch der kultivirte Europäer, statt nach dem Brod oder der Kartoffel, lieber und zuerst nach dem Gift des Tabaks.

Tabakrauchen und Schnupfen gehört einmal gewiß zu den sonderbarsten Gewohnheiten; der arme Soldat und Taglöhner, der Handwerker, Jäger und Postillon entbehrt oft lieber das Essen als diesen Rauch, und der letzte Nothpfennig muß den Tabak bezahlen. So entbehrt auch der Gelehrte und Philosoph solchen nur mit Mühe, ob er ihn gleich noch dürrer und schwindsüchtiger und seine blöden Augen noch blöder macht, und seine schlechten Zähne noch mehr verderbt; aber er glaubt, Studiren und Schreiben gehe leichter bei der Pfeife, gerade wie der Postillon, der Wind und Wetter darüber verachtet, und wenn ihm vor den Teufelswegen des Norden selbst graut, steckt er seinen Stummel an. „Nun," spricht er, „soll's wohl gehen." Die Pfeife ist die beste Gesellschaft, man kann dabei treiben, was man will; arbeiten, denken, sich zerstreuen, reden oder schweigen, et puis l'on crache, et cela même fait plaisir,[1] sagte General Mannstein zu Boufflers, der nicht rauchte, folglich ihn unmöglich verstehen konnte. Millionen ist dieses Unkraut noch heute herba sancta, wie man es anfangs nannte, so wie der Branntwein aqua vitae;[2] denn es soll den Stuhlgang befördern, gegen üble Luft schützen, Zahnschmerzen mildern, und Tabaksklystiere von unten haben in der That schon so viel Leben ge-

[1] Alsdann speit man aus, und auch dieses macht Vergnügen. — [2] Ein heiliges Kraut — Lebenswasser.

geben, als die von oben Leben geraubt haben. Aber richtig bleib immer: Tabakrauchen ist eine Sitte der Wilden und ein Räthsel; man kocht's nicht, man kaut es nicht, man schlingt es nicht, und doch schmeckt es Vielen so gut. Dieser unerklärliche Zauber des Tabaks liegt vielleicht zunächst darin, daß kein Sinnengenuß so dauernd ohne Sättigung und ohne Erschöpfung ist, als der Genuß des Tabaks, so daß rechte Raucher die Pfeife nie kalt werden lassen, als wo es sein muß.

Der spanische Mönch Paul Romanus lernte den Tabak 1496 auf St. Domingo kennen; die Ureinwohner nannten ihn so (also nicht Tobak, was Manche für schöner und vornehmer gesprochen halten, wie Cofé, obgleich die Araber, wo solcher einheimisch ist, Café sagen). Der Mönch war der Erste, der ihn in Europa bekannt machte, daher die Pflanze Paulia heißen sollte, wie Amerika Columbia. Eigentlich hieß das Rohr, wodurch geraucht wurde, Tabak, nicht die Pflanze; auch nannten die Spanier die Insel Tabago, nicht weil sie so hieß, sondern nach dieser Pflanze. Man nimmt fünfundzwanzig Arten an, und nun erst die Surrogate: Kartoffel-, Bohnen- und Weintraubenblätter (das Beste) und Huflattig; ja rechte Raucher rauchen Alles, was raucht, wie der verrückte Wetzel Papierabschnitzel. Beim Tabak ist, wie bei gewissen Schüsseln, die Brühe das Beste, und zur echten Kanastersauce kommt auch Lakritzensaft, Zimmt, Cardamomen, Salz, Thee, Zucker, Rosinen, Fenchel, Gummi, Benzoe, Ambra und Moschus. Schnupftabak erfordert noch mehr Delikatesse, da er die vornehme Welt angeht, wenn nur nicht der Salmiak wäre, dessen Hauptingredienz Urin ist. Die erste Methode zu rauchen, waren die Cigarros (Glimmstengel), und Cigarren oder zusammengerollte Tabaksblätter, wozu der Stutzer etwa ein silbernes Mundstück führt, sind wieder Mode, und dann Pfeifen von Erde, die wir auch den Wilden ablernten. Während die dernières raisons des rois,[1] die Kanonen in beiden Hemisphären wütheten, reichte zum Trost des Volks der Wilde seine Tabakspfeife.

Die elegante oder fatsoenlyke Waereld[2] macht sich lustig über die Raucher; das schöne Geschlecht flieht den pestartigen Rauch und erklärt Rauchen für Pöbelnatur; manche sogenannte Dame sogar, die zu Hause Rauch genug einschlucken muß, erklärt ihn in Gesellschaft dafür, aber ihr Närrischthun ist bloß Vornehmthun. Nichts machte den Aristokraten mehr Spaß, als die Revolutionsinschrift zu Paris: Ici on s'honore du titre citoyen, et on fume,[3] und sie hatten nicht so

[1] Die letzten Gründe der Könige. — [2] Modische Welt. — [3] Hier ehrt man sich mit dem Titel Bürger und raucht.

ganz Unrecht, wenn es bloß wegen des letztern geschah. Tabaksrauch schwärzt Wände, Fensterscheiben und Vorhänge und hat wohl schon mehr gethan, Städte und Dörfer in Asche gelegt. Tabaksrauch füllt die Kleider mit dem widrigsten Geruch, und auch die wiedergebornen Schnurrbärte, und Tabaksbau entzieht die fettesten Felder dem besten Kornbau. Tabak macht durstig, und Trinken und Tabaksdunst, die das Gehirn in unordentliche Bewegung setzen, an wie Vielem mögen sie nicht Schuld sein? Rauchen gewährt weder direkte Lust noch Nutzen, und dem ewigen Raucher tropft endlich aus indirekter Schwäche ekelhafte Feuchtigkeit in den Bart, wie dem Schnupfer aus der Nase und dem abgestorbenen Greis in Bette und Beinkleider.

An nichts denkt der abgestumpfte Raucher so wenig als daran, daß sein Leibkraut durch halbe Fäulniß und Urin zubereitet wird, ja gewisse Kanasterrollen sogar in tiefe Abtritte gehangen werden, um sie pikanter zu machen. Doch die Mameluken rauchten auf ihrer Flucht in die Gebirge, wie Burkhard versichert, getrockneten Gazellenkoth, der doch wenigstens die Knochen (Rippen) nicht hat, die A B und seine Kameraden haben. Owen erlaubt, seine Epigramme zu Allem zu gebrauchen, nur nicht zu Fidibus, und da sich Papier zu noch ganz andern Dingen muß brauchen lassen, so hat er seinen Abscheu gegen Tabak noch weit stärker ausgedrückt, als eine Dame zu Genf, da ich ohne Arges am ersten Morgen mein Göttinger Pfeifchen ansteckte; sie stürzte so wild ins Zimmer, als ob ich Feuer unters Dach gelegt hätte, und rief: Fidonc, Monsieur, vous empestez toute la maison![1] Es ist gar nicht übel, daß in englischer Sprache smoke, rauchen, das dem Klange nach verwandte smock, dem andern Geschlechte ergeben sein, bedeutet: he does not smoke, but he smocks,[2] und so thät ich auch. Manche Dame ruft mit Othello: Heaven stop the nose at it![3]

Schlözer rechnet unter die schlimmsten Folgen seiner Seereise nach Petersburg, daß er sich ans Rauchen gewöhnte, und er war ein so starker Raucher als starker Historiker, dem, so wie er den Fuß aus dem Auditorium setzte, schon der Bediente mit einer Kohlpfanne nach dem Studirzimmer nachlief; aber stärker noch rauchte Büttner, der als Hagestolz bloß unter Hunden, Affen, Adlern, Igeln und Seemöven lebte, wobei eine stets brennende Oellampe noch die stinkende Atmosphäre vermehrte, in der er fünfundachtzig Jahre alt wurde.

[1] Pfui, Herr, Sie verpesten das ganze Haus. — [2] Er raucht nicht, aber er braucht.. — [3] Der Himmel halte sich dabei die Nase zu.

„Menschenfreunde rufen Pockennoth!“ sagte Schlözer; wann werden sie rufen: Tabaksnoth? Seit dem französischen Revolutionskrieg riefen Raucher wirklich so, und Nichtraucher lachten und erklärten die Worte des Hauptmanns von Capernaum: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest;“ denn es stinket zu sehr nach Regieknaller und gestempelten AB und Galgenknaster. Auch diese Noth ging vorüber; indessen wurde der Tabak immer schlechter, je mehr sich unser elendes Titelwesen auch hier einmischte, und je aufrichtiger, veritabler und verschiedenartiger er wurde. De opregte Tabac is iets zeldsaam.[1]

Mit dem Tabak geht es, wie mit den englischen Waaren; sie haben oft England so wenig gesehen als der Virginier, Louisiana, Porto-Rico und Orinoco diese Gegenden, oder der Ulmer Gesundheitskanaster aus echt amerikanischen Blättern, das Viertelpfund à acht Kreuzer. Dieser Tabak konnte nicht riechen wie der orientalische, wo Aloeholz darunter gemischt ist, und schon die langen Röhren und das Mundstück von Bernstein das ihrige wirken; die Cascarillenrinde, die Frankfurter Doktoren einmischten, und die mir wie Opium zu wirken schien, überläßt man besser den Schwarzfärbern. Im Jahre 1813 fanden sich die Gebrüder Thorbeke zu Zwoll bewogen, laut ihrer Ankündigung, „durch das allgemeine Interesse, die beliebtesten ihrer zu fabrizirenden Tabake in den deutschen Bund einschlagen zu lassen, und durch ein elegantes Aeußere das Publikum angenehm zu überraschen.“ Vom Erfolge weiß ich nichts zu melden, so wenig als vom Rappé de Waterloo, der schwerlich bis St. Helena ging; indessen haben sie mich lachen gemacht, wie der Tabakshändler zu London, der, angeklagt, unter seine Tabaksblätter andere Pflanzen zu mischen, freigesprochen wurde, weil er bewies, daß unter seinem Tabak gar kein Tabak sei. Das industriöse Ulm bietet sogar Cholerakanaster aus (1831) nous verrons![2] Mit der Cholera muß er ohnehin wieder verschwinden.

Viele Gelehrte wollen wissen, daß sich schon bei den Alten Spuren vom Rauchen finden, und der Sonderling Prediger Brenk beweist aus den Worten der Psalmen: „Meine Tage sind vergangen wie ein Rauch,“ daß David geraucht habe. Herodot und Strabo haben einige dunkle Stellen, die sich noch besser vom Tabak erklären ließen, und Plinius empfiehlt den Rauch des getrockneten Ochsenkothes. Wahrscheinlicher ist, daß in Sina und der Tartarei, früher als der vierte Welttheil entdeckt war, geraucht wurde, indessen haben wir doch unsern Tabak Amerika zu verdanken. Der französische Gesandte Nicot lernte

[1] Der unverfälschte Tabak ist jetzt etwas Seltenes. — [2] Es wird sich zeigen.

die Pflanze zu Lissabon kennen und schickte solche nach Paris; Admiral Raleigh führte sie in England ein, er, der so gerne rauchte, daß er einst mit Elisabeth im Scherze wettete, daß er sogar das Gewicht seines Rauches bestimmen könne; er wog nämlich den Tabak, dann die Asche, das Fehlende war das Gewicht des Rauches, und die Königin zahlte mit den Worten: „Andere lassen ihr Geld im Rauch aufgehen, Ihr wißt den Rauch sogar zu Geld zu machen.“ Die englische Mode oder die libido potandi nebulas [1] kam durch englische Hülfstruppen, die Jakob seinem Tochtermann, Kurfürst Friedrich von der Pfalz, dem Winterkönig, sandte (1625), nach Deutschland und Schweden und holländische Universitäten (Leyden und Utrecht) machten die Mode noch allgemeiner, die jetzt zur andern Natur geworden ist, wenn auch St. Pierre Unrecht haben sollte, der schon die Scythen rauchen läßt und den Merkursstab zum Calümet [2] der Amerikaner macht. Dichter gehen natürlich noch weiter, wenn sie Raucher sind, wie Gerstenberg, der ausruft: „Schimpflicher Wahn! Tabak, ein Werk des Nicot!? Jahrtausende vor ihm haben die Götter des Olymps geraucht; das Feuer des Prometheus ist gestohlen aus Jupiters Tabakspfeife!“

Päpste und Clerisei eiferten und excommunicirten umsonst und sprachen von Verunreinigung der Meßgewänder; König Jakob schrieb seinen Misokapnos oder Rauchfeind, und ein Sultan ließ einen Raucher mit einer durch die Nase gestoßenen Pfeife durch die Straßen Constantinopels führen, ja in Rußland setzte man gar Verlust der Nase als Strafe. Selbst protestantische Prediger ermangelten nicht, den Unfug pflichtmäßig abzukanzeln, sprachen von Hälsen, die man zu einem stets rauchenden Schornstein mache, ja zur Hölle, und darüber werde man auch zur Hölle fahren; sie erklärten das Rauchen für ein seelenverderbendes Wesen, ein Vorspiel des höllischen Feuers, unmittelbares Werk des Teufels, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn es bei den vielen Teufeln und Teufeleien ihrer Zeit nicht einen eigenen Tabaksteufel gegeben hätte, der noch heute sein Wesen weit ungenirter treibt und selbst in ganz junge Knaben gefahren ist. Wortspielend verglich man Colombo mit Noahs Taube, die aber statt des Oelblattes ein Tabaksblatt ergriffen habe, und die Casuistiker gingen schon sehr gemäßigt zu Werke, daß sie nur die Frage aufwarfen, ob Rauchen am Sonntag verstattet werden könne?

[1] Begierde, Nebel zu trinken. — [2] Die Friedenspfeife der amerikanischen Wilden, als Zeichen der Freundschaft angeboten.

Unsere Bauern nannten die Schweden feuerspeiende Teufel, und einer sagte bei einer angebotenen Pfeife: „Ne, gnädiger Herr Düvel, ik frete keen Füer,“ und diese Raucher hatten nicht viele Jahre zuvor die Tabaksrollen eines an ihren Küsten gestrandeten Schiffes für Stricke gehalten. Noch 1691 setzte man in Lüneburg auf das liederliche Werk des Tabaktrinkens oder Tabaksaufens (man scheint weit stärker geraucht zu haben als jetzt, und ältere Schriften sprechen von vierzig bis fünfzig Pfeifen täglich) die Todesstrafe, weil Feuer darüber auskomme, und in der Schweiz liefen die Kinder noch den Rauchern auf der Straße nach und verhöhnten sie. Das Tabaksverbot stand zu Bern unter dem sechsten Gebot, neben Hurerei und Ehebruch; die Geistlichkeit erklärt Branntweinsaufen für keine Sünde, wohl aber Tabakrauchen, denn es heißt: „Was zum Munde eingeht, ist keine Sünde und verunreinigt nicht, wohl aber was ausgeht;“ und bei rechten Rauchern, wie im Orient, wirbelt der Dampf in Wolken durch drei Rauchfänge: Mund, Nase und Ohren. Bern setzte eine eigene Tabakskammer nieder, um über das Verbot zu wachen; bald aber sah man ein, daß Tabakskammern staatswirthschaftlicher zu brauchen wären, und schon Peter der Große, als ihm 1698 zu London das Geld ausging, erlaubte den Britten die Tabakseinfuhr, trotz des Hasses seiner Nation gegen Tabak, den ja Türken rauchten, gegen Bezahlung von hunderttausend Thalern; er versprach England, wenn wir Voltaire hören: de faire fumer ses Russes et son clergé.[1]

Der Staat fand jetzt die sonderbare Sitte dem Kunstfleiß und den Finanzen zuträglich, selbst die Regenten fanden Geschmack am Rauchen, und sogar Papst Benedikt XIII. hob den Bann des Papstes Innocens XII. trotz aller päpstlichen Infallibilität auf, und die portugiesische Akademie beantwortete die Frage: „Welches Glied ist dem Staate am nützlichsten?“ — „Die Nase, denn seit 1674 ist in Brasilien ein Tabakregal.“ Die Großen in Deutschland gewöhnten sich sogar daran, niemand aber mehr als deutsche Gelehrte, denn damals besuchte man vorzugsweise die Universitäten zu Leyden und Utrecht, und Arzt Bontekoe[2] dachte so patriotisch, den Tabak ebenso sehr zu empfehlen als den Thee, und so gewährt jetzt die Pflanze Tabak wenigstens einer halben Million Menschen Arbeit und Brod, und das

[1] Seine Russen und seine Geistlichkeit rauchen zu machen. — [2] Bontekoe (Professor der Medicin in Leyden) hat wenigstens den Thee zuerst auf dem Festlande eingeführt, indem er, durch die Ostindische (niederländische) Compagnie bestochen, die neue aus China eingeführte Waare als ein Universalmittel gegen alle Krankheiten dem europäischen Publikum anpries, auf dessen öffentliche Meinung Holland damals einen entschiedenen Einfluß übte.

Regale wirft Millionen ab, worüber man vergißt, daß es eine unnütze, gesundheitsschädliche Luxuspflanze ist, die Tabaksbeize ganze Geschlechter vergiftet, und die glühende Pfeife Häuser und Dörfer in die Asche legt, wie den Tabak. Das Morgenpfeifchen kostete König Stanislaus das Leben; er wollte es selbst im Kamin anstecken, sein Schlafrock fing Feuer, und der alte, dicke, unbehülfliche Mann, der Wohlthäter Lothringens, mit Recht le philosophe bienfaisant [1] genannt (wenn er es auch in Ansehung seiner Schriften nicht ist), starb an den Folgen des Brandes. Unsere Tabakshändler sprechen lieber von ihren Carottes, als von gelben Rüben, die gesünder und nahrhafter wären.

Die Ehrengeistlichkeit, die wie Saul schnaubte gegen die Pfeife, schloß sich jetzt auch an die Großen an und schwieg, denn sie schmauchte ja selbst und zählt gerade in ihrem Schooß die größten Raucher. Auf Dörfern macht man sich aus schlechtem Tabak nichts — baut ihn wohl selbst — niemand raucht mit als Collegen, etwa noch Schulmeister und Schulz, wenn sie artig sind, und an Fidibus (sollte das Wort nicht eher von fidelibus abgeleitet werden können, als von Vide bos?) [2] kann es nicht fehlen, da ihre Manuskripte weder in Registraturen, noch in Apotheken, und am allerwenigsten in Buchläden viel gelten, worüber Fieldings trefflicher Pfarrer Adams sich schon beschwert. Viele Pastoren lassen ihre Pfeife so wenig kalt werden als Handwerker, haben auch freiere Hände, mehr Zeit, und wenn sie erst in der Predigt rauchen könnten, würden sie gar nicht zum Ende kommen, man müßte endlich den Zuhörern verstatten, auch zu rauchen. Raucher dürfen Schnupfer beneiden in dieser Hinsicht, und Grübel, der früh und Abends bei der Arbeit, auf der Straße und auf der Bierbank ohnehin stets rauchte, schließt sein Tabakslied:

Kurzum, wenn ih nit rauchen thu,
So wird's mir angst und bang,
Drum wird's mer a, verzeih mer's Gott,
Oft in der Kirch' so lang.

Jetzt gab es auch berühmte Raucher, wie vormals bloß berühmte Ceres-, Bacchus- und Venusbrüder, und Friedrich Wilhelm I. beneidete den König Polens, Stanislaus, dessen Maulleder von früh bis in die späteste Nacht aushielt, und so auch Peter den Großen, der echt orien-

[1] Der wohlthätige Philosoph. — [2] Den treuen Brüdern. (Adresse der Einladungskarten zum Gelage auf den Universitäten.) — Die zweite Ableitung, siehe Ochs (so zündet man die Pfeife an).

talisch dampfte und sich zu Berlin noch obendrein bei einem Mädchen, nach der dreizehnten Huldigung, entschuldigte, er habe das kalte Fieber. Der große Friedrich haßte die Tabakspfeife; desto höher schlugen es ihm seine Grenadiere an, wenn er am Wachtfeuer, mitten unter ihrem Knellergestank, sich freundlich unterhielt, und desto größer war die Achtung, wenn er seinem Seidlitz erlaubte, an seiner Seite zu rauchen, wie mir mein unvergeßlicher alter Graf Erbach, wenn wir in der Nacht reisten. Nach Pöllnitz geruhten beide obgenannte Majestäten jeden Abend dreißig bis zweiunddreißig Pfeifen abzufeuern; Kant aber, dem nächst guter Tafel nichts über sein Morgenpfeifchen ging, machte sich unter seinen vielen Maximen auch die Maxime: „Nicht mehr als eine kölnische Pfeife.“ Zum Beweise, wie viel mir zu einem Kant fehle, rechne ich, daß ich nur mit Mühe meine Rauchmaxime auf sechs habe herabbringen können, drei Vor- und drei Nachmittags, und ich halte über dieser Maxime so fest als Kant. Eine anhaltende Unpäßlichkeit schrieb ich der gewaltsamen Unterdrückung der peinlichsten Gefühle zu beim täglichen Anblick gewisser Personen, die durch furchtbaren Leichtsinn nicht nur, sondern auch durch unverschämte persönliche Beleidigungen, Lug und Trug, meine mich ins Grab begleitende Verachtung erzeugt haben; zwei Juristen aber, bei denen freilich das Corpus Juris delikatere Gefühle und reizbare Phantasie zerquetscht haben mag, suchten die Ursache in meinem schlechten Tabak à acht Kreuzer, der doch Frankfurter Kanaster heißt. Doch ganz Unrecht hatten sie nicht; ich rauche jetzt Louisiana, der zwar dieses Land nicht gesehen hat, aber besser ist und dem Namen des Hamburgers entspricht: Friedrich Justus. Ein rechter Seemann stirbt aber mit der Pfeife im Mund, das Lebenslicht ist verloschen, die Pfeife glimmt noch!

Gar viele deutsche Taglöhner können nicht arbeiten ohne Pfeife, und Götze sah einen zwischen Bäcker- und Tabaksladen in tiefen Gedanken stehen, der sein bischen Geld zählte, und sagte: „Brod soll wohl syn, Brod möchtest du wohl köpen, aberst Brod soll syn, un Tabak soll noch mehr syn!“ Der Holländer rechnet sogar die Ortsentfernungen nach Pfeifen, wie manche Jäger nach Schüssen, und jener Matrose unterm Galgen bat sich noch eine Pfeife aus; es schmeckte ihm so gut, daß man ihm sagen mußte: „Es ist Zeit!“ er stellte das Pfeifchen sorgfältig neben die Leiter, stieg hinan, erhielt Pardon, und kaltblütig griff er wieder nach der Pfeife: „Ueber dem Spaß wärst du mir fast ausgegangen.“ Lips Tullian bat auf der Leiter noch um eine Prise, streckte dann den Hals und fand sich in der andern Welt, ehe er noch

niesen konnte. Millionen, vorzüglich Matrosen und Soldaten, ist die Pfeife Alles, sie stellt sie zufrieden; doch kommt ein Mädchen —

A l'instant le coeur fait tic-tac
Et l'amant oublie auprès d'elle
Jusqu'à sa pipe de tabac,[1]

singt der petit matelot.[2]

Ein echter Raucher unternimmt nichts, ohne zuvor seine Pfeife zu stopfen: „Alles in seine Ordnung, aber erst die Pfeife;" er öffnet den sehnlichst erwarteten Brief nicht eher, als bis das Pfeifchen glüht; Alles in seine Ordnung, und wenn so die Pfeife unnöthigen Aufenthalt macht, so dient sie auch wieder zur Abkühlung; bis die Pfeife kalt wird, wird auch Aerger und Zorn kalt. Das Füllen, Anzünden, Rauchen, Ausklopfen, Reinigen der Pfeife nimmt vielen Rauchern vielleicht die Hälfte des Lebens weg, und von einem sterbenden Raucher kommt vielleicht unsere Redensart: „Er liegt in den letzten Zügen."

Mehr als einen heroischen Krieger habe ich gesehen, der nach einem Gefecht einritt oder einging mit brennender Pfeife, wenn gleich einen Arm oder Fuß weniger, oder den Kopf im Schnupftuche. Moreau rauchte sein Cigarro bei Abnahme seiner Füße ruhig fort, er, der größer als Epaminondas, für die Freiheit Europas starb, und jener Hauptmann, der neben seinen geladenen Pistolen noch mehr geladene Pfeifen hangen hatte, studirte ruhig in der Zeitung, als sein Söhnchen eine Pistole abfeuerte, deren Kugel die Mütze des Vaters rund umdrehte. „Dummer Junge!" war Alles, was er sagte, als er aber bemerkte, daß die Kugel seinen schönsten meerschaumenen Kopf zerschmettert hatte, dann erst gab es Fuchteln. Pfeffels alter Husar gäbe seinen Türkenkopf, den er im Stiefel trägt, nicht um die ganze Welt —

Vor Prag verlor er auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff er erst nach seiner Pfeife
Und dann nach seinem Fuß.

Ungarische Husaren auf Vorposten hauen ein mit brennender Pfeife und kommen mit brennender Pfeife wieder, als ob sie spazieren geritten wären, und solche Männer verdienen schon eine Salve ins Grab; das Leben ist ein Rauch und war seit zweiundzwanzig Jahren fast

[1] Sogleich schlägt das Herz Tiktak,
Und der Verliebte selbst vergißt
Bei seiner Schönen den Tabak.

[2] Der kleine Matrose.

nichts als Pulverrauch über Gräbern. Gleim drückt sich noch erhabener aus als Pfeffels Husar:

Mausoleen, Pyramiden, Tempel
Werden Trümmer, werden Staub,
Alles ist der Zeit ein Raub,
Meine Pfeife zum Exempel.

Unsere Gelehrten gehören zu den stärksten Rauchern; vielen ist Rauchen Beförderungsmittel ihres Wissens, vielen Dämpfungsmittel des Hungers und Durstes, und Tabak neben Kaffee thut ihrem hektischen Beutel doppelt weh, wenn sie nicht auf Holländisch eine Maß Wasser mit $^1/_2$ Loth Kaffee aufsieden mögen, oder nicht reich genug sind, $^{31}/_{32}$ von allen Surrogaten und $^1/_{32}$ ordinären Kaffee zu nehmen; aber dann ist wieder der Zucker! In der Kolonialwaaren-Verfolgungszeit konnte man es Keinem verargen, wenn am Familientische ein Stückchen Candis für Alle gemeinschaftlich war, so lange sie tranken. Der Wein ist das Pferd des Dichters, Tabak des Gelehrten Esel, und Professor Boxhorn zu Leyden saß Tag und Nacht dampfend da mit einem Hütchen oben mit einem Loche, damit der Rauch nach oben zog, und ein anderer holländischer Domine verordnete, daß fünfzig Raucher seine Leiche rauchend begleiten, nach der Grabrede die Pfeifen in sein Grab werfen und auf solches Tabak pflanzen sollten, wogegen er ihnen seinen Tabaksvorrath legirte nebst Zugehör. Unser Siegwart Miller war ein ungeheurer Raucher, und so zärtlich er war, so sagte er doch schon in den Honigmonden seiner Gattin: „Ueber deinem ewigen Küssen wird mir noch die Pfeife ausgehen,“ und nicht minder ein würdiger College von ihm, einer meiner Freunde, der den neuen Stahl wieder zurückgab, weil er auf den ersten Schlag Feuer hatte. „Ich muß Bewegung beim Feuerschlagen haben,“ sagte er. Ich bedaure, daß ich mit meinem Tabak nicht mehr aufwarten kann, der so viele Rippen hat, daß ich nicht Zunder und Feuersteine genug habe, so oft muß ich zusammenläuten in aller christlichen Geduld. Der Hauptgrund, warum Neuere weit mehr schreiben als die Alten, liegt nicht im mehr Wissen, sondern lediglich im Tabak und Kaffee. Der Raucher liebt die Natur nur geräuchert wie Schinken, und wäre es Sitte, Menschenfleisch feil zu bieten, so könnten viele Gelehrte als geräuchert Fleisch verkauft werden. Warum sind Sokrates, Plato und Aristoteles nur Kinder gegen deutsche Philosophen? — Sie schnupften nicht, sie rauchten nicht, sie tranken weder Thee noch Kaffee, und waren einfach und anspruchslos wie Kinder.

Die Orientalen bleiben indessen die stärksten Raucher, wie viele andere halbcultivirte Völker, wo Weiber und Kinder mitrauchen. In

Japan rauchen alle Weiber (im deutschen Norden viele), der Rauch muß durch die Nasenlöcher wie durch den Mund, und Opiumsraucher nehmen auch wohl gar noch Ohren und Augen zu Hülfe. Um mit Morgenländern zu rauchen, frühstückte ich stets zu Marseille am Hafen; mit ihrer lingua franca[1] verstanden sie mein Italienisch, und ihre Indolenz und Ruhe schien mir oft so beneidenswerth, als bei dem deutschen Postknecht im Norden, den nichts kümmert, weder Pferde noch Wagen, weder Wetter noch sein Reisender, wenn er gleich zu Allem ja sagt, auf der Welt nichts, als seine Pfeife:

> Non vultus instantis tyranni
> Mente quatit solida, neque Auster,
> Dux inquieti turbidus Adriae,
> Nec fulminantis magna manus Jovis.[2]

Ihre Stummeln hielt ich für das non plus ultra der Nasenwärmer, bis ich den in Schwaben herumschweifenden Irren Joseph (einen verunglückten Kaufmann, der viel Bildung verrieth) rauchen sah aus Schneckenhäuschen. Solche Pfeifchen, neben Cigarren der Eleganz, verhalten sich zu den prächtigen türkischen Pfeifen, wie die natürlichen Tabaksbeutel auf dem Cap (aus den Brüsten der Hottentottinnen) zu den seidenen Perlenbeuteln, womit unsere Schönen Angebinde machen und damit die alten Saublasen ganz verdrängten. Ein sechs bis sieben Fuß langes Rohr von wohlriechendem Weichselbaum oder Jasmin, das Mundstück von Bernstein, und der meerschaumene Kopf nicht bloß mit Silber beschlagen, sondern eingelegt mit Edelsteinen, kann auf einige hundert Thaler kommen, wozu noch ein mit Gold und Silber beschlagenes Beinchen des Zwerghirsches gehört, als Tabaksstopfer oder Räumer. Wir sind schon zufrieden mit einem silberbeschlagenen und braun gerauchten Meerschaum; Venus und Meerschaum, entstehen sie nicht aus dem Meere? eigentlich aber sind beide Erde, und was sollte uns erst der orientalische Luxus der Hukaraucher, die noch wohlriechende Essenzen zum Tabak mischen, einen eigenen Tabaksdiener, Hukadar,

[1] Die Sprache der christlichen Syrer, ein Gemisch von Italienischem, Französischem, Arabischem und Türkischem mit den grammatikalischen Formen des Abendlandes (Italienisch und Altfranzösisch), von dem Königreiche Jerusalem und dem spätern Handel der Italiener stammend.

[2] Die Stelle heißt vollständig:

> Den Mann, der standhaft bei der Gerechtigkeit
> Verharrt, erschüttert murrender Bürger Trotz
> Vergebens, drohender Tyrannen
> Anblick vergebens, vergebens Auster (Südwind),
> Der allgewaltsam Adria's Sund empört;
> Auch nicht der Keil des mächtigen Donnerers u. s. w.

halten und den Rauch nicht bloß durch lange Röhren (was wir en miniature nachahmen), sondern auch noch durch Wasser ziehen lassen? Taylor kannte in Indien einen Raucher, den dieses Vergnügen monatlich sechzig Rupien, gleich achtzig Thalern, kostete, wovon die zahlreichste Familie bei uns recht anständig leben kann. Wir wollen sie nicht beneiden, wenn wir an die Sitte denken, daß es eine Ehre ist, einem die eigene Pfeife anzubieten — eine verzweifelte Ehre im Lande der Pest und nationeller Sorglosigkeit. Ich weiß, daß in Deutschland solche Ehrenbezeigungen wenigstens mit Schwindsucht angesteckt haben.

Es gibt einen Pfeifen- und einen Dosenluxus; bei Morgenländern herrscht jener, bei uns dieser. In Nürnberg gibt es Dosen, das Stück zu einem Kreuzer, im Palais Royal à 1000 Louis. Die großen Meerschaumköpfe mit Silber scheinen nicht mehr in der Mode zu sein, was von Einfachheit zeugt, wie meine Türkenköpfe das Dutzend zu zwölf Kreuzer; aber unsere Physiognomiker bedaure ich, daß die kölnischen Pfeifen in Abgang gekommen sind, da sie aus der horizontalen oder vertikalen Richtung Vieles zu lesen wußten; Manche hielten à la Klopstock die Pfeife so hoch, daß der Marqueur bequem darunter weg konnte, und bliesen Dampfwolken zehn Schritte weit vor sich, als ob sie auf Püstrichs Altare säßen. Man schloß auf einen stolzen Pedanten oder ein Phlegma, am richtigsten aber wohl auf einen Sanguinikercholeriker, wenn des Tags über ein halb Dutzend Pfeifen zu Schanden gingen, daher vielleicht die kleinen englischen Pfeifchen von Stahl Sitte wurden, die man auseinander nehmen, folglich sehr reinlich halten konnte. Mir schien Alles davon abzuhängen, ob der Kopf im rechten Winkel stand, oder so schief, daß das Feuerwerk unmöglich recht gehen konnte; auch wäre weit mehr Unglück von dem leicht herausfallenden Feuer entstanden, wenn die echten Raucher nicht dagesessen wären, wie lebendige Automaten, wie Holländer, Türken und Hansen in einer Seelenruhe, als wären sie am Ende ihrer Tage und wollten schmauchend vor den Ewigen treten. Die Pfeife bleibt aber doch immer, wenn auch kein sicherer, doch eine Art Thermometer, und nur selten habe ich mich an dem rauchenden Türkenkopf eines alten Generals betrogen: stieg der Rauch ruhig, säulengerade, taktmäßig auf, so war schön Wetter; blies der Türke aber den Rauch heftig, kreuz und quer von sich, bald rechts, bald links, ohne allen Takt, dann war es veränderlich im Kalender, besser zu Hause, als in der Nähe des Türken, und ein Passa — tara-tem-tem nahe.

Für die sonderbarsten Pfeifen, die so vielerlei Figuren haben, daß

ich mich auf Kaffeehäusern oft bloß damit unterhalten habe, halte ich den Tomahawk, oder das Beil des nordamerikanischen Wilden; er scalpirt damit seinen Feind und raucht auch daraus, was vielleicht zur Erfindung unserer Stöcke, die für ein Pfeifenrohr ausgehöhlt sind, Veranlassung gab, und da wir mit diesen Stöcken nicht scalpiren, ja nicht einmal mehr prügeln, so habe ich mir einen beigelegt; aber einen Pfeifenkopf, den ich zu Nürnberg kaufte, der ein Todtenkopf ist und mir wegen der Kunst und richtigen anatomischen Form wohl gefallen hat, werde ich künftig zu Hause lassen, da solchen selbst ein Landprediger, der aus einem Türkenkopf rauchte, unschicklich fand, und Damen ohnehin. „Wie?“ sagte ich ihm, „Sie predigen sonntäglich von Tod und Ewigkeit und wollen mir, der ich Sechziger bin, bisher wenig an Tod und Ewigkeit dachte und selten zur Kirche komme, dieses Memento mori [1] verargen? Sie rauchen ja auch aus einem Kopfe, aus einem Türkenkopfe, und was haben Ihnen die Türken gethan? Der Tod ist der wahre Türke.“ Natürlich traten die Zuhörer lachend auf meine Seite.

Die Frucht des Mangoustan gilt in Ostindien für die delikateste Frucht; wenn Kranke nichts mehr genießen mögen, so lieben sie noch diese Frucht, und essen sie solche nicht mehr, so werden sie aufgegeben. So steht es mit der Tabakspfeife: dreimal habe ich sie weggelegt, als Opfer in gewissen Verhältnissen, aber jedesmal wieder hervorgesucht, und jetzt ist sie fast meine einzige Gesellschafterin, ohne die ich nicht mehr leben könnte, und ich wünsche mir rauchend zu sterben, wie mein alter Freund, der sich aus dem Bette auf's Canapé hatte tragen lassen, als ich ihn besuchte; wir rauchten; ich sprach dabei, er rauchte bloß, und plötzlich fiel seine Pfeife zur Erde; sie zerbrach, wie er — er verschied.

Wenn so des Rauchers Auge bricht,
So wird die Redensart nicht trügen,
Mit welcher man so passend spricht:
Er lieget in den letzten Zügen.

Im Ganzen muß ich die Sitte des Rauchens tadeln, die wir leider, wie so manche Unsitte, von Schulen und Universitäten mit nach Hause bringen; wenn es auch der Vater tadelt, so raucht das Söhnchen heimlich, denn es glaubt sich dadurch ältern Schülern zu nähern, und das Verbot erzeugt gerade die Lust. Ich erinnere mich, daß ich meine erste Pfeife sorgfältig aus der Rocktasche herauszupfte,

[1] Gedenke des Todes.

wie Andere ein feines oder auch nur frischgewaschenes Taschentuch, und jetzt rauchen sogar schon Knaben, die vom Vater selbst darauf geführt werden, bevor sie noch in die höhere Schule kommen.

In meiner Kindheit war schon früh
Die Pfeife oft mein Spiel;
Sie Vater angeraucht zu bringen,
War stets mein höchstes Ziel.

Es war ein weises Gesetz der Schweizer, daß Niemand unter vierundzwanzig Jahren rauche, so weise, als das ehemalige Gesetz, daß Niemand vor dem achtzehnten oder zwanzigsten Jahre ins Kloster trete. Erwachsenen schadet es nicht mehr, wenn die Pfeife mäßig genossen wird. Ich selbst bete:

Gesegnetes Blatt, dessen gewürzter Duft
Dem Schriftsteller Gedanken schenkt,
Komme, komme mit heilendem Flügel,
Und laß dich ungeacciset genießen.

Aeltere Schüler und die Söhne der Musen scheinen dem Mohrenkönig zu gleichen, der auf einem alten Gemälde von den heiligen drei Königen dem Joseph eine Rolle Kanaster mit den Worten darreicht: „Mein Joseph, willst du Tabak han?“ Joseph schüttelt den Kopf: „Den Tabak ich nicht leiden kann.“ Der Mohr aber erwidert spöttisch: „Ich fragte man,“ — und so bringen sie es dann nach und nach zu derjenigen Virtuosität zu dampfen, daß die Lichter verlöschen.

Die Helden bließen männiglich,
Das Flämmchen bückte seufzend sich
Und verblich.

Die Kirgisen machen ein Loch in die Erde, der sie zuvor durch Uriniren Festigkeit gegeben haben, füllen es mit Tabak und Zunder, und dann legen sie sich auf den Bauch um das Loch, Kopf an Kopf, und ziehen durch Krautstengel den Dampf wollüstig in sich. Zu Wien half ein schlauer Wirth seiner Wirthschaft dadurch auf, daß er einen zehn Pfund haltenden Tabakskopf in seiner Bude aufhing, und ganze Gesellschaften vereinten sich zu dem Spoßel, gemeinschaftlich aus diesem Ungeheuer zu rauchen.

„Kaffee ohne Tabak ist eine Speise ohne Salz,“ sagen die Araber, und so finden wir es endlich auch und werden bei schlechtem Kaffee und noch schlechterem Tabak halbe Orientalen, ohne Harem und Kiosk an der See. „Tabak zieht die Feuchtigkeit aus dem Kopf,“ sagen

Andere; ich weiß bloß, daß er Geld aus dem Beutel zieht, und habe nur Glauben an meine Nase, die sich auf das purger la cervelle [1] besser verstehen wird, da sie mir die Natur gegeben hat. Man sagt, daß die Elephanten, wenn sie zuweilen in Tabaksfelder einbrechen, trunken und so schläfrig werden, daß sie eine leichte Beute der Neger sind. Tabak stört einmal die Verdauung, wie Johannisbeeren (in Schwaben Träuble) solche bei Kindern stören, und Sauerkraut bei Erwachsenen, indessen, da starke Raucher nur wenig essen, so werden sie dadurch oft alt genug, daher es auch nicht richtig mit Alten ist, wenn die Pfeife nicht mehr schmecken will. Auf den Philippinen, wo Alles raucht, und die Sitten locker sind, werden verliebte Rendezvous damit angeknüpft, daß man bittet, seine Cigarren an der seinigen oder ihrigen anzünden zu dürfen; aus dem langsamen oder geschwinden Anzünden schließen sie richtiger, als wir aus dem Hüsteln, Anlächeln oder guten Tag! gute Nacht! Ich glaube, daß das Mädchen, das mir einst so fleißig meine Pfeife füllte und Feuer reichte, hinter eine Reisebeschreibung über die Philippinen gekommen war. Etwas Aehnliches ist die Sitte unter Rauchern, wenn man sich Feuer oder etwas Tabak ausbittet. Ein Lohnrößler setzte mir einst einen Handwerksburschen in den Wagen; aus Verdruß stopfte ich mir eine frische Pfeife, und der Handwerksbursch bat höflichst um meinen Tabaksbeutel. Wer weiß, ob es nicht ein Weg zur deutschen Einheit wäre, gleich der Friedenspfeife der Amerikaner eine solche Pfeife rund umgehen zu lassen bei den Bundestagsversammlungen? Bekanntlich hat bereits Herr Thorbeke zu Zwoll Sorge getragen für den „deutschen Bundestabak“ und „deutschen Landwehrtabak.“ — Ach Gott! sollen sie schon jetzt, kaum entstanden, in Rauch aufgehen?

Außer dem Geschlechtstrieb kennt der Mensch keinen Instinkt, als den des Saugens, und da sich das Rauchen nicht füglich für ein Werk der Vernunft erklären läßt, so sehen wir solches als eine Fortdauer dieses Instinkts an, der zugleich Zeitvertreib gewährt, wie dem Kinde die Mutterbrust; das Saugen beschäftigt, die mäßige Wärme des Rauches reizt, die Glut der Pfeife und der Anblick des Auf- und Absteigens der Rauchwölkchen gleicht den Wellen des fließenden Baches, oder der flackernden Flamme des Kamins. Im Augenblicke der Abspannung, wo der Spieltrieb rege wird, gewährt jeder Anblick bewegter Gegenstände Unterhaltung, daher das Lagern ans Fenster, das Gucken in die Straßen, das Vergnügen an der Uebung der Truppen ꝛc.

[1] Das Gehirn zu reinigen.

Jede Bewegung setzt den Geist wieder in Bewegung, die Ideen beleben sich und schwingen sich wieder in die Höhe, wie die Tabakswölkchen; Gewohnheit macht dann endlich eine Nothwendigkeit, und so können dann Viele nicht mehr lesen, schreiben, denken ohne Pfeife, wie der Säufer, dessen Hand zittert, so lange er nicht getrunken hat. Sparmanns Hottentotte lief zwölf Stunden zurück nach seiner vergessenen Pfeife, und welcher Raucher hat nicht schon im Kleinen solche Hottentottensottisen sich zu Schulden kommen lassen?

Die Pfeife beschäftigt, ohne zu zerstreuen, der Rauch verhindert manchen widrigen Anblick und Geruch, und selbst das Ausspucken macht Vergnügen, wenn auch die reinliche Hausfrau zu dem unberücksichtigten Spucknäpfchen scheel sieht, was recht phlegmatische Raucher nur zu gerne übersehen. Ein Gesicht mit einer Pfeife und ohne solche, ist ein ganz verschiedenes Gesicht; sie gibt etwas Ernstes, Nachdenkendes, Wichtiges, ja gewöhnt selbst an Nachdenken und Schweigen; ein warmer Kopf ist schon oft abgekühlt worden durch einen warmen Pfeifenkopf, und bei einem solchen Tête-à-Tête ist doch wenigstens immer ein Kopf voll. Die Pfeife gibt eine eigene Pantomime, und ich will es sogleich an einigen Bekannten bemerken, wenn sie über eine Lüge stolpern oder verlegen sind: der Eine betrachtet seine Pfeife von allen Seiten und sucht ihr mehr Zug zu geben, der Andere stopft mit dem kleinen Finger den Tabak fester, und so kommen beide wieder ins Geleis. Seit in England weniger geraucht wird, soll der Selbstmord zugenommen haben, wie bei uns das traurige Kartenspiel, denn, wo hoch gespielt wird, geht die Pfeife jeden Augenblick aus; vielleicht hat Abnahme des Rauchens selbst auf Abnahme der Gefälligkeit gewirkt; Raucher boten sich Tabak, Feuer, Pfeifenräumer &c. an; man stellte das Licht näher, um den Fidibus bequemer anzuzünden, denn es gibt Leute, denen die Pfeife gar oft ausgeht; soll man da nicht menschenfreundlich werden, selbst ein zusammengerolltes Billet-doux darreichen?

Lichtenberg will keinen Mann von Genie kennen, der rauche. Nicht Alle müssen dies richtig finden, sonst hätten wir wohl weniger Raucher. Es ist zweifelhaft, worin Klopstock am meisten excellirte, im Gedicht, Reiten, Eislauf oder Rauchen? Und rauchte nicht ein Kant? Da er sich's zur Maxime machte, als Mann von lauter Maximen, täglich nur eine Pfeife zu rauchen, so wird solche doch wohl schwerlich allgemeine Maxime werden, so sehr es auch zu wünschen wäre, namentlich bei gelehrten Tabaksbrüdern, die selbst Ja und Nein

ausdrücken durch Rauchgewölke, ohne das Maul aufzuthun, und selbst der Uhr entbehren, indem sie die Stunden, wie in Niederdeutschland, nach Pfeifen rechnen. „Der Ort ist 1½ Pfeifen von hier," habe ich mehr als einmal gehört und darüber selbst meine Pfeife ins Feuer gebracht. Ein rechter Raucher verdient die Grabschrift: „Er hat ausgeraucht!"

Raucher haben ein ganzes Arsenal von Pfeifen, die entweder als Emeriti und Trophäen [1] dahängen, oder noch im Dienste stehen und daher stets geladen sein müssen, um eine nach der andern ohne Zeitverlust abfeuern zu können, worüber dann manches Wichtige feiern muß; denn nichts ist schwerer mobil zu machen als ein Raucher, wo er die Pfeife nicht mit sich schleppen kann, und nur wenige Nichtraucher wissen die Höflichkeit in ihrer ganzen Größe zu schätzen, wenn der Raucher bei ihren Besuchen seine Pfeife weglegt, so lange man da ist. Noch im Jahre 1824 hatte ich in Oberschwaben eine Scene, die gewiß Dritten viel zu lachen gegeben hätte. Ich ließ mich bei einem Stadtprediger melden; er legte nicht nur, als ich eintrat, seine Pfeife weg, sondern steckte selbst seine weiße Mütze in seinen alten Ueberrock; ich, als Raucher, wußte dies zu schätzen, und so zog ich seine Mütze, trotz aller Manövres, wieder aus dem Rock und holte aus dem meinigen, da ich keine Schlafmütze mehr führe, auch meine Pfeife, und nun erfuhr ich von dem gelehrten Mann Alles, was ich gerne von seiner Stadt gewußt hätte.

Wir haben bereits sehr gelehrte Sachen von Rauchern, die wir sicher nicht hätten ohne den Tabak; aber noch fehlt uns eine „Geschichte der Tabaksfabriken," die uns vielleicht der Mann noch liefert, der über Tausend Stücke Tabaksbriefe gesammelt hat, die er, wie Wappen, in Kupfer stechen lassen und nach dem Muster von Leibnitzens codex diplomaticus drucken lassen will, falls er einen Verleger findet, der ein ebenso enthusiastischer Tabaksfreund ist, und macht das Werk Glück, so steht auch eine Geschichte der Tabakspfeifen zu Diensten mit Kupfern. Er trieb diese Steckenreiterei so weit und ritt so sehr auf der Pfeife, daß er darüber gar nicht an die damit so nahe verwandte Dose dachte und an Schnupftabak, und erst von mir des Arztes Cohausen Satire: Pica nasi, [2] kennen lernte. Dieser Arzt warnt vor lüsternen Nasen, die die Italiener Intabaccati, Eingetabakte, nennen, weil sie sich um allen Geruchssinn, um Stimme und gute Aussprache brächten und zu Näslern machten; Gehör, Gesicht und

[1] Ausgedient — Siegeszeichen. — [2] Sta chel der Nasen.

Gehirn leide darunter, und Schnupfen sei eine Hauptursache des gehässigen Schnarchens im Schlafe. Der Tabak, sagt Cohausen, ist ein Blatt (folium), Franzosen heißen die Narrheit folie; die folie par feuilles [1] kann kaum durch die Blätter der Nieswurzel geheilt werden, und so bleiben Raucher und Schnupfer Narren in folio.

Was dem Soldaten und Bauern, dem Handwerker, dem Gelehrten und Landadel die Pfeife, ist Höflingen und Damen die Dose, oder, um in der feinern diplomatischen Weltsprache zu bleiben, die Tabatière. Schnupftabak ist ein wahres Anti-Lethargikon; [2] nähme man die Dose hinweg, so würden Manche nicht wissen, was sie mit ihren Händen anfangen sollten, und in der Rede stecken bleiben, wie Addisons Advokat im Faden seines Plaidoyers, weil ihm ein Spaßvogel den Bindfaden aus der Tasche nahm, den er um die Finger zu wickeln pflegte, so lange er plaidirte. Sonderbar ist es doch, daß Niemand mehr Dosen erhält als die Gesandten. Thut ihnen eine Gleichmuthsprise mehr Noth als Andern? Erheischt Hofluft mehr Verbesserungsmittel als gemeine Luft, oder sollte Tabak gar statt der Nieswurz der Alten dienen? Nun, in vielen goldenen Dosen ist auch oft statt Tabak nur Gold, und Rauchen einmal unter der diplomatischen Würde, obgleich der Tabak Anfangs wegen Nicots Bekanntmachung herba legati [3] hieß. Keine Regierung ist freigebiger mit Dosen als die brittische: im Jahre 1818 verrechnete man dem Unterhause 22,500 Pfd. Sterling für Dosen. Schaden kann es nicht, die diplomatischen Doseninhaber an Ittners armen Candidaten zu erinnern, der jenem eine Prise bot, dabei auf seinen Schatten wies und im Klageton sagte: Pulvis et umbra sumus. [4]

Es gibt hunderterlei Manieren, Tabak zu nehmen, die oft sehr ins Komische fallen; Manche nehmen dabei die imposanteste Stellung an, die Nase hoch, alle Mienen voll Grandezza; Andere bücken sich nach der Dose und schnaufen wie ein Pudel Suchverloren! schleudern mit der Hand, und sowie die Dose in der Westentasche ist, beginnt das Schnupftuchmanövre aus der Rocktasche, und haben sie das Unglück, die Füllung ihrer Dose vergessen zu haben, so riechen sie wenigstens in die leere Dose. Etwas Gemüthliches hatte die jetzt veraltete Sitte, dreimal auf die Dose zu klopfen zur Einladung; diese Gewohnheit erhielt sich noch lange in Franken, und auch ein alter, biederer Landedelmann hatte sie noch, suchte sich's aber abzugewöhnen, weil mehrere

[1] Narrheit nach Blättern, d. h. in folio (besonders auffallende). — [2] Mittel gegen Schlafsucht. — [3] Kraut des Gesandten. — [4] Wir sind Staub und Schatten.

neuangekommene Bediente hinter seinem Stuhle geradezu sich auch eine Prise nahmen, wenn er auf seine Dose klopfte. Die schwerste Manier zu schnupfen, ist die der Kaffern, die eine Prise auf ihre dicke Oberlippe legen und sie durch Aufwerfen in die Nase bringen; da möchte bei uns noch weit mehr Tabak verloren gehen, als ohnehin geschieht. Manche setzen einen mit ihrer Dose in wahre Verlegenheit, es ekelt, eine Prise zu nehmen (hier habe ich Griffchen, wie Campe gesagt haben will, wieder ausstreichen müssen), wenn der Inhaber selbst eine ekelhafte Prise ist, und die Antwort, die der naive Omiah zu London gab, darf ein Eingeborner nicht geben: „Meine Nase ist nicht hungrig."

Das Prisengeben und Prisennehmen spielt in der Gesellschaft eine so wichtige Rolle als Geberden, Attitüden und feinere Erziehung; die Charaktere des Gebers und Nehmers sprechen sich dabei oft sehr deutlich aus, und zwei Männer, die über Zeitungspolitik in Streit gerathen sind, versöhnen sich wieder mittelst einer Prise; indessen kann auch der Fall eintreten, daß ein recht grober Patriot dem andern die dargebotene Dose aus der Hand schlägt, und er ist wie gemacht zum Demagogen. Der Unbekannte öffnet sich in einer Gesellschaft gesprächigen Eingang durch ein kleines Nasenopfer, und ein Anderer zieht sich durch die unbedeutende Diversion, die er mit seiner Dose macht, aus Verlegenheiten und erspart sich oft eine Antwort; und erst gar zwischen Damen! Die humane Gabe, die zierlich nur zwischen zwei Fingerspitzen Raum hat, that schon Wunder und ist Symbol der Humanität, die uns von Thieren unterscheidet, denen höchstens die Zeit des Geschlechtstriebes einiges Ansehen von Humanität zu geben pflegt. Die unbedeutende Gabe, die man der Nase darbringt, drückt ganz die uneigennützige Menschenliebe aus, und daher nehme ich es doch Le Bièvre übel, der einen Mann, der unter die nicht seltenen Schnupfer gehörte, die nie eine eigene Dose führen, aber stets mit dem Pfötchen fremden Dosen entgegenkommen, wenn auch nicht auf den Deckel geklopft wird, fragte: Vous prenez du tabac? — Oui Mr. — Et moi, je l'achète.[1]

Tabaksschnupfer übertreiben ihren Genuß so gut als Raucher, und wenn ein rechter Tabaksnäsler nur alle zehn Minuten ein Griffchen thut und $1^1/_2$ Minuten dazu braucht, — und wie Viele brauchen nicht ein halbes Dutzend und mehr? — so verschnupft er jährlich $36^1/_2$ Tag, oder $^1/_{10}$ vom Jahr! Ein Britte sah einen Maurer bei der Arbeit seine Dose herausnehmen und wettete, daß er eine Flasche Cham-

[1] Sie nehmen Tabak? — Ja, mein Herr. — Und ich, ich kaufe ihn.

pagner leeren wolle, bis der Arbeiter mit seiner Prise fertig sei, und gewann die Wette. Die Großen sollten ihren Dienern keine Dosen schenken, und Amtsuntergebenen der ohnehin so phlegmatischen Themis keine Pfeifen. Napoleon war auch ein großer Schnupfer, und nahm wohl nie mehr Prisen de contenance,[1] als in den Jahren 1812—15, wo ihn so Vieles verschnupfen mußte. Nie machte er mehr Griffchen mit geballter Faust und knirschenden Zähnen, als auf dem Bellerophon, da man ihn Herr General! nannte, eingesperrt in dem engen Schiffsraum, er, der gewohnt war, nur Griffe ins Große zu thun.

Tabaksschnupfer, mit den Manieren des größten der Könige, scheinen mir widriger als Tabaksraucher, was auch die feinere Welt sagen mag, ob ich gleich zugebe, daß die Dose für Andere minder beschwerlich ist als die Pfeife, folglich letztere gesellschaftswidriger, wenn gleich gerade keine Pöbelnatur verrathend. Warum schnupfen die feinen Damen so selten, so lange sie ledig sind? Alte Jungfern hingegen suchen es wieder hereinzubringen, glauben Alles gut zu machen, daß sie recht kleine Döschen führen, machen sich aber durch Dosen noch widriger, so widrig wie Isländer, die Dosen führen wie Pulverhörner, aus denen sie den Tabak auf die Hand schütteln, bei Wind und Sturm aber das spitze Ende der Dose geradezu in die Nasenlöcher stecken und schütteln. Alte Jungfern haben viel Langweile, Rauchen ist bei uns nicht Sitte, also schnupfen sie, und aus dem größern oder geringern Tabaksvorrath einer alten Tante getraute ich mir Abends, wenn ich ihre Dose öffnete, immer zu bestimmen, ob sie viel oder wenig Langweile, viel oder wenig Zorn den Tag über gehabt habe.

Montaigne seufzte, daß die Menschen nicht, wie die Hunde, durch die Nasen mit einander Bekanntschaft machen; die Dose hat dieser Klage abgeholfen, aber leider größere Uebel herbeigeführt. Schnupfen wirkt auf die Nasenorgane, wie eine gewisse häßliche Krankheit, die man nicht gerne nennt, verdirbt den Geruch durchaus und greift selbst Gesicht, Gehör und Gehirn an. Schnupfer bringen sich um den balsamischen feinen Geruch der Blumen und können zuletzt selbst nicht mehr niesen, was der erste Zweck des Schnupfens gewesen zu sein scheint, und in Hinsicht der Kleider und Wäsche ist es eine wahre Selbstbefleckung. Es gibt Schnupfer, die täglich acht Loth Staub in die Nase stecken, nicht gerechnet, was unterwegs verloren geht; sie greifen sogar im Schlaf nach der Dose, und ihre Nasen gleichen förm-

[1] Zur Erhaltung des Gleichmuthes.

lichen Abtritten. Einige finden besondern Hochgeschmack, Melonen mit Schnupftabak, statt Pfeffers oder Zuckers, zu essen! Sonderbar war der Tabak, den Mylius in einer Dose mit sich führte, die Sedezausgabe des Boëthius de consolatione philosophiae; [1] mehr als sonderbar aber war der Tabak der Endormeurs [2] in Paris, als Mittel zum Beutelschneiden. Ein Reisender nahm daher keine angebotene Prisen in den Kaffeehäusern. „Ich schnupfe nicht,“ sagte er den zudringlichen Endormeurs und war stolz auf seine Klugheit; aber als er einst nach Hause kam und schnupfen wollte, fand er statt seiner goldenen Dose ein Billet in der Tasche: „Da der Herr nicht schnupft, so braucht er auch keine Dose.“

Friedrich Wilhelms Tabagie war besser, und man kann sie zu Berlin noch im Bilde sehen; der König sitzt in der Mitte der Gesellschaft, die Königin zündet ihm die Pfeife an, rechts und links sitzen seine Generale und Minister mit breiten Ordensbändern und langen Pfeifen, während der gelehrte Narr Gundling die Zeitung vorliest und erklärt. Diese Tabagie war eine Würze in das schaale Einerlei des Hofes, der König hörte und lernte da Manches, was er anderwärts nicht gehört und gelernt hätte, und solche Tabagien wären allen Königen zu wünschen; man durfte da frei sprechen. Oft kam Friedrich Wilhelm verdrießlich und tiefsinnig in seine Tabagie, stets aber ging er heiter von dannen; jeder Offizier hatte Zutritt, und Nichtraucher, wie der alte Dessauer oder Seckendorf, mußten wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen und, wie man spricht, kalt rauchen. Wahrlich, diese verlachte Tabagie war besser, als hundert Modezirkel mit den schönsten Dosen! In Collegien wird Alles getrieben: gelesen, geschrieben, geplaudert, gegessen, getrunken, gelacht, gespielt, geschlafen; Mancher liest seine Zeitung bloß im Collegio, es wird geschnupft, aber nicht geraucht, und doch könnte man das Pfeifchen am ehesten erlauben, weil es munter erhält, und mancher Vortrag und manches Votum mit seiner Beihülfe weniger verträumt würde; am nöthigsten wäre es wohl in den Sitzungen der Landstände. Schnupfen ist ein verirrter Instinkt, wie bei der Stubenfliege, die ihre Eier nicht selten in eine offene Dose legt, weil sie den Tabak für Mist ansieht, daher auch die Narren in den Irrehäusern so gerne nach der Dose greifen. Ich muß mich wundern, daß vornehme Schnupfer noch kein Aergerniß daran gefunden haben, daß verschobene Gehirne so große Lust an der Dose finden.

[1] Ueber den Trost, den die Philosophie gewährt. — [2] Einschläferer.

Unter den freien nordamerikanischen Völkern ist eine Pfeife rauchen gleichbedeutend mit Friede, Glück und Seelenruhe; ihr langes Calümet, mit weißen Adlersfedern verziert, ist etwas sehr Wesentliches bei ihren Friedensschlüssen und Verträgen. Abgeordnete überbringen sie feierlich und singen das Tabakslied, das wir billig auch kennen sollten, da wir den Tabak nur allzugut kennen. Das Calümet ist heilig. Ein gemeinschaftlicher Tabaksrauch ist eine Art sympathetischer Veräucherung; es liegt so etwas Anziehendes, Beruhigendes, Weltverachtendes in der Pfeife, deren herumwirbelnde und dann sich verlierende Wölkchen laut predigen, daß unser Leben nichtig und flüchtig sei, wie die Prise des Tabaksstaubes in der Dose uns lehrt, daß auch wir Staub sind. An gewissen Orten, wo es dumm hergeht, versetzt die Pfeife, im Winkel stille hingeraucht, in einen ersprießlichen Zustand von Apathie, und hat jeder Raucher das stillschweigende Recht, in Gesellschaft als lebender Automat dazusitzen, dessen ich mich schon oft bedient habe; und kein Mittel ist zu verschmähen, das so angenehm lehrt, das Maul zu halten. Gewisse Damen kann man damit vertreiben, wie Läuse vom Nelkenstock, und lächelnd habe ich schon manchen Ehemann betrachtet, wenn die Hälfte lärmte, wie er ruhig nach seiner Pfeife griff und den Orkan ausbrausen ließ, höchstens dabei etwas mehr ausspuckte; und ein würdiges Mitglied des Schmaucherordens ohne Weib beruhigt sich in der Atmosphäre des Tabakrauches selbst bei einem Korbe:

Er braucht das Abschiedsblättchen
Von seiner Spröden Pfötchen
Getrost zu Fidibus.

Wahrlich, in jedem Rauchzimmer sollte Nicots Büste stehen, der eine Pflanze in Europa verbreitete, die dem Staate so nützlich und Millionen mehr werth ist als Homers Nepenthe. Der Jammer der nichtrauchenden Salzmänner über eine Unsitte, die so Viele mit wenig froh und zufrieden macht, ist lächerlich. Allen Rauchern ist die Insel Tabago und Nantucket so heilig, als Jerusalem und Mecca Juden, Christen und Türken. Dort fanden wir Tabak, und hier, erzählt die Sage, holte der Geist Manshop sich oft einen Wallfisch, briet solchen an den Kohlen ihres Vulkans, die Wilden bekamen die Ueberbleibsel; daher opferten sie ihm einst all ihren Tabakvorrath, der kaum hinreichte, seinen ungeheuern Tabakstopf zu füllen; er rauchte, klopfte ihn aus ins Meer, und aus der Asche entstand die Insel Nantucket!

Es blühe der Tabak, der den Armen ist, was die Bleikugel dem Soldaten;[1] er durchwandelt mit ihm die harte Gasse des Lebens, er verbeißt allen Unmuth und Schmerz; der Tabak gibt ihm eine dumpfe Zufriedenheit, wie der Betel dem Ostindier und die Coca dem armen Amerikaner und Neger in den Bergwerken; eine Pfeife Kneller zu einem Pfennig gewährt unsern Arbeitern so viel Vergnügen, als dem reichen Müßiggänger seine Flasche Rheinwein, Champagner, Burgunder und Punsch.

„Ein rechter Raucher weiß gar nicht mehr, daß er raucht," behaupten viele Nichtraucher, und da ich mich zu den Rauchern zähle, und Viele noch hinzusetzen: „und was er sagt und schreibt," so rufe ich dampfend: „Das ist nicht wahr!" Sowie die Pfeife brennt, bin ich munter, wie ein braver Soldat, wenn es trommelt, oder Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff geben; ich bin, wie man zu sagen pflegt, nun erst in meinem Esse und trete in einen magischen Kreis, der mich absondert von allen feindlichen Mächten des Lebens und reeller ist als das alte, allzu höfliche Helf Gott! beim häufigen Niesen der Schnupfer, oder gar das Helf Gott, das Bettler erhalten ohne Prise. Darum wünschte ich aber doch, daß die Jugend von dieser Thorheit des Rauchens möchte abgehalten werden; je weniger Bedürfnisse, desto besser; Nichtrauchen ist besser, und ignoti nulla cupido.[2] Es ist und bleibt eine der Gesundheit schädliche Unsitte; aber wenn mir heute der Arzt sagte, alles Ernstes gesprochen: „Lassen Sie die Pfeife, oder es geht zu bösen Häusern," ich würde sie nicht lassen können, denn sie ist in meiner Einsamkeit meine einzige, treueste Gesellschafterin seit mehr als fünfundzwanzig Jahren; ich ginge eher zu bösen Häusern.

Unsere Zeiten bedurften wahrlich und bedürfen noch des Tabaks, sowie die neuere Poesie des Reims und das prosaische Leben der Kartoffeln bedarf; an Leuten, die einmal rauchen, ist nichts mehr zu verderben; also soll der Tabak leben, und die Pfeife!

Schwirrt der Sorgen finstrer Schwarm
Mir vor'm Auge, drückt der Harm
    Meine Seele nieder,
O, dann fühl' ich deinen Werth,
Denn aus deinem Munde kehrt
    Ruh' und Freude wieder!

[1] Die er in den Mund bekam, wenn er Gassenlaufen mußte. — [2] Nach Unbekanntem hat man kein Verlangen.

Jeder Bruder des Rauchordens empfange die Hand und singe mit mir in Andacht:

Tabak! Leckerei der Götter!
  Kräutlein aus Elysium!
Hausverdruß und Regenwetter
  Führt uns in dein Heiligthum.
Deine Zauber trösten wieder,
Wen sein liebes Weib gequält,
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wenn's an Schwamm und Feuer fehlt.
    Seid umschlungen, Millionen,
    Allen Rauchern diesen Kuß,
    Brüder, über'n Sternen muß
    Unsers Krautes Finder wohnen!

Zu der Wahrheit Sonnenlichte
  Schwebt der Forscher rauchend hin,
In Sermone, in Gedichte
  Bringt der Tabak Kraft und Sinn.
Tabak mengt das Loos der Staaten
In der Männer Assemblée,
Tabak stärkt zu Heldenthaten,
Wie zum Reden der Kaffee.
    Lüstern seh' ich Blicke fliegen,
    Sucht ihr etwa Fidibus?
    Ueber'm Leuchter, Freunde, muß,
    Ueber'm Leuchter muß er liegen.

Wem der große Wurf gelungen,
  Echten Knasters sich zu freu'n,
Wem aus Meerschaum Dämpfe wallen,
  Mische seinen Jubel ein!
Ja, wer auch nur Lausewenzel
Füllt in seinen ird'nen Topf,
Schließe sich an uns als Schwänzel,
Und wer's nicht kann, bleib' ein Tropf!
    Was sich zählt zum Rauchervolke,
    Huldige der Sympathie,
    Zu den Sternen leitet sie
    In der großen Tabakswolke! *

* Wir haben zwei nicht schlechte Taschenbücher für Tabaksraucher 1800 und 1801 erhalten, aber ihren Verfassern entging, neben mehreren recht guten Gedichten auf den Tabak, ein altes Büchlein, Utrecht 1664. 12., das viele kleine Schriften, Lobsprüche, Geschichten, Satiren und auch König Jakobs Deklamation gegen den Tabak enthält.

XVII.

Thierliebhaberei, leider oft Thierquälerei.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.
Salomo.

Gott sprach: „Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei und herrsche über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über alles Vieh, über die ganze Erde und über alles Gewürme, das auf Erden kreucht.“ — Diese Sprache Gottes, die der Mensch gehört haben will, war höchst willkommen; ohne sich es zweimal sagen zu lassen, bediente er sich der Erlaubniß, aber über die Maßen; „Alles, was sich regt und lebt, sei eure Speise,“ dieses Gesetz befolgte er treulich, vom Wallfisch an bis zum sibirischen Spitzmäuschen, keineswegs aber den Beisatz: „Allein esset das Fleisch nicht, das noch lebt in seinem Blute,“ d. h. schindet und quälet nicht die Thiere, die Leben haben, wie ihr, Geschöpfe Gottes, wie ihr, geschaffen nicht bloß um euretwillen, sondern auch um ihretwillen. Swift in seiner Thierbeichte will sogar wissen, daß, wenn Aesop die Thiere wie Menschen auftreten ließ, er dadurch der Menschheit eine Ehre habe erzeigen wollen.

Völker, die nichts von Moses und der Sprache, die er von Gott gehört haben wollte, wußten, wußten auch kein Wörtchen von Eintheilung der Thiere in vernünftige und unvernünftige, hatten sogar Thierdienst, glaubten an Seelenwanderung in Thierleiber und an Göttererscheinungen in Thiergestalt, und das kam den armen Thieren zu Gute, wie noch heute im Orient, im russischen Asien und unter Negern und wilden Amerikanern. Die Gesetze Englands sind so human, die Mezger vom Richteramt auszuschließen, weil sie durch ihre ewigen Mezeleien zu hart würden. Sollten wir gemüthliche Deutsche nicht wenigstens Mezger und Wirthe, die so häufig in einer Person sind, trennen um der Gäste und Reisenden willen? Mich wundert es übrigens nicht, daß die Menschen glaubten, die Thiere seien nur da um ihretwillen; glaubten dies ja doch viele Menschen von Ihresgleichen?

Jeder Mensch ist Selbstzweck, sagt Kant, gründet darauf einen Theil der Menschenwürde und hat Recht, wenn es Mensch und Mensch

gilt, König oder Bettler; aber wenn auch die Thiere und alle andere Dinge nur Mittel des menschlichen Zweckes sein sollen, so liegt darin so viel Philosophenstolz, als Theologenstolz in dem: „Gott machte den Menschen nach seinem Bilde," und Voltaire ruft hiebei mit Recht: Image de Dieu, sur une chaise percée! [1] Meine lieben Juristen freuen mich hier einmal wieder, daß sie den Thieren Naturrecht zugestehen: Jus naturale est, quod natura omnia animalia docuit, hinc descendit matrimonium, hinc procreatio, hinc educatio, videmus animalia istius juris perita censeri. [2] Was soll nach solcher Autorität der stolze Spruch: „Man muß Mensch und Vieh nicht mit einander vergleichen" —? Freilich verliert der erste gar oft durch solche Vergleichung; aber selbst der Edelste und Weiseste der Menschen schickte seine Faulthiere in die Schule der Ameisen, und das beweist, wie ein Franzose sich ausdrückt, l'esprit des bêtes et la bétise des hommes. [3]

Was sind Thiere? Ich wundere mich nicht, wenn solches Millionen Menschen nicht wissen, da sie ja nicht einmal wissen, was Menschen sind. Die Streitfrage: ob Thiere Seelen haben, war wohl eine der allerunphilosophischsten. Hätten die Thoren, welche sie debattirten, die Natur beobachtet, so hätten sie sich weit eher darüber wundern müssen, daß die Seelen der Thiere den ihrigen so ähnlich sind, und wenn sie es abscheulich fanden, daß dann und wann ein Löwe, Tiger oder Krokodil sich das Ebenbild Gottes schmecken ließ, so hätten sie bedenken sollen, daß dieses Ebenbild Gottes ja selbst fast Alles frißt. Die alten Theologen hätten über den Philosophen, der den Seelen der Thiere so gut Fortdauer gestattet, als denen der Menschen, Anathema gerufen; aber Gott ist die Liebe, und Millionen Menschen verdienen weniger Liebe als die Thiere.

Was ist ein Thier? Der Naturalist ist gleich mit der Antwort fertig, aber den denkenden Philosophen verwirrt die Frage. Der Körper der Thiere ist wie der unsrige, das Blut des Schweins roth wie das des ältesten Edelmannes; und mit der Geburt eines Prinzen geht es gerade so, wie mit der eines Schooßhündchens, nur daß dieses im ersten Jahr schon entwickelter ist als das Kronprinzchen. Mit der hochberühmten Controverse: „Sind die Thiere die Maschinen Descartes'?" steht es wie mit der über die Freiheit unseres Willens, und die Geister der Thiere setzen den Denker in dieselbe Verlegenheit, in

[1] Ebenbild Gottes auf dem Nachtstuhl. — [2] Naturrecht ist, was die Natur alle Thiere gelehrt hat; daher stammt die Ehe, die Zeugung, die Erziehung; auch sehen wir, daß die Thiere in diesem Recht erfahren zu sein scheinen. — [3] Der Geist der Thiere und die Thierheit der Menschen.

die ihn die Geister der Menschen bringen. Es gibt tausend Menschen, die weit mehr Maschinen sind als Thiere, und tausend Menschen, deren Umgang man den Umgang mit harmlosen Thieren vorzieht ohne alle Menschenfeindschaft und Grillen. In des alten Charron († 1603) Büchlein de la sagesse steckt auch in dieser Hinsicht mehr Weisheit als in den Werken des berühmten Descartes und anderer Hypothesenkrämer, und es steht bei mir neben Kaiser Antonius εἰς ἑαυτόν. [1]

Die Thiere haben schon oft die Wunden geheilt, die Menschen geschlagen hatten, und gewähren nicht bloß Vergnügen, sondern man kann auch Manches von ihnen lernen. Ihre Vorstellungen und Schlüsse sind oft natürlicher und folgerechter, als die mancher Kantlinge; man dürfte sie oft beneiden, daß sie eine Freiheit entbehren, die der Mensch so oft mißbraucht, und der Instinkt, den ihnen der Herr der Schöpfung zu lassen beliebte, nebst dem Urtheil nach ähnlichen Fällen, irrt seltener, als die hochgepriesene Menschenvernunft. Der Hund des Chrysippus, der drei Wege vor sich hat, den ersten und zweiten beschnuffert, den dritten aber schnell durchrennt, macht offenbar den Syllogismus: „Mein Herr hat einen dieser drei Wege genommen, den ersten und zweiten nicht, das rieche ich, folglich finde ich ihn auf dem dritten." Der Fuchs oder Marder, der sich im Falleisen die Pfote selbst abbeißt, macht er nicht den Schluß: „Von zwei Uebeln muß man das kleinere wählen" —? Thiere widerstreben nie den Absichten der Natur und genießen ohne Sorgen den Antheil Glückseligkeit, den sie ihnen zugetheilt hat. Naturae convenienter vivere [2] können Menschen eher von Thieren, als von Philosophen lernen, und Viele lernen es nie, oder wenn es zu spät ist.

Und sind Thiere nicht beneidenswerth, daß sie keine Sorge der Zukunft quält, und sie nichts vom Tode wissen? Ob wir mit dem guten Smith uns auf Römer VIII, 21 fußen und eine Auferstehung der Kreatur, folglich auch der Thiere, annehmen wollen, bleibt Jedem überlassen, und wenn die Plagen des Lebens ein Recht auf Fortdauer geben, so haben Pferde, Ochsen und Esel ꝛc. ein Näherrecht. Mich soll es freuen, wenn gewisse Thiere künftig seliger sein sollten, als ihre Quäler hienieden. Eine gewisse Dame war der Meinung, sie würden wenigstens zum Range des gemeinen Mannes erhoben werden, wobei aber wieder manches Lieblingsthier offenbar verlieren würde. Thiere sind auch schon hienieden glücklich, daß sie nie erfahren, wenn man

[1] „An sich selbst," eine Sammlung moralischer Betrachtungen. — [2] Der Natur angemessen leben.

Böses von ihnen spricht. Die reißenden Thiere lehrt der Instinkt, sich von einander entfernt zu halten, um über ihre Jagd in keine Händel zu gerathen; Menschen aber verbinden sich, um einander gesellschaftlich zu zerreißen. Wir können weder einzeln, noch heerdenweise ruhig bleiben; wir bezahlen sogar Soldaten und würden vielleicht, wäre kein Krieg, dem Oberherrn selbst die Erlaubniß bezahlen, uns herumklopfen zu dürfen. Böcke und Ziegen klettern über die furchtbarsten Höhen und Abgründe hinweg ohne Fehltritt; wir machen in unseren ebenen Zimmern Fehltritte und nennen doch unsere faux-pas [1] Bocksstreiche.

In den Zeiten, wo die Menschen die Thiere für Ihresgleichen nahmen, sie sogar verehrten, da Götter Thiergestalten annahmen, der Glaube an Seelenwanderung feststand und Pythagoras Lehre von der Enthaltung alles Fleisches, wo Aesop die Thiere reden ließ, und selbst der Baum Leben hatte in den Dryaden und Hamadryaden, was ihn besser schützte als Strafe auf Baumschänder; in diesen Zeiten waren die Thiere glücklicher, als in den Tagen der Aufklärung. Die alttestamentlichen Opfer der Thiere sollen nach den Theologen das neutestamentliche Opfer eines Menschen bedeuten; Thieropfer sind folglich abgeschafft, und die Vernunft lehrt uns, daß Thiere, wenn auch keine Vernunftwesen, wie wir, doch empfindende Wesen sind, und daher sollten wir die Vernunft praktisch machen und die Kinder zur Thierliebe förmlich anhalten, die ohnehin schon ohne Arges mit Hündchen und Kätzchen aus einer Schüssel essen. Man liebt die Thiere desto mehr, je älter man wird, und je mehr man sich überzeugt hat, daß alle Thiere zusammengenommen nicht so boshaft, schlecht und stinkend sind als das Menschenthier. Ich verdenke es jenen Philosophen des Alterthums gar nicht, daß sie sich lieber Cyniker nennen ließen, als Philosophen, und bitte alle Pferde um Verzeihung, deren Lenkern ich einst in unbesonnener Jugendhitze zugerufen habe: „Treff die Luder!"

Noch heute glauben die Völker Sibiriens, daß die Thiere sie verstehen, und nennen auf ihren Jagden keines bei seinem Namen; wenn sie den Alten im Pelze, d. h. den Bären, tödten, so ermangeln sie nicht, sich damit zu entschuldigen, daß die Russen das Geschoß geliefert hätten, und wenn ihre Hunde einen Fremden anbellen, so erkundigen sie sich: „Wer ist der Herr?" An die Fortdauer der Thiere glauben sie, wie an die ihrige, denn sie haben nie etwas von Theologen gehört, die diesen Glauben verdammten, weil er zum Materialismus führe.

[1] Fehltritte, Verirrungen.

Le Roy schrieb seine Lettres sur les animaux 1775. 8. unter dem Namen eines Nürnberger Physikers, weil er sich vor der Sorbonne[1] fürchtete. Die Sacrosancti beriefen sich schlechtweg auf die Bibelstelle: „Seid nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind," und da sie nicht von ferne daran dachten, daß sie selbst diese Roß und Mäuler sein könnten, so verfolgten sie die Physiker, und Buffon schrieb an Le Roy: „Sie haben allerdings besser gethan, die Thiere zu Nürnberg sprechen zu lassen, als die zu Paris."

Der ganze Unterschied zwischen Thier und Mensch beruht auf einer glücklichen Organisation des letztern und einer höhern Abstufung, die ja allwärts in der Natur herrscht; folglich ist jener Glaube kein Widerspruch. Die Seele des Menschen verhält sich zu der des Affen, Elephanten, Pferdes und Hundes gerade so, wie die Seele dieser klugen Thiere zu den Seelen der Fische, der Austern, der Polypen &c. Thiere, wie Menschen, haben unter sich Dummköpfe und Genies, und wenn Menschen Engel werden können, warum sollten Thiere nicht wenigstens Menschen werden können? Ob sie aber eine Ehre darin fänden? Ob ein in die Ewigkeit parforcirter Hirsch dort es als Ehre ansehen wird, als erlauchter Parforcejäger aufzutreten, und mißhandeltes Geflügel, Fische und Krebse, als Koch und Köchin?

Wir sind weit näher mit den Thieren verwandt als Menschenstolz zugibt; wir werden geboren und sterben wie sie, nähren uns wie sie, haben ihre Sinnen und ihre Leidenschaften, nur jene in schwächerem und diese leider in stärkerem Maße; was wir voraus haben, ist die Sprache. Wir haben die Laster vieler Thiere, aber weit weniger ihre Tugenden, sind nicht so dankbar gegen Wohlthaten, und unsere Liebe ist nicht so zärtlich, und wir befriedigen unsere Bedürfnisse nicht einfach wie sie. Die Thiere leben in der Regel im Ueberfluß, und dennoch mäßiger, ohne Wollüste, ohne Geiz und Ehrsucht; das Gras wächst zu ihren Füßen, der Bach, der ihren Durst stillt, versiegt nicht, und ihre Kleider werden ihnen angeboren, wachsen mit ihnen, sterben mit ihnen und wissen nichts vom Modewechsel. Die Thiere leben in Freiheit, ohne Arbeit und Sorge, im Frieden mit Ihresgleichen, und begatten und pflanzen sich fort nach Belieben, und wir? Steht hier die Mehrzahl im Staate nicht tief unter dem Thier? Es ist sogar gut, daß die Thiere von ihrem Instinkt nicht zu weiterer Vollkommenheit fortzuschreiten suchen; die Affen wärmen sich am Feuer der Menschen, denken aber nicht an dessen Unterhaltung; die Hunde, klüger

[1] Theologische Fakultät in Paris.

als die Affen, lieben gekochtes Fleisch mehr als rohes; aber noch keiner ist auf die Kochkunst verfallen, und das verhütet viele Feuersbrünste. Wie mochte der Städter dem Bauern, den er fragte:

Ist's gutes oder schlechtes Heu?

die Antwort so übel nehmen:

Koste Er's nur ohne Scheu! —?

Vieles haben wir vom Instinkt der Thiere gelernt: von einem Wiesel die Raute als Mittel gegen Schlangenbiß, von dem Ibis die Theorie der Klystiere, vom Flußpferd das Aderlassen ꝛc. Die Vögel brachten die Weiber auf den Putz, und wer kennt nicht aus seinem Asmus, was wir noch viel Angenehmeres vom Vogel Isitaki gelernt haben? Das wilde Schwein purgirt sich mit Epheu, der Bär mit Ameisen, der Vogel mit Lorbeern; die Schneegänse brachten uns durch die Art ihres Fluges auf den Triangel und Schweinskopf in Schlachten, die Schildkröte auf das militärische Schilderdach, Kraniche und Störche auf Schildwachen, und Füchse, Dachse und Kaninchen auf Minen und Gegenminen. Hündinnen, Schmalthiere, Spießer ꝛc. thun sich im Winter in ganze Rudel zusammen, um sich zu wärmen, und gaben vielleicht die erste Idee zu unseren Winterkasinos. Mancher Architekt könnte von den Sechsecken der Biene lernen, wie das Maximum des Raums mit dem Minimum der Materie zu vereinigen sei, und fast alle Thiere beschämen unsere Meteorologen, unsere Soldaten mit Wunden, unsere Damen mit Hühneraugen und unsere Diplomaten mit Brillen; unsere Bienen merken eher, wenn der Sturm naht, als viele Schiffer. Die Thiere sind weit galanter, der Er hält die Sie ganz für Seinesgleichen, und wie ungalant geht es in der niedern Menschenwelt zu? Wir könnten sicher noch heute von Thieren Manches lernen, wenn die Scheidewand nicht so groß wäre, daß Thiere und Menschen einander eher fliehen. Warum? — Die Antwort gereichte nicht zur Ehre der Menschheit.

„Gott führte die Thiere dem Menschen vor und hieß ihn denselben Namen geben," sagt der älteste Geschichtschreiber des Menschengeschlechts; also übten die Thiere zuerst das Denk- und Sprachvermögen des Menschen. Viele Worte sind daher auch den Stimmen der Thiere nachgebildet, und die Wurzeln des menschlichen Wörterbuchs sind Thierlaute, nach denen sich die Menschenzunge zu beugen suchte. Man gab sonst den Großen sogar Beinamen, von Thieren hergenom-

men, wobei man es nicht genauer nahm, als bei den fleckigen Thieren, die wir Tiger nennen, obgleich nur Leoparden, Panther, Unzen 2c. Flecken haben, der Tiger aber Streifen, wie das Zebra. Je mehr man die Menschen kennen lernt, desto mehr hängt man sich an Thiere und beobachtet sie. Es gibt Unmenschen, aber keine Unthiere; die Menschen selbst haben das Wort Mensch verächtlich gemacht, was den Thieren noch nicht eingefallen ist. Es gibt keine Thiere, die sich besaufen, zu Tode fressen, zu Schanden huren, keine, die spielen, verleumden, heucheln, falsch schwören, Ihresgleichen um das Ihrige bringen oder gar todtschlagen.

Die Völker der Natur nehmen ihren Schmuck von den Vögeln, wie ihre Art zu bauen, und vielleicht brachte sie selbst der Vogelschnabel auf die Idee von Spießen und Pfeilen, wie die Schlange auf vergiftete Waffen. Gewiß sammelten die Bienen, Ameisen und Hamster eher Vorräthe als der Mensch. Das Kunststückchen des Fuchses, der mit einem Büschchen Moos im Maul rücklings und langsam bis zur Schnauze in's Wasser geht und daselbst die nach dem trockenen Moose retirirten Flöhe absetzt, verdiente es nicht von mancher Flohinhaberin beachtet zu werden? Stirbt der Fuchs, was gilt der Balg? Man hat Füchse beobachtet, die über einen gefrorenen Fluß laufen wollten und zuvor das Ohr ans Eis legten, ob sie Wasser darunter rauschen hörten, Raben, die Steine in ein Gefäß warfen, damit dessen Inhalt in die Höhe steige. Der Maulesel des Thales, der Salz trug, legte sich ins Wasser, wenn er mit Salz beladen war, aber nicht so, wenn er Wolle zu tragen hatte; und andere, die ein Rad zu treiben hatten, blieben stehen, so oft sie hundertmal den Umkreis gemacht hatten, und verzählten sich selten. — Von dem Murmelthier sollen die Savoyarden ihr Kaminklettern gelernt haben, warum nicht unsere Schönen ihren Snicksnack von Gänsen, da man solchen Geschnatter nennt? Wenn Wölfe eine Schafheerde anfallen, so machen einige einen falschen Angriff, um Schäfer und Hunde an sich zu locken, indessen ihre Brüder aus dem Hinterhalte hervorbrechen und die Beute ruhig davon führen. Kann ein General mehr thun? Der Fuchs, der nicht die Stärke der Wolfes hat, ist dafür desto schlauer, und gleicht in Ueberfällen und coups de main [1] dem berühmtesten Parteigänger; er kennt alle Hühnerhöfe um seine Höhle her, die der Dachs oder das Kaninchen für ihn graben mußte; er kennt die Höfe, wo wachsame Hunde und wo keine sind, die Hecken, die ihn bergen können, und die

[1] Handstreichen.

Zeit der Retirade. Wenn er den guten Dachs aus seiner Höhle vertreiben will, legt er seinen Unrath davor, und der gute reinliche Dachs weicht. Dies scheinen ihm viele Schurken auf zwei Füßen recht gut abgelernt zu haben.

Der Bär ist nicht so dumm als er aussieht. Im Norden, wo Bären, possierlich wie Affen, zur Lust gehalten werden, nachdem man ihnen Klauen und Zähne etwas gestutzt hat, schreiben sie sich Beleidigungen hinter ihre kurzen Ohren, ergreifen die Gelegenheit, den Feind tüchtig abzuschütteln, drücken ihn, auf den Hinterpfoten stehend, an die Wand und beohrfeigen ihn nach Herzenslust unter Bärenmusik, bis Leute mit Prügeln herbeikommen. Wir können an Thieren beobachten, daß sie öfters eines Ihresgleichen auszeichnen; das sind ihre großen Männer. Kein Thier, das mit und unter Menschen gelebt hat, wird mehr von den freien seiner Gattung gerne gesehen; Raben, Störche, Hasen und Rehböcke machen es ihnen, wie Gellerts Bären dem Tanzbären. Sollten wir es mit gewissen Reisenden nicht auch so halten, die uns Bären an- und aufbinden wollen? Kein Thier freut sich, wenn ein anderes dumme Streiche macht; wir aber lachen, je dummer die Streiche, desto mehr. Wenn unsere Jäger mehr Sinn für Naturgeschichte hätten, wir würden noch weit mehr vom Verstand der Thiere zu sagen wissen; sie haben nur Sinn für des Thieres Fleisch und Fell, für Schuß- und Holzgeld.

Wenn uns die Thiere durch nichts beschämten, so beschämen sie uns durch ihr naturae convenienter vivere, [1] ohne etwas von Cicero de Officiis [2] je gehört zu haben. Vögel bauen Nester, wenn sie fühlen, daß sie befruchtet sind, und unsere Mädchen, statt zum Wochenbette Anstalt zu machen, laufen zu gewissen Doktorinnen, die noch gefährlicher sind als die Doktoren. Wenn wir von Thieren lernen wollten, brauchten wir nicht einmal Doktoren; sie haben keine, sind daher gesünder, und wenn sie je einmal des Guten zu viel thun, so fasten sie und gedulden sich. Thiere werden wüthend und Narren, wie Menschen, sie verlieren also ihren Verstand, und man kann nichts verlieren, was man nicht zuvor hatte. Ihr Verstand entwickelt sich offenbar im Menschenumgang; aber sie behalten so viel Verstand, daß sie das Schlimme nicht nachahmen, und thut der Mensch nicht das Gegentheil? Wie hätten wir sonst das wahre Sprüchwort: „Vom Reisen kommt man schlimmer, aber nicht frömmer“ —?

Eisbärenjäger wurden gerührt von der Mutterliebe einer Alten

[1] Der Natur angemessen leben. — [2] Cicero's Buch über die Pflichten.

zu ihren Jungen, so daß sie nicht loszudrücken vermochten, ihr Geheul durchschnitt ihr Herz, endlich drückten sie doch los, aber siehe, die Mutter hatte sie so gedeckt, daß sie allein verwundet ward, und noch die eiserne Hand des Todes konnte das Naturband nicht zerreißen; sie klammerte sich nur desto fester an ihre Jungen, der purpurne Strom des Lebens floß aus ihrer Wunde, sie athmete tiefer, stöhnte tiefer und starb, den Blick auf ihre Jungen geheftet. Wilde Thiere, die vom Raub leben, sind stärker, gewandter, verständiger als zahme und verhalten sich wie der Mensch im Staate zu dem Wilden. Welcher Unterschied zwischen dem Kettenhund und dem freien Wächter der Heerde, und dann wieder zwischen diesem und dem abgerichteten Hühnerhunde, dem Doktor unter den Hunden! Indessen zählt die Naturgeschichte früherer Zeiten fast so viele physische Wunder, als die Kirchengeschichte heilige geistliche Wunder; die Thiere führten ganze Apotheken im Leibe, und das Elenthier mußte das Elend oder die fallende Sucht haben, und seine Klaue war das beste Gegenmittel, das theuer bezahlt wurde. Das Thier kratzt sich mit dieser Klaue oft hinter den Ohren, und das werden auch diejenigen gethan haben, die keine Hülfe fanden in der theuren Elensklaue.

Thiere sind in Leid und Freud, in Tugend und Laster, in ihrem ganzen Thun und Lassen die Halb-Brüder und Schwestern des Menschen. Ist es ein Wunder, wenn so nahe Verwandte manchmal die Röcke wechseln? der Mensch sich in das Thier und das Thier in den Menschen verliert? das Thier den Menschen um seine höhere Vernunft beneidet, die ihm die Oberherrschaft gab, und dieser das Thier um seinen nie irrenden Instinkt? Die Natur gerieth vom Automaten mit Haut und Knochen auf den Affen, den man füglich den Spottmenschen nennen kann, und dann zum wirklichen Menschen; aber mit unserer dummstolzen Maschinenlehre haben wir die Beobachtung des Geistigen im Thiere so gut verabsäumt, als über metaphysische Grillen die Beobachtung des Geistigen im Menschen. Die Erfahrungsseelenlehre ist noch so neu als die Thierarzneikunde. Die Thiere verstehen und kennen uns besser als wir sie, wenn zwar oft von beiden Seiten die Mühe groß ist, und Pferde und Hunde mögen oft über ihre ärgerlichen Herren zu einander sagen: „Ja, du bist ein großer Mann!" etwa wie wir: „Großer Esel." Daher rührt auch der saubere Syllogismus: „Thiere haben keine Sprache, folglich auch keine Vernunft, sie bleiben stets, was sie sind, folglich Vieher!" Wenn wir die Sprache der Thiere verständen, wir lernten sicher mehr von ihnen, als von hundert Sprachmeistern.

Alte Thiere sind offenbar klüger als junge. Alte geben den jungen förmlichen Unterricht, was so viele alte Menschen unter ihrer Würde halten, und wenn Vogelnester und Spinnengewebe noch eben so sein sollten wie im Paradiese, so kann es ja auch darum beim Alten gelassen werden, weil es zweckgemäß ist; indessen sind die Nester junger Vögel immer schlechter gebaut als die Nester derer, die schon viele Nester gemacht haben. Je größer die Nester, desto kunstloser, wie das Nest des Condors auf dem Calebassenbaume, der unter den Vögeln das ist, was dieser Koloß der Bäume unter den Bäumen. Die Thiere verstehen sich besser auf den Wind als hundert Schiffer, und manche Thiersprache ist so reich, als die wilder Menschenstämme, die sich noch mit Nahrung und Schlaf begnügen; die längere Schnauze und der lange Schnabel ist ja auch ein Mund. Kann das anscheinende Einerlei nicht daher kommen, daß wir ihre Sprache nicht verstehen, und es uns geht, wie mit fremder Menschensprache, wo sich dasselbe scheinbare Einerlei zeigt? Wie, wenn der Hund von uns zum Beweise unserer Vernunft verlangen wollte, daß wir erst bellen lernen sollen? Es steht wie mit den Physiognomien der Thiere, die auch alle über einen Schlag scheinen und es doch keineswegs sind, wie Hirten, Kavaleristen und Alle, die viel mit Thieren umgehen, wohl wissen. Die Pferde haben schon gescheitere Gesichter als das Rindvieh; Schafsköpfe aber sind monoton tout comme chez nous. [1]

Wenzel in seinen „neuen Entdeckungen über die Sprache der Thiere“ ist nicht damit zufrieden, daß sie ihre Empfindung durch verschiedenartige Töne ausdrücken können, womit wir und die Thiere selbst bisher zufrieden waren. Wir glaubten, wenn die Kuh brülle, daß sie etwas verlange, ohne gerade zu erkennen, ob sie Heu oder Wasser verlange, kalben oder rindern wolle, oder ihr dem Metzger verkauftes Kind zurückfordere; wir glaubten, daß ein abgerichteter Singvogel die Melodie singe, nicht das Lied selbst; aber Herr Wenzel findet in der Plauderhaftigkeit der Papageien, Staaren, Raben, Elstern 2c. Sprachfähigkeiten; Fische, die wir bisher für stumm hielten, sprechen durch leise Hauche, Würmer und Insekten zischen und brummen schon vernehmlicher, Vierfüßler noch bestimmter, am weitesten sind Hühner, Gänse und andere Vögel, vorzüglich Gänse, die Monologen halten wie Hamlet. Und welche Mimik liegt in ihrem starren Anschauen, Andrücken, Afterrutschen, Aufbäumen, Erdescharren, Sträuben der Haare und Federn, Kriechen, Krümmen, Lecken, Ohrenspitzen,

[1] Ganz wie bei uns (Menschen).

Schwänzeln, Stampfen, Wälzen, Zähnefletschen und Zungestrecken? Herr Wenzel sieht in einem zerstörten Ameisenhaufen verzweifelte Legionen, Männer in stiller Rührung, Weiber mit rothgeweinten Augen und thränentriefenden Schnupftüchern unterm Arme; sie ziehen mit ihren Eiern jammernd über die Ruinen ihres zerstörten Carthago. Herr Wenzel fügt noch ein Wörterbuch bei nebst einigen in die Menschensprachen übersetzten Dialogen zwischen Gänsen, Hühnern, Hunden und Katzen, die, so ernstlich sie auch gemeint sind, gewiß kein Zwerchfell unerschüttert lassen.

Bei Herrn Wenzel ist die Idee einer Thiersprache im höhern Sinne, wie sie der Mensch, der ursprünglich nichts weiter als Thiersprache hatte (daher der Philosophen göttlicher Ursprung der Sprache verzeihlich ist), jetzt spricht, zur fixen Idee geworden, und daher will ich ihn nicht empfehlen, wohl aber die schönen Werke eines Smiths, Reimarus und Smellies, während Bingley's Biographien der Thiere der Uebersetzung nicht werth sind. Funke's treffliche Naturgeschichte und die Unterhaltungen aus der Naturgeschichte haben den guten Raff natürlich verdrängen müssen, der einst in Aller Händen war, und doch so viel Gutes stiftete, daß gewisse Leute aufhörten, sich zu wundern, daß den Katzen gerade da zwei Löcher in den Pelz geschnitten sind, wo sie die Augen haben, und das fiel ihnen nicht auf, daß er seinen Maulwurf selbst sagen läßt, er sei stumm; doch, da er alle seine Thiere selbst sprechen läßt, so fiel das weniger auf, als daß im Artikel E s e l der Autor selbst das Wort nimmt — eine so große Zerstreuung, als die im Conversationslexicon, wo es vom Monde heißt, er habe auch seine E r d b e b e n. Wir haben keinen Mangel an Schriften über Naturgeschichte; in unseren Zeiten ist noch die erhabenere Naturwissenschaft hinzugekommen, und vielleicht erlebe ich noch gar eine Elementarsprache, die ich wohl verstehen möchte; aber nicht alle jene Schriften erheben Geist und Gemüth, wie S. Pierre's Etudes de la Nature, und auf gar viele paßt, wie z. B. auf Sander, die Xenie:

Welche Verehrung verdient nicht der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!

Die Sinne der Thiere sind schärfer als die unsrigen. Kein Mensch kann sich eines Adlerblickes rühmen, so oft auch Schmeichler schon die Großen damit beehrt haben, wie mit Löwenmuth; daher auch Adler und Löwen die beliebtesten Wappenthiere sind. Wer sieht im Dunkeln, wie Katzen und Eulen? Wer hat das leise Gehör des Hirschen, Hasen oder Esels? Welche Nase ist so fein, als die des

Hundes oder Affen, die selbst unterirdische Quellen wittern, wie der Raubvogel das entfernteste Aas? Welcher Gutschmecker hat den feinen Geschmack unserer Rinder und Schafe, die unter hundert Kräutern die schädlichen zu unterscheiden wissen, sowie Vögel den Seefahrern sagen mußten, ob diese oder jene unbekannte Frucht schädlich sei oder nicht? Welcher Sybarite hat das Gefühl der Spinnen und andern Insekten? Die Witterung und Erdbeben wissen sie früher als wir, selbst die Ochsen und Esel; sie sind lebendige Barometer, Thermometer und Hygrometer.

Nos aper auditu praecellit, aranea tactu,
Canis odoratu, lynx visu, simia gustu.[1]

Die Biber bauen Wohnungen, die Vögel Nester, die Spinnen Kunstgewebe, die Insekten die wunderbarsten Gehäuse, und wir, können wir Honig oder Wachs machen? Nicht einmal den Mörtel der Mauerbiene wissen wir nachzumachen. Wie ekelhaft sind unsere Secretionen, wie nützlich und süß die der Bienen! Mancher Schneidervogel näht so gut, als ein flüchtiger Schneider, und vielleicht brachte die Tapezierbiene, die ihre Erdhöhle mit der Blume des Feldmohns (coquelicot) schmückt, uns auf das Tapezieren der Zimmer. Der Bombardierkäfer bombardirt unschädlicher als unsere Artilleristen, und die Erziehung eines Hühnerhundes beweist am besten die Vervollkommnungsfähigkeit der Thiere. Die List des Fuchses und Wolfes, der Scharfsinn des Elephanten und Hundes dürfte von manchem Feldherrn und Philosophen zu beneiden sein. Der Hahn ist so artig und ruft seinen Hühnern, wenn er etwas gefunden hat, oder warnt sie vor dem Geier. Der männliche Singvogel unterhält sein brütendes Weibchen mit Gesang, und die jungen Raben, die den Herrn anrufen, haben nie die Lerchen und Finken verfolgt, weil sie den Herrn auf eine andere und bessere Manier lobpreisen. Thiere in Gefangenschaft sind stolzer als Napoleon und sterben lieber, als daß sie wie Sklaven leben, und großmüthig lassen sich Hunde von Kindern mißhandeln und nie beißt der Bullenbeißer das kleine, belfernde Schooßhündchen. Wenn sich die Hunde weit öfter um Knochen oder Weibchen streiten, als wir um Wahrheiten, welcher Theil hat das Solidere erwählt? Muß die höhere Welt nicht schon darum die Thiere beneiden, daß sie nie von Langweile gequält werden? Die Insekten weben sich Kleider aus unorganischen Stoffen; der Mensch zieht dem lebenden, empfindenden Thier mir nichts dir nichts das Fell über die Ohren.

[1] Uns überragt im Hören der Eber, im Fühlen die Spinne,
Im Geruche der Hund, im Blicke der Luchs und der Affe
Im Geschmack.

XVIII.

Fortsetzung und Schluß.

Die Thiere haben unsere Leidenschaften, fühlen Freundschaft für einander wie wir; ihre Lüste aber sind blos thierisch, die unserigen menschlich, d. h. unvernünftiger, als die der Thiere, die nie ihre Gesundheit wissentlich untergraben und als Scheusale Ihresgleichen herumwandeln; Alles ist einfacher, und sie essen ihren Salat ohne Salz und Essig, ohne Oel und Pfeffer. Sie sind so dankbar, wie Pater Labats Vögel, die um ihn herumfliegend sichtlich um Rettung von einer Schlange auf der Lauer baten; er erlegte die Schlange, und nun flatterten sie bald zu ihm, um zu danken, bald wieder zu ihrem niedergestreckten Feinde, den sie mit ihren Schnäbeln hackten. Bienen und Ameisen haben Gesetze, die wir nicht alle kennen, aber keine Missethäter, und die Anekdötchen von förmlichen Blutgerichten unter Affen, Murmelthierchen und Störchen über Ehebrecher und Diebe unter ihnen, sind Anekdötchen. Thiere setzen ihre Jungen nicht aus und morden sie auch nicht, und verlassen sie nicht, und wenn eines aus dem Neste fällt, so konnte nur die Clerisei auf den Gedanken kommen, es sei ein Zehnten dem Herrn gegeben.

Alle Thiere, die sich verkriechen, verkriechen sich nicht vor Ihresgleichen, sondern vor dem Feinde: die Maus vor der Katze, die Katze vor dem Hund, das Huhn vor dem Geier; aber wir, wir brauchen Burgen und Mauern, führen Kanonen auf die Wälle und unterhalten Armeen. Wenn Thiere uns fragen könnten, wozu? wie beschämend wäre die Antwort: „Gegen Unsersgleichen!“ Die Thiere beobachten weit mehr moralische Gleichheit des Geschlechts, und nie hat das stärkere Männchen das schwächere Weibchen zur Sklavin gemacht. In physischer Hinsicht ist aber das Verhältniß umgekehrt, sie haben Ueberschuß des weiblichen Geschlechts; bei Menschen ist der Fall umgekehrt 20:21, woraus aber gerade Gleichheit hervorgehen sollte. Die Thiere befolgen selbst das schwerste Gebot Jesu: „Liebet eure Feinde,“ sie lieben die Menschen; der halb lahmgeprügelte Esel, der parforcirte Hirsch, das Lamm auf der Schlachtbank, der Hund unter dem Messer des Anatomen, das Pferd auf den blutigen Feldern der Menschenschlachtung sehen ihre Henker mit dem Blicke der Geduld, Wehmuth und

Freundlichkeit an, der hier verschwendet ist. Thiere verlieben sich sogar in Menschen und sterben, wenn ihre Geliebten sterben, wie wir sichere Zeugnisse von Hunden, Affen und Katzen, und selbst von Gänsen haben. Wenn Thiere, wie Orientalen, philosophirten, ob sie wohl Thierseelen in Menschen wandern ließen, wie wir umgekehrt? — Ich zweifle.

Wir fabelten einst viel von Pflichten gegen Gott, der unserer Pflicht nicht bedarf, und vergaßen darüber die besser angelegten Pflichten gegen uns, gegen unsere Mitmenschen, vorzüglich aber gegen unsere mißhandelten Mitgeschöpfe; denn alle drei wären schwerer zu erfüllen gewesen, als die gegen den Unbekannten. Der Ursprung unserer beliebten Fabeln fällt in die Zeit, wo Mensch und Thier weniger getrennt lebten, und dieses Verhältniß wirkte wohlthätig auf das Loos der Thiere, so daß der Thierfreund wünschen muß, daß diese Verhältnisse, wenn auch Aberglaube sie erfand, noch bestehen möchten, um die Thiere zu schützen gegen die Rohheit der Menschennatur. Es wäre eines der schönsten Thema's für Landprediger, über Mißhandlung der Thiere zu sprechen und Ketzer zu vergessen; sie brauchen gerade nichts von Triptolem zu wissen, der den Athenern das Gesetz gab, ζῶα μὴ ἀδικεῖν (Thiere nie zu beleidigen), sie dürften nur am Fenster im Schlafrock Acht geben. Sie könnten sich auf Jonas berufen, der da sagt, daß Gott der Sünder schonte zu Ninive, weil viele Thiere darinnen, und auf Moses und selbst auf den Engel, der den Bileams, an denen es auf Dörfern nicht fehlt, sagt: „Warum hast du deine Eselin geschlagen?" Es gab einen Britten Ingram, der sechshundert Pfund stiftete zu einer Jahrespredigt über menschliche Behandlung der Thiere, vorzüglich der Pferde.

Asiaten, Neger und Amerikaner hegen gegen ihre Hausthiere liebevolle Neigungen, woraus zarte Behandlung folgt. Die Siamer reden mit ihren Pferden, wie mit Menschen, und so auch der Araber mit seinem Kameel und Pferde, und der Peruaner mit seinem Lama; bei uns trifft sich dies seltener, doch auch bei der Kavalerie. Die Hindus, die an die Seelenwanderung glauben, haben Thierspitäler und zu Surate sogar fromme Anstalten für Wanzen und Flöhe. Die Affen kommen häufig in die Städte, finden auf den Dächern Nahrungsmittel, und finden sie nichts, so decken die Zornnickel die Dächer ab. Die sanften Hindus, die so wenig Thier- als Menschenblut vergießen, genießen die Früchte der Bäume und Pflanzen, aber nie den Samen, denn er ist die Seele der Pflanzen; einen Baum seiner Zweige be-

rauben, sagen sie, ist so viel, als einem Menschen die Arme weghauen, und sie schonen selbst Tiger und Krokodill, als ihre Stamm- und Großeltern.

Moses war kein sanfter Gesetzgeber, und doch befahl er: „du sollst nicht das Lamm tödten vor den Augen seiner Mutter, und keine junge Vögel nehmen unter den Augen der Mutter, auf daß dir wohl gehe, und du lange lebest auf Erden.“ Sein Sabbat oder Ruhetag galt auch den Thieren, und kein Esel durfte mit dem Ochsen zusammengespannt werden, wegen Ungleichheit der Kräfte; bei uns gehen die magern Kühlein Pharao's oft neben dem Pferde, das freilich noch magerer ist, und wie feiern die Pferde den Ruhetag in großen und kleinen Städten! Wenn sie keinen Tag im Kalender merken sollten, merken sie sich gewiß die Sonn- und Feiertage der Treiber. Die Platten sagen: „Wer Kühe statt Ochsen einspannt, mag Pferde melken;“ aber wenn man keine Pferde hat, so werden die Kühe gemolken. Die alten Hebräer hielten die Thiere für Gefängnisse böser Geister, gingen aber schwerlich so mit den Gänsen um, als die veredelt sein wollenden Nachkommen Israels um einer großen Leber willen, die sie oft nicht einmal genießen, sondern zum hochlöblichen Amte bringen, mit dem ein Jude mehr zu thun hat als ein Dutzend Christen.

Im Olymp hielt Jupiter seine Adler, Juno und Venus Pfauen und Tauben, und Minerva Eulen; Apollo hatte seine Sonnenschimmel, Bacchus seine Tiger, Pluto den Cerberus, Silen den Esel, wie man sich des Breitern in Bürgers Menagerie der Götter belehren kann. In der Ewigkeit dachte man sich Bileams Esel und den von Verona, oder den Palmesel so gut als den Ochsen Apis und die Schlange von Epidaurus neben Simsons dreihundert Schakals, Elias Bären, Tobias Hündlein, den Bullenbeißer des heiligen Rochus, den Hirsch des St. Hubertus, St. Corbinians Bären, den Rittergaul St. Georgs, den Esel St. Dionysii, die Ratte der heiligen Getrud, das Schwein des heiligen Antons, den noch der Süden als Schutzpatron aller Thiere ansieht, und dem der Vetturino sein hingefallenes Pferd empfiehlt: O Santo Antonio, abbiate pietà dell' anima sua! [1] Alle diese Thiere im heidnischen und christlichen Himmel neben den vier Thieren der Evangelisten, Adler, Löwe, Ochs und Esel, und den vier sonderbaren Thieren der Offenbarung, die hienieden in keiner Menagerie und selbst von einem Buffon nie gesehen worden sind, thaten den Thieren auf Erden keinen Schaden.

[1] O heiliger Antonius, habe Mitleid mit seiner Seele!

Wir denken jetzt aufgeklärter und bekümmern uns um Thierkrankheiten sogar, wie es unsere verfluchte Schuldigkeit erfordert, da solche lediglich vom gezwungenen Hausstand, übertriebener Arbeit und magerer Diät herrühren, behandeln aber dennoch diese unsere besten Hausfreunde, wie Despoten ihre Unterthanen, als Sklaven. Es ist eine Kleinigkeit, wenn wir Hunde, Katzen, Affen, Bären, Kameele und Vögel invita Minerva [1] abrichten unter Hunger und Schlägen, den Floh an goldene Kettchen legen, Fliegen zum Fechten und Läuse zum Wettlaufen zwingen; es ist Kleinigkeit, wenn wir in Menagerien ausländische Thiere einsperren, die dadurch und durch das ungewohnte Klima langsam dahinwelken; wir gehen noch viel weiter, und machen dann Elegien auf den Tod der Lieblinge, die wir im Leben quälten. Die reichste Menagerie möchte wohl die im Jardin des Plantes zu Paris sein; die Thiere werden sorgfältig verpflegt, und der herrliche Garten wimmelt stets von Menschen; nie aber war das Getümmel stärker als 1826, wo sich eine Giraffe sehen ließ, die ein Pariser die versammelte Menge anreden läßt: Mes amis, il n'y a qu'une bête de plus! [2]

Unsere Knaben spießen Maikäfer und Schmetterlinge an der Nadel, um sich an ihrem ängstlichen Sumsen zu belustigen; Vögel und Frösche sterben unter ihren grausamen gedankenlosen Händen; unsere jungen Mediciner machen noch furchtbarere Experimente mit dem anatomischen Messer an lebendigen Geschöpfen, und setzen sie auch wohl unter die Luftpumpe, um Versuche zu machen, die längst von competentern Beobachtern gemacht sind. Lyonnets Werk über die Raupe, in der er viertausend Muskeln entdeckte, kostete höchstens acht bis zehn Raupen das Leben, die zuvor ertränkt waren, und dieses zur Ehre der Niederländer dort einheimische Gefühl für empfindende Mitgeschöpfe sollten alle Naturforscher vor Augen behalten, da die Thiere längst aufgehört haben, Descartes' Maschinen zu sein. Gelon machte es den Carthagern zum Gesetz seines Sieges, daß sie keine Menschenopfer mehr darbringen dürften, und jenen jungen Schächern sollte man auch keine Thieropfer mehr erlauben; todte Thiere mögen diesen vollkommen genügen. „Ohne vernünftige Absicht, ohne bestimmten Nutzen, ohne Selbsterhaltungspflicht soll kein Thier getödtet werden, und jedenfalls unter den geringstmöglichen Schmerzen,“ dies sei das Gesetz constitutioneller Staaten, und der Uebertretungsfall werde mit Strafe geahndet.

[1] Trotz ihres Sträubens. — [2] Freunde, hier ist nur noch ein Vieh mehr.

Der Areopag zu Athen ging nicht zu weit, als er einen Knaben strafte, der den vor einem Raubvogel sich retten wollenden Sperling in seinem Schooße tödtete; aber zu weit ging er, daß er einen hinrichten ließ, der einem Vogel die Augen ausgestochen hatte; und wir, gehen wir nicht auch zu weit, daß wir gar nichts thun? Unsere Jäger und Mezger glauben ihren Hunden Ohren und Schweif stutzen zu müssen, und ihre Gründe scheinen nicht stichhaltiger, als die Gründe derer, die sie den Pferden stutzen, damit der Rückgrat stärker und gerader werde. Die Hunde würden einmal sicher besser hören und weniger heulen, wenn man ihnen die Ohren ließe, wie sie Mutter Natur gemacht hat. Stichhaltiger ist der Grund der Castration; unsere Hausthiere würden sich allzu sehr mehren, weniger zahm und weniger fett sein. Ein Schäfer hat mich überzeugt, daß das Verschneiden die Schafe mehre; wenn zwanzig Widder zwanzig Schafe besprängen, würden nur wenige trächtig, während einer oder zwei alle befruchten; daher gebe es weit weniger Füchse und Wölfe, weil sie sich zu viel vermischten wie Großstädter. Die Ehe der Abendländer ist der Bevölkerung zuträglicher, als die Vielweiberei des Morgenlandes. Im Bienenstaate finden wir eine Königin, aber viele Drohnen und geschlechtslose Arbeitsbienen; wer weiß, ob wir nicht fleißigere Arbeiter hätten, wenn wir auch Geschlechtslose zählten?

Die Fleischer, oft echte Collegen des Henkers, führen das Kalb zur Schlachtbank, zappelnd am Strick, mit Schweiß und Blut bedeckt; es fällt aus Ohnmacht unterwegs auf die Kniee, Götter und Menschen um Erbarmen flehend, aber der Fleischerhund zwickt es wieder ins Leben, und der Fleischer unterstützt ihn mit seinem Stock, dann sticht er ihm langsam das Messer in die Kehle, wie der Schneider oder die Näherin ihre Nadel ins Nadelkissen, und fängt an, es aufzuschneiden, während es sich noch am Pfahle krümmt. Der rohe Amerikaner tödtet den wildesten Ochsen mit einem Stich in den Nacken, das Thier stirbt plötzlich, und das Fleisch soll besser sein. Diese Schlachtart, die auch in Italien hergebracht ist, ließe sie sich nicht allgemeiner machen, und Kälber, können sie nicht in Masse oder auf einem Schubkarren gefahren, statt Stunden weit vom Hunde zerbissen und gehetzt werden?

Seht jene Todtengerippe vor dem alten Fiakerwagen, vor Hunger und Anstrengung sind sie kaum fähig, sich selbst fortzuschleppen; aber der Barbar, der sie am Seile hat, zerfetzt mit seiner Geißel unter Flüchen die beulenvolle Haut des armen Thieres und treibt es fort,

wie der Schreiner den Nagel ins Brett; sie bieten ihre letzte Kraft auf und fallen. Von gewissen Jagdpartien, wo neben Thieren auch noch der Bauer wie ein Thier behandelt wird, mag ich gar nicht sprechen, und der rohe aufgebrachte Bauer gibt es wieder heim im eingestellten Jagen; wo er nicht gerade bemerkt zu sein glaubt, schlägt er mit Knüttel und Holzbeil das Wild und würde die Herren Jäger ebenso bedienen, wenn — Gottlob, daß wir so weit sind, daß doch Thierhetzen und Parforcejagden aufgehört haben, und der Jagdteufeleien weniger geworden sind. Das bekannte marokkanische Unthier Ismael mordete aus bloßem Spaß vierzigtausend Menschen; dem Sklaven, der die Steigbügel hielt, säbelte er im Aufsteigen gewöhnlich den Kopf hinweg, und solche gedankenlose und nichts fühlende Ismaels hatten wir einst im Kleinen. Es gibt so rohe Menschen, daß sie ihre üble Laune, die sie nicht an Menschen auslassen dürfen, an Thieren auslassen, an den Pferden und Hunden des Herrn oder der Frau, die mit ihnen gezankt hat; oft prügeln sie die Pferde im Stall herum aus reiner Langweile. Wie oft habe ich nicht dürre Philistergäule bemitleidet unter der Hetzpeitsche und den Sporen des Bruders Studio, und wir wundern uns, wenn der Bauer seinem dürren Gaule oder Kühlein Alles zumuthen zu können glaubt, wenn er nur dabei ruft: „Herri Ha! in Gottes Namen!“

Die Köchinnen schinden den sich windenden Aal am Nagel, der ihm durch den Kopf geschlagen ist, sieden den lebendigen Krebs roth, und wenn sie dem Geflügel mit einem stumpfen Küchenmesser langsam den Hals absägen, so glauben sie, das Geflügel sei solches schon so gewohnt wie sie. In England und Holland werden die Karpfen ihrem Elemente entrissen, verschnitten und in die Luft gehängt einige Wochen lange, um sie mit Brod und Milch auf feuchtem Mose recht fett zu machen, und, um recht weißes Kalbfleisch zu haben, wird dem Thiere das Blut abgezapft, und so muß es noch einige Tage fortleben. Die Polen lehren den Bären das Tanzen, indem man glühende Eisen unter seine Füße legt, und so wird auch den Stieren das Kämpfen gelehrt durch ähnliche Mittel. Die Italiener bereiten ihre Verrina aus den Brüsten eines lebendigen Mutterschweines, und Sicilianer vernähen den Hühnern den Steiß um einer großen Leber willen. Wenn zwei rohe Menschen auf einander feind sind, müssen es oft die Thiere entgelten, und so kann der Hund des Schulzen, dem der Schulmeister feind ist, brühweich gesotten oder mit einem lahmen Fuß sich nach Hause heulen, und des Schulmeisters Katze in die Stube springen

ohne Schwanz. Ein Bäcker erzählte mir mit lachendem Munde, daß er heute seinen Kater verschnitten und welche komische Musik er dabei genossen habe; er steckte ihn in einen Sack, machte mit seinem gewöhnlichen Taschenmesser die Operation, und dann ließ er ihn wieder springen. Ob an solcher Barbarei nicht das Sprüchwort mit Schuld ist: „Eine Katze hat neun Leben?"

Das Benehmen gegen Thiere wirkt zurück auf die Sitten der Menschen, und daher befahlen schon die alten Gesetzgeber Milde, und ein Code noir [1] für Thiere wäre keine Schande unserer Zeiten. Es herrscht selbst eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Menschen und den Thieren eines Landes; der Araber hat Vieles mit seinem Kameel, wie der Hindu mit seiner Kuh, der Peruaner mit seinem Lama, der Malaye mit seinem Büffel und Tiger gemein; unsere Pferdsknechte sind weit rascher und muthiger, als der Ochsen- und Kuhhirte, und der Ziegenhirte lebendiger und rascher als der faule Schafsknecht und Eselstreiber. Jäger und Fleischer sind offenbar härter und blutgieriger als andere Menschen. Die Fleischerzunft zu Paris erbot sich, dem Mörder von Henri IV. so die Haut abzuziehen, daß Ravaillac noch zwölf Tage leben sollte; und die unsrigen sehen wenigstens im Menschen oft nur Kälber und Hämmel, sowie die Jäger im Bauern weniger als im Sechzehnender, und seit diese grünen Helden weniger Einfluß mehr auf die Großen haben, sind diese offenbar menschlicher geworden, folglich größer.

Viele gute Menschen verfehlen sich gegen Thiere aus reiner Gedankenlosigkeit und alter Gewohnheit; sicher ist das häßliche Wort Luder schon allein Schuld an vielem Unheil, wie das Wort verrecken, statt sterben. So trinken die Rhönbewohner Born und kein Wasser, Wasser sauft nur das Vieh. Wer Schäfer kennt, muß bei Geßners Arkadien lächeln, und noch mehr bei seinen Idyllen, wenn man die Idyllen Jener kennt. Aus der Idyllenwelt kommt die Fabel von der Hyäne, daß sie die Menschenstimme nachahme und Hirten und Hirtinnen mit ihrem Namen locke in Höhlen, Wälder und Gebüsche, was bei unsern Arkadiern täglich geschieht ohne Hyänen. Der Stolz des Menschleins, der die Thiere nur um seinetwillen geschaffen glaubt, ist so lächerlich, als der Wahnsinn des Sohnes der kleinen Erde, sich als den Mittelpunkt der Schöpfung anzusehen, und so lächerlich, als

[1] Ein schwarzes Gesetzbuch (vor der Revolution der Name des in den französischen Colonien geltenden Gesetzbuches über die Behandlung der Negersklaven durch ihre Herren, worin wenigstens deren Willkür beschränkt war).

der Wahn der Großen, daß der Bürger nur um ihretwillen vorhanden sei, oder der alte Unsinn des Ritters und Edelmannes, zu wähnen, daß er auf dem Bauern reiten dürfe, wenn er seine Pferde verschachert hat. Es ist recht gut, daß die Natur den Thieren die Gabe der Rede verweigert hat, der Mensch wäre doppelter Barbar, wenn das Lamm, Kalb oder Huhn auf der Schlachtbank sprechen könnte: „Mensch, was hab ich mit dir zu schaffen? was hab ich dir zu Leid gethan? Kerl, was quälst du mich?"

Die Thiere sind um ihrer selbst willen da, so gut als der Mensch, der bloß das erste Thier ist. Die Thiere hat die Natur zur Nahrung anderer Thiere zum Theile mitbestimmt, denn was würde aus ihnen im Alter? Unsere Hausthiere genießen unserer Pflege und unseres Schutzes gegen reißende Thiere; es ist uns also erlaubt, die Stelle dieser zu vertreten, da der Pythagoräismus nur in die Einfachheit der alten Welt paßt, und die Gewohnheit uns Fleischfresser abgestumpft hat für jene so gemüthliche Sitte der Pflanzennahrung. Es mag uns also erlaubt sein, Thiere zu tödten zu unserem Nutzen, ohne Qualen, wozu schon ihre starke Vermehrung anweist, ja gleichsam nöthigt, und zartere Seelen mag der Gedanke beruhigen, sie wissen ja nicht, daß sie sterben müssen. Franklin beschränkte sich lange auf Pflanzen, so gerne er Fische aß; als er aber einst aus einem Hecht eine Menge kleiner Fischchen herausgenommen sah, dachte er: „Könnt ihr einander selbst auffressen, warum nicht wir auch euch?" Es ist bequem, ein Vernunftwesen zu sein, man findet zu Allem, was gelüstet, leicht Gründe.

Wir mögen Thiere genießen, wie sie sich selbst untereinander, darum aber sind wir nicht unbedingte Herrn der Geschöpfe Gottes; jedes Thier wirkt auf seine Weise und für das Ganze; wir können nicht einmal ganz richtig in die Oekonomie Gottes und der Natur im Großen hineinblicken. Kennen wir die in den Tiefen des Meeres lebende Welt, und sind nicht die kräftigsten Gegenbeweise gegen den Herrn der Schöpfung die Löwen, Tiger, Krokodille und Schlangen, die ihn fressen, wie er das Schaf? Wir sollten uns besinnen, ehe wir von Einem sagen: „Es ist ein Vieh;" denn damit geschieht dem lieben Vieh gar oft Unrecht; aber fragen mag der geplagte Mensch manchmal: „wozu sind Wanzen, Läuse, Flöhe, Fliegen und Rheinschnaken?"

Alles, was lebt, soll sich auch seines Daseins freuen, denn Gott ist die Liebe; sind die Thiere auch nicht unsere Brüder und Schwestern,

wie der heilige Franz meinte, so sind sie doch so wenig Descartes' Maschinen, als der Mensch la Mettrie's Machine und Plante [1] ist, sondern Mit- und Nebengeschöpfe, wie der Bauer das seines Edelmanns, und der Staatsbürger das des Regenten; die Erde ist für Alle, Alle sind aus Erde gemacht und werden zu Erde. Unter allen Volksfesten der grande république, [2] die zum Theil etwas Kindisches hatten, die ich aber von Rastadt aus stets mitfeierte, hätte man das Fest der Thiere beibehalten können, damit der rohe, undankbare Sinnenmensch stets anschaulich erinnert werde, wie viel die menschliche Gesellschaft dem Ochsen und der Kuh, dem Schaf, der Ziege und dem Schwein, dem Pferde, Hund und Geflügel verdanke, um ihn dadurch zum Dank gegen den Schöpfer und zur menschlichen Behandlung des Thieres aufzufordern. Ist es nicht schon genug für den Stolz sterblicher Menschlein, mit Buffon zu sagen: L'empire de l'homme sur les animaux est légitime; c'est l'empire de l'esprit sur la matière [3] —? Jener gute Alte rief einem Pferdequäler entrüstet zu: „Bedenke, daß der Mensch der Thiergott sein soll."

The beasts, when man was but a piece
Of earth himself, did th' earth possess! [4]

XIX.

Das Pferd.

Unter die vorzüglichsten und allgemeinsten Liebhabereien für Thiere gehört wohl die Liebe zu Pferden und Hunden, zu Katzen und Vögeln, wobei weniger auf den Nutzen, als auf Vergnügen und Zeitvertreib gesehen wird, wie bei allen Liebhabereien. Pferde und Hunde scheinen zunächst das Erbtheil der Männer zu sein, Weiber aber mehr Vergnügen zu finden an Katzen und Vögeln. St. Evremond behauptete,

[1] Maschine. — Pflanze. — [2] Die große Republik Frankreich. — [3] Die Herrschaft des Menschen über die Thiere ist rechtmäßig; es ist die Herrschaft des Geistes über den rohen Stoff.

[4] Die Erde war, eh' noch der Mensch aus ihr geboren,
Zum Eigenthum der Thierwelt auserkoren.

daß man im Alter stets etwas Lebendiges um sich haben müsse, um selbst lebendig zu bleiben, und blieb es bis zum neunzigsten Jahre. Eheleute fangen erst an, ans Alter zu denken, wenn die Wiege nach der Rumpelkammer gebracht ist, und die Wohnungen alter Junggesellen und alter Jungfern gleichen oft einer Arche Noahs oder auch einem echt holländischen Stillleben mit Büchern, Kupferstichen, Blumen; und viele Große schätzen unvernünftige Thiere höher als die vernünftigen Menschen; Pferde und Hunde liegen ihnen oft näher, als der Staat und die gesammte unterthänige Dienerschaft.

Das Pferd ist unstreitig das schönste, am regelmäßigsten gebaute Thier unter allen Vierfüßlern, und schwer zu begreifen, wie man das plumpe Ungeheuer, das eher dem Schwein gleicht, Hippopotamus, Fluß- oder Nilpferd nennen konnte, und noch sonderbarer ist der alte Glaube, daß ein eingesetzter Zahn von ihm gegen Zahnschmerzen schütze, da es ausgemachte Sache ist, daß eingesetzte Zähne nie mehr wehe thun. Das edle Pferd ist nicht wild, sondern stolz, greift trotz seiner Stärke kein anderes Thier an, und wird es angegriffen, so geht es bloß defensive zu Werke. Es ist gesellig und theilnehmend, Gras genügt ihm, und so feindet es kein anderes Thier an und lebt im Frieden. Nicht selten fassen Pferde Zuneigung zu einander, und man erzählt von zwei jungen Kavalleriepferden, daß sie einem alten ohne Zähne sein Futter vorgekaut hätten. Nur wo es Nacheiferung gilt, sucht das edle Roß seine Kraft zu zeigen. „Es stampft auf den Boden und ist feurig mit Kraft, es zeucht aus, dem Geharnischten entgegen, und spottet der Furcht, es erschrickt nicht, fleucht nicht vor dem Schwerte, wenn gleich wieder klinget der Köcher und glänzen Spieß und Lanzen, es zittert und tobt und scharrt, und achtet nicht der Trompeten Hall" — so Hiob. Diese älteste Urkunde über das Pferd kannte Fürst Kaunitz, dem einst Prinz Nassau einen persischen Schimmel mit Extrapost von Warschau nach Wien sandte, noch nicht, daher er begierig sich eine Bibel kaufte und so nebenbei in den Ruf eines frommen Christen kam. Buffon ist aber noch beredter als Hiob, und Pferdeliebhaber brauche ich wohl nicht des Britten Brown biographische Skizzen und Anekdoten von Pferden mit Kupfern kennen zu lehren, die auch übersetzt sind.

Die Alten verbrannten das Pferd mit der Leiche seines Herrn, und die Araber verzeichnen den Stammbaum desselben mit der Sorgfalt des Archivisten eines adeligen Hauses, sie haben Stammbäume,

die bis auf zweitausend Jahre zurückgehen; so weit geht der älteste richtige Stammbaum im Abendlande nicht. Moses gedenkt nie des Pferdes, so viel er auch von Rindvieh, Schafen, Ziegen, Kameelen und Eseln weiß; in Aegypten aber muß er es kennen gelernt haben, daher auch Einige ihn für den Verfasser des Büchleins Hiob halten. Die hundert Thore Thebens, aus deren jedem zweihundert Mann mit Roß und Waffen zogen, bei Homer, bedeuten wohl so viele Marställe, und Arabien ist nicht das älteste Vaterland des Pferdes, sondern wohl Persien, da das hebräische Wort Sus für Pferd auf Susa [1] hindeutet, und in arabischer und persischer Sprache das Pferd Fars heißt, und eine persische Provinz auch Fars. Die Pferde der Araber, die wir jetzt für die besten halten, sollen aus dem Marstall Salomos stammen, der sie aus Aegypten bezog; sie haben Verstand wie Salomo und weit mehr Muth; fällt ihr Reiter, so stehen sie und wiehern Hülfe, schläft er, so wiehern sie wieder, wenn sich Feinde blicken lassen; nicht selten schlafen die Kinder auf ihrem Rücken, und das Pferd hütet sich, eine Bewegung zu machen; mit Recht werden sie als Hausfreunde behandelt und sind von der Familie. Bei der österreichischen Armee, vorzüglich bei Ungarn, habe ich gleich schöne arabische Gesinnungen gefunden.

Der Elephant ist unstreitig das klügste bekannte Thier, seit der Pulvererfindung jedoch nicht mehr brauchbar zum Krieg, aber das Pferd fürchtet kein Feuer. Der Ochs ist allein zum Ziehen brauchbar, der Esel zum Tragen, das Pferd zu beidem. Der Schmerz preßt allen Thieren Klagetöne aus, das verwundete Pferd stöhnt höchstens und stirbt wie ein Held. Ich habe auf einem Schlachtfelde schwer verwundete Pferde stehen und liegen gesehen, und ihr ganzes Wesen rührte mich fast mehr, als die herumliegenden verwundeten Krieger. Die Rosse des Achilles waren unsterblich und konnten sogar weinen und reden; wie gut, daß wir keine redende Pferde haben, denn die Pferdeliebhaber, die sogar eine eigene Stallsprache haben, wie die Jäger ihre eigene Weidmannssprache, und schon genug zu schwätzen wissen, würden sie mit in ihre Gesellschaften ziehen, wo schon die geschwätzigen Pferdejuden einem den Wunsch nach etwas Baumwolle abzwingen, und so wüßte man sich nicht zu lassen vor lauter Pferdegesprächen.

Minerva und Neptun stritten sich um die Ehre, Athen einen Namen zu geben, und der Olymp erklärte, jener Gottheit den Vor-

[1] Eine der Hauptstädte des antiken Persiens.

zug zu geben, die das nützlichste Wesen für die Menschen schaffen würde: Minerva schuf den Oelbaum, Neptun das Pferd; jene erhielt den Vorzug, und die Stadt hieß nun nach dem Namen der Erfinderin Athene. Ob das Parlament der Erdengötter nicht für das Pferd gestimmt hätte? Philipp von Macedonien rief seinem Bucephalbändiger Alexander zu: „Sohn, suche dir ein anderes Reich, Macedonien ist zu klein für dich!“ Der Sohn hielt nur zu sehr auf diese Worte und baute in seinem indischen Feldzuge, dem Bucephal zu Ehren, die Stadt Bucephala. Cäsars Leibpferd hatte gespaltene Vorderhufe und ließ, wie Bucephal, Niemand aufsitzen als seinen Herrn, und Caligula's Pferd stand in einem Stall von Marmor, die Krippe war von Elfenbein, Decken und Zeug von Purpur, Gold und Edelstein, und hätte es länger gelebt, so wäre es Consul geworden. So weit gingen die Sachen doch nicht auf der Solitude.[1]

Die neuere Geschichte kennt nicht minder berühmte Pferde. Rolands und Oliviers Streithengste, Brilliador und Vegliantino will ich nicht erwähnen, aber Balduin's Gazelle, das flüchtigste Roß des Orients, die Pferde Sully's, Bogesilaus, Herzogs von Pommern, und Herzog Bernhards von Weimar verdienen schon ein kleines Andenken, denn im Treffen schlugen und bissen sie um sich wie ihre Herren. Bei dem Beilager König Ferdinands I. schlugen sich ein deutscher und spanischer Ritter, das deutsche Pferd ergriff das spanische an der Nase und hielt es so fest, daß der deutsche Ritter mit seinem Beidenhander den Spanier getödtet hätte ohne Ferdinands Einmischung. Peter's I. Leibpferd, Lieschen, verdient auch genannt zu werden, und in dem Arsenal zu Stockholm kann man allen Leibpferden der Könige von Gustav Wasa an seinen Respekt bezeugen und den Majestäten selbst, denn sie sitzen alle in gewohnten Kleidungen und Waffen darauf, und so auch im Tower von Wilhelm dem Eroberer an. Kaiser Rudolph II., wenn er nirgendswo zu finden war, war im Marstall zu treffen, und des letzten Grafen von Oldenburg, den Christine nur des heiligen römischen Reichs Stallmeister nannte, Leibpferd Kranich, hatte eine Mähne von sieben und einen Schweif von neun Ellen. Jeder Pferdefreund wird gewiß gerne die alten Reime eines alten Pferdes gut heißen:

Berg an treib mich nit,
Berg ab reit mich nit,
Auf Ebenen schon mich nit,
Im Stall vergiß mich nit.

[1] Ein Lustschloß in der Nähe von Stuttgart.

Dichter haben stets die Pferde besungen, und ihre Hippogryphe und Pegasus, wenn sie gleich so idealisch sind als sie selbst, welche in der Regel schlechte Reiter sind, beweisen immer für die Trefflichkeit des Pferdes. Künstler haben ihnen Denkmale gesetzt; auf ihre Wohnungen und ihren Schmuck sind weit größere Summen verwendet worden, als auf Armenhäuser und Spitäler. Das Pferd veredelt sich durch Kultur, es wiehert seinem Herrn Dank und hat schon Manchen in einer Schlacht gerettet, entschuldigt folglich alle Pferdeliebhabereien. Es ist sehr gelehrig, und nach Plinius haben die Pferde der Sybariten sogar nach einer gewissen Melodie getanzt, welche ihre Feinde, die Crotoner, einst in einer Schlacht spielten; die Pferde tanzten, statt sich zu alligniren, und die Schlacht war verloren. Tanzen die Pferde junger Offiziere nicht auch ohne alle Melodie unter gewissen Fenstern? — Ohne das Pferd hätten die Spanier die Amerikaner nie unters Joch gebracht; ohne Pferde hätten wir vielleicht nicht einmal einen Adel; das zweite Ich der Ritterschaft war das Pferd, daher auch das Wort Ritter, Chevalier. Die Alten aber nannten die Reiter Centauri, und auch unser Volk macht es wett; denn bei Betrachtung der Reiterstatuen unserer Großen bemerkte ich immer, daß die Umstehenden zunächst vom Pferde sprachen, und wenig oder nichts von der darauf sitzenden Majestät.

Die Hippomanie hat die griechische Mythe von Diomedes, der seine Pferde mit Menschenfleisch fütterte, wieder erneuert; unsere Kleingroßen liefen Gefahr, von ihren Pferden sogar in höchst eigener Person gefressen zu werden, wenn nicht der Reichshofrath, wie ein zweiter Herkules, die Pferde geholt, die neuern Diomede zwar nicht erschlagen, aber doch pecuniariter vernichtet und auf Competenz gesetzt hätte. Einem gewissen Grafen Leiningen-Guntersblum, wenn ich mich recht erinnere, war nur ein Reitpferd erlaubt. Die Prälaten der Kirche ahmten nach, konnten aber besser aushalten. Der große Friedrich hatte etwa fünfzig bis sechzig Pferde und ritt bloß seine fünf Engländer, die Cäsar, Pitt, Kaunitz, Choiseul und Brühl hießen; aber der Erzbischof von Salzburg hatte hundertundsiebzehn in seinem geistlichen Stalle. Wenn man die geistlichen Herren so reiten sah, so hätte man sie schon damals und darum auf der Stelle säkularisiren mögen.

Die alten Scythen und Hunnen und ihre Nachkömmlinge, die Mongolen und Tartaren, essen, trinken, unterreden und berathen, handeln und schlafen zu Pferde; vor allen Dingen aber lassen sie sich

ihren aus Pferdemilch bereiteten Kumis schmecken, und ich wundere mich, daß deutsche Pferdeliebhaber noch nicht auf Kumis verfallen sind. Ob jene Völker die Bemerkung des Hippokrates, daß ein solches Pferdeleben der Mannheit Eintrag thue, schon bestätigt gefunden haben? Sie würden competentere Richter sein, als der griechische Arzt und alle Philosophen, die dann und wann ihren hypochondrischen Unterleib dem Pferde in die Kur geben, und so wenig beweisen als Gellert, wenn er weinerlich auf seinem Schimmel daher kam; aber unsere Kavallerie-Offiziere könnten urtheilen und scheinen mir, wie Antäus von der Erde, vom Pferde neue Kräfte zu erhalten, und so scheint es auch den Damen vorzukommen. Das Reiten befördert auf jeden Fall Dickleibigkeit, daher Damen es vermeiden sollten; denn, da das Steißbein dadurch zusammengedrückt und hart wird, so erschwert es die Entbindung, daher selbst wilde Abiponierinnen, die so gerne reiten, so schwer gebären, wie Pater Dobrizhofer mit viel Sachkenntniß auseinander setzt. Männer mögen immer dicker werden, wenn sie nur keinen solchen Schmalzvorrath sammeln, daß sie das Gleichgewicht nicht mehr zu halten vermögen, welcher Fehler einige mir bekannte Kavalleristen in Pensionsstand brachte.

Die Mode der Großen, schnell zu reisen, ob sie gleich die meiste Zeit übrig haben, jagt die Pferde parforce, da die Parforcejagden abgestellt sind, und es geht ihnen wie Menschenlieblingen, die gerade darum desto mehr geplagt sind, oder Thierlieblingen anderer Art, denen die Krankheiten, selbst die Gicht, mitgetheilt werden. Jeder fühlende Mensch wendet sein Auge von den armen, von Schweiß triefenden Thieren, deren Kniee zittern, deren Nasenlöcher feuerroth dämpfen, deren Leib wie ein Blasebalg auf- und niedergeht, um nur wieder zu Athem zu gelangen, während ihr Herr vielleicht lachend fragt: „Wie viel Zeit glauben Sie wohl, daß ich gebraucht habe, um hieher zu kommen?“ als ob er eingespannt gewesen wäre. Selbst die Damen, die ihre Hündchen mit zu Bette nehmen, über ihr gestorbenes Kätzchen weinen und auf einen Kanarienvogel eine Elegie machen können, lassen Pferde, Kutscher und Bedienten stundenlange, im größten Unwetter, im Hofe auf sich warten. Fuhrleute und rohe Kerls glauben, ihren Pferden gar Kräfte, Hafer und Heu zu geben durch Peitschenhiebe. Die ersten Eltern der Pferde müssen verbotenes Heu gefressen haben, und Mancher zahlt vielleicht des Jahres über mehr für Peitschen als für Hafer.

Herzog Carl von Calabrien saß einst im Gerichtssaal; es klingelte,

man öffnete, und ein ausgehungertes Pferd rieb sich an der Thüre. Alle lachten, nur nicht Carl, er ließ den Eigner in den Thurm bringen: „Wisse, daß sich die Gerechtigkeit auch auf Thiere erstreckt.“ Man sagt, dieser Carl habe in finstern Zeiten gelebt. In hellern Zeiten sind allein die Britten, deren Gesetze Strafe auf Thierquälereien gesetzt haben, und deren Pferdsahnenproben sorgfältiger gemacht werden, als die der vormaligen Lyoner Canoniker oder der Ritter des Johanniter- oder Deutschordens, und ein Pferderennen zu Newmarket verhält sich zu den Courses aux champs de Mars [1] gerade, wie der brittische Mensch zum französischen; aber gerade unsere größten Pferdeliebhaber sind die größten Pferdeschinder, und England die Hölle der Pferde. Die erste Schinderei sind die Wettrennen, die der Pferdezucht aufhelfen sollen. Nun, Britten haben Wettrenner, wie wir sie auf dem Festlande nicht haben; Childers machte eine englische Meile in einer Minute, und Overton, dessen Beerdigung dreißig Pfund kostete, durchlief in einer Sekunde einundfünfzig Fuß, l'Eclipse machte sechsundfünfzig Fuß in einer Sekunde, und der Sterling gar zweiundachtzig.

Die zweite Schinderei ist das Geschwindfahren, selbst der Diligencen. Wehe dem, der sein Wasser nicht zu rechter Zeit abschlägt! Auch Russen legen den Weg von Petersburg nach Moskau, hundertundzehn Meilen, in zwei bis drei Tagen zurück, und man sagt, gewisse Reisende sollen das Postgeld nicht einmal zahlen, den Postmeister prügeln, und die Pferde auch ungefüttert vorführen lassen, die dann, obgleich stärker als deutsche, zuletzt auch umfallen müssen. Joseph suchte die Unsitte des Schnellfahrens in dem volkreichen Wien abzustellen, wie man sie freilich in England nicht abstellen dürfte; er befahl den Polizeidienern, jedem allzuschnellfahrenden Kutscher, wem er auch angehöre, und wen er auch fahre, auf der Stelle Achtung gegen das Publikum einzuprägen per posteriora mittelst fünfundzwanzig Schmerzen. Hier verhütete das kleinere Uebel das weit größere, das aus dummer Kutscherbravour, die oft auf der Landstraße schläft, in der Stadt aber nur desto mausiger sich macht, auf dem kürzesten, besten Wege hervorgegangen war. Das Prügelsystem ist mir ein Gräuel; aber ich hätte selbst manchen Eignern von Pferden, denen man alle Rippen zählen konnte, so viele Hiebe können aufzählen lassen, als man Rippen sah, und habe den Postknechten, die selbst bei kleinen Anhöhen abstiegen, stets einige Kreuzer Trinkgeld mehr gegeben, zu-

[1] Wettrennen auf dem Marsfelde.

mal, wenn sie mir Feuer machten und ihre Pferde auch wieder Feuer sammeln ließen.

Die dritte Schinderei ist das Stutzen der Ohren und Schweife, des Aufschlitzens der Nasen der Husarenpferde, um mehr Athem zu geben und das Wiehern zu schwächen, nicht zu gedenken. Die Britten —

> Barbare nation, dont les sanglans couteaux
> Coupent la tête aux rois, et la queue aux chevaux [1] —

die Britten thun dieses schon so lange, daß sich endlich die Pferde daran gewöhnten und lieber mit einigen Schwanzwirbeln weniger ihre Geburten zu Tage fördern. Die Natur gab dem Thiere den Schweif zur Schutzwehr gegen die Fliegen; wir hauen sie weg, und das Pferd muß seine Quälgeister nun mit dem Kopfe abzuwehren suchen, worüber viel theurer Hafer unnütz verstreut wird. Mir scheint sogar der Schweif eine Zierde des Pferdes weiter, wie der Bart des Mannes, und die spanischen Amerikaner kann man nicht mehr beschimpfen, als wenn man ihre Pferde stutzt, daher Rabon (ein Pferd ohne Schweif) eines ihrer stärksten Schimpfworte ist. Nie gab es mehr Stutzschweife bei uns, als in dem Kriege, wo man bloß die geschweiften Pferde in Requisition setzte. Die Morgenländer sind hier, selbst in Ansehung des Wallachens, was sich noch eher vertheidigen läßt, mitleidiger, und wir sollten Swifts Houynhums studiren. Was würden wir sagen, wenn diese uns wallachten?

Wir sollten gleich unseren alten Deutschen eher wieder Pferdefleisch essen, als die Thiere quälen, was uns der heilige Bonifacius recht unüberlegt abgewöhnt hat, wir würden dabei gewinnen und die Pferde am meisten. Der alte Ochse arbeitet nicht mehr, wird gut gefüttert, ist er fett, mit einem Schlag vor den Kopf getödtet und verspeist. Und das alte Pferd? Je älter es wird, desto tiefer sinkt es im Werthe, wird vom stolzen, müßigen Kutschen- oder Reitpferd zum mißhandelten Karrengaul mit halber Pension und endlich als abgezehrtes Gerippe ein Fraß der Hunde oder wilden Thiere. Verdienten die edeln Thiere, wenn man sie im Stalle nicht mehr brauchen kann, nicht die Tafel ihres Herrn? Arme Pferde, es geht euch, wie manchem unglücklichen Menschen: Mancher, dem sein Stand keine Arbeit erlaubt, muß in der Stille betteln oder Schulden machen und in

[1] O das Barbaren-Volk, es nimmt mit blut'gem Stahl
Das Haupt der Könige, der Pferde Schweif zumal.

den niedern Ständen sich bemühen, längst vergessene Jugendstückchen zu wiederholen, wozu die Kräfte fehlen.

Die Alten und alle Völker der Natur, und die Morgenländer noch heute, betrachten ihre Pferde als Familienmitglieder; sie schlafen mit ihnen, wie Frau und Kinder, auf einer Streu, bekommen statt Hafer Gerste (ob wir schon Versuche damit gemacht haben?) und heißen wegen ihrer Schnelligkeit „Kinder des Windes.“ Mit gleicher Liebe umfassen die Lappen und Tungusen ihre Rennthiere, die Kamtschadalen ihre Hunde, Nomaden ihre Rinder und Schafe, der Araber sein Kameel und der Amerikaner sein Lama. Und wir? — Unsere Reichen betrachten sie noch heute wie Descartische Maschinen, und unsere Bauern vergessen ganz, wie es ihnen ginge ohne Pferde, Ochsen, Kühe und Schafe. Knechte, wenn sie früher mit Pferden gearbeitet haben, schämen sich der Ochsen und Kühe, und was noch roher ist, mißhandeln sie in übler Laune; Mancher pflügte um keinen Preis mit Kühen, sowie der Ritter auf keiner Stute geritten wäre. Man sollte sie nach den balearischen Inseln schicken, wo sie pflügen müßten mit Eseln und Schweinen. Müssen nicht in Polen und im südlichen Frankreich neben magern Kühen selbst die Weiber pflügen?

Der Liefländer von Rosen ritt sein achtunddreißig Jahre altes Pferd, das ihm in der Schlacht von Rocroi das Leben gerettet hatte, fort, so lange er lebte, und vermachte ihm als Pension eine Wiese und die Freiheit. Mit Vergnügen sah ich zu Berlin in der Thierarzneischule den alten Schimmel, der Friedrich im siebenjährigen Kriege getragen hatte, zu Tode füttern. Ob es der Mollwitzer Schimmel war? Ein wackerer Landprediger hätte gewiß gethan, wie Rosen und Friedrich, hätte er die Mittel dazu gehabt, und seinen alten, geliebten Filialfuchsen versorgt, ob er gleich zu den Pferden gehörte, von welchen unsere Alten sagten: „Und wenn man die Sau noch so oft sattelt, wird doch kein Zelter daraus.“

Indessen wenden doch viele Pferdeliebhaber mehr Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Vierfüßler, als auf die ihrer Zweifüßler, der Kraft ihrer Lenden. Damit das Pferd den Kopf hoch tragen lerne, wird die Krippe immer mehr erhöht, und der abgestumpfte Schweif wird zu gleichem Zweck in Schnüre gehängt; es wird fleißig gewaschen und gestriegelt, und mehr mit Lob und guten Worten erzogen, als mit Schelten und Schlägen, es wird endlich so voll Selbstachtung, daß es sich nicht an die Ohren greifen läßt und den Schwanz fest an sich drückt, wenn man ihn aufheben will, was Alles wohl Rücksicht

verdiente bei der Erziehung unserer Knaben und Mädchen. Wir durchkreuzen die Pferderacen und lassen die theuersten Beschäler aus Arabien und der Berberei, oder wenigstens aus England und Spanien kommen, und haben dadurch die deutsche Zucht in der That sehr veredelt, aber sonderbar, deutsche Pferde behalten dennoch mehr oder weniger den Charakter der Nation: Schwerfälligkeit!

Wir sehen jetzt in Deutschland, so gut als in Großbritannien, Grabmonumente von Pferden, und mit Vergnügen gedenke ich der Leichenbestattung eines Leibpferdes, das einem Frankfurter Banquier gehörte. Banquiers rivalisiren mit den Großen, selbst wenn sie keine Barone von Rothschild sind. Der Araber, der zu London fünfhundert Pfund gekostet und längst das Gnadenbrod hatte, wurde in einem Alter von dreiunddreißig Jahren ganz zur Ruhe gebracht, gekleidet in schwarzes Tuch und verherrlicht mit einer Rede, die schöner war als hundert Leichenreden auf Menschen; alle Pferdeliebhaber Frankfurts erzeigten ihm die letzte Ehre, und das Grabmonument blieb nicht aus, so wenig als der Leichenschmaus. Ob noch kein Pferdeliebhaber darauf gefallen ist, wenn sein Pferd den Fuß gebrochen, einen hölzernen anzusetzen, oder im Winter solches mit warmen Socken zu versehen? Indessen, Liebhaberei für Pferde beweist noch keine Liebe für Pferde, sowie Gefallen an kleinen Kindern, Bäumen, Blumen nicht immer Gefühl und Sanftmuth beweist, wenn nicht Pflege und Wartung damit verbunden ist. Nur meinen alten Freund, dessen Pferd, wie Bucephal, die Kniee beugt, nicht um aufsitzen, sondern vielmehr um absitzen zu machen, erkenne ich für den echten Freund; denn wenn die Kniebeugungen kommen, steigt er geduldig ab. Viele Pferde der Landritter bleiben auch stehen, wenn der schwere Kopf ihres Reiters das Uebergewicht bekommt, und man hat ein Beispiel, daß das Pferd einem solchen selbst aus dem Steigbügel half. Das alte Pferd meines ländlichen Freundes ist wie das Pferd Hudibras:

> Je mehr er solches spornt und treibt,
> Nur stetiger die Bestie bleibt,
> Auch wohl im Zorn mit Schweif und Wind
> Von hinten seine Antwort verkünd't.

General N. N. sprach zu Wien stets von Pferden, vorzüglich von einem Schimmel und Fuchs: Wenn ich in einer Affaire den Schimmel ritte, würde ich gewiß nicht absteigen, um mich auf den Fuchs zu setzen, und so auch umgekehrt. Diese Formel kam so oft vor, daß der Prinz de Ligne, da man über die Vorzüge einer blonden und einer

Brünetten sich stritt, eben so gravitätisch als der General anfing: „Wenn ich in einer Affaire den Schimmel" ꝛc. Alles lachte, und der General besserte sich. Auf dem Lande spielen Pferde und Hunde eine Rolle, wie unter Hunnen; Mancher ist schon schlafend von einem Bacchanal von seinem Pferde nach Hause getragen worden, und das Witzwort steht fest: „Er spricht vom Vieh wie ein Mensch, von menschlichen Angelegenheiten aber wie ein Vieh." Niemand überschätzte die Pferde mehr als Swift, und wenn Leiden hienieden zur Fortdauer berechtigen, so dauern die Pferde fort, und herrscht dort Wiedervergeltung, so reiten sie auf ihren Reitern. Wie kommt es doch, daß die Pferde gerne dahin stallen, wo es schon ohnehin naß ist, als ob sie Plutus wären? Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, da ich viel geritten bin; jetzt fährt man lieber, selbst die Jugend, wozu ich den Kopf schüttle. Der Wagen war ursprünglich nur für Weiber, Kinder und Kranke, nicht für den Mann. Seit man mehr fährt als reitet, hat Weichheit offenbar zugenommen; ein stolzes, muthiges Roß unterm Hintern macht auch den Mann stolz, muthiger und edler, und ein Kavallerist gefällt dem Geschlecht mehr, als ein Dutzend Infanteristen; selbst die Damen des Mittelalters gefielen sich zu Pferde. Die Bewegung zu Pferde ist eine der gesündesten, und eine tägliche Reitstunde für Jünglinge ein treffliches Verwahrungsmittel gegen gewisse Jugendsünden. Noch würde ich reiten, hätte ich mein Reitpferd beibehalten können; noch beklage ich meinen Ungarn, der vielleicht im Karren gehen muß. Ich habe viel geritten, und bin viel geritten worden; daher ich die Menschen in Reiter und Gerittene theile, und den glücklich preise, der sich stets im Sattel zu erhalten weiß.

XX.

Der Esel

ist in den Morgenländern ganz dem Pferde gleich geachtet, und mit Recht, ist daselbst aber auch durch Pflege und Achtung so schön gebaut als das Pferd, und die Indier glauben, daß die Esel von Madaura von den Seelen des Adels bewohnt würden, und vergleichen

ohne Arges, wie die Alten, die sich nicht schämten, Asinii [1] genannt zu werden, ihre Großen mit den Eseln, wie wir mit Adlern und Löwen. Der ganze Stamm Isaschar hielt sich nicht für beschimpft, daß ihn Erzvater Jakob einen Esel nannte; das Bild der Isis wurde auf einem Esel herumgeführt, und das Volk fiel nieder wie vor dem Venerabile, das unsere Priester vor sich hertragen; Silen konnte auf einem Pferde reiten, aber er zog den Esel vor, wie Viele nach ihm gethan haben. Eines der angesehensten Geschlechter Hinterindiens leitet seine Abkunft von einem Esel ab, und wir glauben Leute zu beschimpfen, wenn wir sie Esel nennen oder von Eselei sprechen, und könnten doch ähnliche Stammtafeln ausfertigen, wenn wir in Hinterindien lebten.

Indessen, Griechen und Römer warfen doch auch schon Seitenblicke auf den armen Esel; Griechen sprachen von ὄνος λύρας, er schickt sich wie der Esel zum Lautenschlagen, und Terentius ruft: Asinum tantum, so ein Esel! Der griechische Philosoph Kleanthes wurde auch Esel geheißen, erwiderte aber: „Ja, ich bin ein Esel, denn ich trage die Bürde meines Meisters Zeno." Ob je Kantlinge so philosophisch geantwortet haben, denn Esel hat man sie oft genug genannt? Und wenn der Esel nicht leiert, kann es nicht auch eselmäßige Künstlerlaune sein, die er uns abgesehen hat? Simson ging selbst offensive zu Werke mit nichts als einem halbverfaulten Eselskinnbacken, der ihm noch nebenbei den Durst löschte, und Homer glaubte Ajax zu ehren, wenn er ihn mit einem Esel vergleicht, der sich langsam vom Aehrenfelde zurückzieht. Wie würde Vater Homer jetzt anlaufen, wenn er von unsern Generalen sagen wollte: „Sie zogen sich zurück wie Esel" —?

An der Brenz in Württemberg liegt noch die Ruine der Eselsburg, deren Besitzer sich Esel von Eselsburg schrieben, in schwäbischer Einfalt treu und ohne Gefährde; das Geschlecht legte den Namen ab, wie die ungerechten Sprüchwörter gäng und gäbe wurden: „vom Gaul auf den Esel kommen" — „ein Esel nennt den andern Langohr" — „er schickt sich wie ein Esel zum Lautenschlagen" — „den Esel zum Doktor machen" ꝛc. Es mußte allerdings die hochadelige, uralte Familie empören, daß man die umgekrümmten Blätter eines Buches Eselsohren nannte, und die Assel Kelleresel, ja eine tölpelhafte Weibsperson nicht einmal Eselin, sondern Esel. Die Eselsbegräbnisse nach Jeremias, die Eselsbrücken, die Eselchen, die man un-

[1] Eselzüchter, z. B. Asinius Pollio.

fleißigen Schulknaben umhing zum Schimpf, selbst Eselsarbeit, Eselsbohne statt Pferdebohne, Eselsfarrn statt Frauenhaar, Eselsgurke, Eselsmilch statt Wolfsmilch ꝛc. Alles mußte die Familie empören, selbst der hölzerne Esel, worauf noch 1780 ein Soldat zu Halle sitzen mußte, den der Pöbel weidlich auslachte, vorzüglich ein Hallore, dem er zuerst Stillschweigen gebot, der ihm aber sagte: „Nu, so reite weiter!“ Seitdem führt das Geschlecht seinen Namen nicht mehr, ist aber darum keineswegs ausgestorben.

Das Mittelalter dachte im Eselspunkte offenbar aufgeklärter als wir. Ritter nahmen den Esel in ihr Wappen, und Mönche gingen noch weiter; die Cisterzienser zu Speier, verlegen, wohin sie ihr Kloster bauen sollten, beluden einen Esel mit ihrem Gelde und folgten ihm — konnten Mönche einen besseren Wegweiser haben? — er blieb in einer morastigen Gegend stecken und sie folgten dem Wink der Vorsehung und bauten Maulbronn. Noch jetzt zeigt man den sogenannten Eselsthurm und das alte Klosterwappen, einen Esel über dem Thore; auch sollen sich da noch mehrere Eselsspuren finden. Die berühmten Eselsfeste der Kirche sind sattsam bekannt, und Ehrengeistlichkeit stand nie in größeren Ehren als zur Zeit, wo man den Esel ehrte.

Im Süden Europa’s, wo es weit mehr Esel gibt als im Norden, lernt man dieses nützliche Thier der ärmeren Klassen, da es wohlfeiler, genügsamer, sicherer und fester ist als der stolze Gaul, erst gründlich schätzen. Schon um Paris herum sieht man Weiber und Mädchen vom Lande lustig auf ihren Eseln nach der Stadt traben, ihre Waaren in Körben an seinen Seiten, während unsere Landleute ihren eigenen Rücken unter der Last krümmen, vielleicht bloß aus Furcht, verlacht zu werden. Der gute Esel hat das Schicksal des gleich nützlichen Schweines: verachtet im Leben und erst geachtet nach seinem Tode. Der Esel scheint hauptsächlich darum verachtet, weil wir ihn nicht mit sich selbst vergleichen, sondern immer mit dem Pferde; er wird verachtet, wie viele Menschen, weil er sich Alles gefallen läßt, dienstwillig, geduldig und wohlfeil ist. Das Pferd wird erzogen, der Esel vernachlässigt, ja mißhandelt, und doch wird er nicht leicht tückisch; er würde sich nicht einmal auf der Erde wälzen, wenn man ihn so streichelte wie das Pferd. Nie hat noch ein Esel gegen seinen Herrn rebellirt, er bleibt treu bis zum Tode, und daher darf er unangebunden herumirren und sich nähren, wie und wo er kann, wenn er seine Arbeit verrichtet hat. Der Esel duldet, wer ihm auflegt, und

was man ihm auflegt, und wir mußten von Friedrich und Voltaire Duldung lernen.

Spanier und Italiener wissen den Esel besser zu würdigen, und daher ist er da schön. Spanien gibt so wenig gerne Zuchtesel ab, als England oder die Araber Hengste. Sie sollten es nicht thun, denn Italien und Spanien wimmeln von Eseln; weise Esel sind überall selten. Es ist ein Vorurtheil, wenn wir glauben, daß im Norden die Esel ausarteten; es gab daselbst nicht minder stattliche, nur daß sie gröber sind. Sancho nennt zwar seinen Esel mit dem zärtlichen Namen Grauchen; sowie er aber gleich seinem Herrn einige Abenteuer glücklich bestanden hat, so äußert der Schlingel dennoch: „Meiner Sir, unter Eseln lernt man endlich auch J—a—nen!“ Don Quixote belehrte ihn zwar, daß das Gleichniß: „Unter Löwen lernt man brüllen,“ edler gewesen wäre; aber seit wir wissen, daß diese großen wilden Katzen nicht edler sind als unsere kleinen Hauskatzen auch, möchte des Herrn Stallmeisters Gleichniß immer zu Recht bestehen.

Der Esel war dem Priap heilig und wurde ihm zum Opfer gebracht; denn sie maßen mehrmals ihre beneidenswerthen Talente mit einander, und es scheint, der Esel trug den Sieg davon figulus figulum odit.[1] Im Kriege der Götter mit den Titanen posaunte der Esel des Silenus zur Schlacht und befeuerte die Olympier mit Muth. Die Bibel beschäftigt sich viel mit Eseln, und die Orthodoxen finden in dem Umstand, daß der Herr auf einer Eselin saß, die ein Füllen mit sich hatte, etwas, was man nicht denken sollte; in der Eselin sahen sie das alte und in dem Füllen das neue Testament. Bileams Esel, der freilich sprechen konnte, benahm sich im Engpasse weit artiger gegen den Engel als sein Reiter, und davon finden wir noch Spuren genug zwischen Reitern und Gerittenen. In Bileams Esels Worten: „Bin ich nicht dein Esel, der dich so lange getragen hat, und doch schlägst du mich?“ liegt der Grundtext zu einem recht praktischen Commentar über Fürsten, Staatsdiener, Bürger- und Menschenrechte und Pflichten. Unsere Zeiten bezweifeln das Redetalent des Esels, als ob es ein Wunder wäre, daß Esel reden, oder ein Beweis, daß man nicht sprechen könne, wenn man nicht spricht! Kann man nicht desto mehr denken, und sind die rechten Vielsprecher immer Denker? Und was würde aus unsern ständischen Versammlungen, wenn Alle sprechen wollten? Caligula wollte sein Leibpferd zum Consul ernennen. Unsere Zeiten gingen weiter und gaben Eseln Ehrenämter, gingen weiter als

[1] Ein Töpfer haßt den andern.

die Abderiten, die sich bekanntlich in dem berühmten Prozeß um des Esels Schatten in zwei Partien theilten, Schatten und Esel; man rechnete es sich zwar zur Ehre, ein Esel zu sein, aber die Schatten waren auch zufrieden, daß sie nur Schatten waren.

Mich freuen die Lobreden, die Agrippa, Geßner, Buffon, Blumenbach, Blumauer, Thümmel und Sterne vorzüglich den Eseln gehalten haben, daher auch Sternianer große Freunde der Eselei zu sein pflegen. Wie viel besser stände es im Vaterlande, wenn alle deutsche Esel und Eselsreiter sich so untereinander liebten, wie Sterne's Mann aus Franken seinen Esel, der ihn nach St. Jago trug und zu Nampout verreckte — pfui! starb! — 'twould be something![1] Diese Lobreden freuen mich mehr, als tausend Lobreden von und an Esel, die sogar gedruckt in schwerer Menge vorliegen; aber von Herzen stimme ich in die Eselshymne, die vielleicht noch zu Verona angestimmt wird:

Orientis partibus
Adventavit asinus,
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus.

Lentus erat pedibus,
Nisi foret baculus
Et eum in clunibus
Pungeret aculeus.[2]

Dieser Esel war ein unbezweifelter Sprößling dessen, auf dem Jesus seinen Einzug in Jerusalem gehalten hatte, und zum Andenken spielte der Esel in frömmeren Zeiten am Palmsonntag in allen Domkirchen seine Rolle, und fromme Kinder ritten auf dem heiligen Grauchen und überhäuften es mit Opfern. Nonnen waren nie glücklicher, als wenn sie den Palmesel im Klosterhof herumziehen, mit Blumen schmücken und darauf reiten durften, und doch schämt sich die feinere Welt Englands im Bade zu Brighton des Namens und nennt ihre Reit- und Wagenesel Donkeys. Zum Andenken jenes Einzuges ist den Eseln das Kreuz auf dem Rücken geblieben, das jedoch auch einige auf der Brust tragen, welchen Unterschied ein Kammerherr bemerkt haben muß, der einem Ritter das Räthsel aufgab: „Welcher Unterschied ist zwischen Ritter und Esel?“ Die Frage war grob, und die Gegenfrage noch gröber, da er solche zugleich beantwortete: „Welcher Unterschied ist zwischen Kammerherr und Esel? Gar keiner!“

Ueberzeugt, daß der Eigensinn des Esels lediglich von den langen Ohren herrührt, womit er mehr und leichter als Andere hört, und daß

[1] Das wäre doch etwas.

[2] Da nun kam von Osten her
Auch ein Esel hoch und hehr,
Schön war er und stark auch sehr,
Und bereit zu Lasten schwer.

Allerdings war langsam er,
Doch ein Stock war ja nunmehr
Auch zur Hand, der hinterher
Ihn in Eile trieb einher.

seine Ungestalt sich unter besserer Pflege verlieren würde, wie in den eigentlichen Eselslanden, hege ich alle Achtung gegen dieses Thier. Kommen wir nicht selbst in Verdacht eines eselmäßigen Eigensinns, wenn wir gut hören und doch nicht sagen mögen oder dürfen, was wir gehört haben, und sagen wir es, so macht man aus unsern kurzen Ohren Langohren mit so viel Unrecht, als man in Bücher Eselsohren macht, wo man besser Papierzeichen hineinlegte. Welcher Hogarth hat die Schönheitslinie der Ohren bestimmt? Der Esel überläßt sie der Natur und will in seiner Bescheidenheit nicht mehr vorstellen als er ist; nur einmal zog er eine Löwenhaut über, fand aber, daß sie nicht für ihn passe; aber stutzen könnten wir seine Ohren, wie Hunden und Pferden, da der Stand der Häuslichkeit so Vieles ohnehin stutzt. Man erzählt auch zum Beweise der Dummheit des Esels, daß er einst, mit Schwämmen belastet, sich ins Wasser legte, um sich die Last zu erleichtern. Haben das nicht ganze Nationen gethan? und legte er sich nicht auch einmal ins Wasser, als man ihm zuviel Salz auflud? Wer weiß, ob er dort nicht seine besonderen Gründe hatte, die man nicht Jedem auf die Nase bindet, zumal der Esel voll deutscher Bedachtsamkeit jeden Schritt erwägt und vielleicht auch von den Vortheilen des geheimen Wesens etwas gehört hatte.

Seine Musik ist freilich so eine Sache; aber wie viele Dinge müssen wir nicht nehmen, wie sie eben sind? Bei richtigen Begriffen von der Natur können wir selbst in der anscheinenden Disharmonie des Esels Harmonie finden; mich erfreut aber schon darum eine Eselsstimme, da sie mich nach dem Süden Frankreichs versetzt. Eine halbe Stunde von Montpellier pflegten die Protestanten zum Gottesdienst sich auf Eseln zu versammeln, die nicht selten in den Kirchengesang einfielen, und wollte der Prediger der klügere Theil sein, so mußte er nachgeben und mit seiner Rede so lange inne halten, bis es der über hundert Köpfe starken Eselsgemeinde einfiel, ihre Eselslitanei zu enden. So machten es auch die Deputirten einer Stadt, die Heinrich IV. zu empfangen hatten; die Rede wurde von einem Esel unterbrochen, und der König rief: Messieurs, l'un après l'autre! [1] In meiner Knabenzeit ritt ich für mein Leben gerne auf Eseln, trotz der Schläge, die nicht der Esel, sondern ich darüber erhielt, weil mein Vater es für eine Schande hielt; meinen schönsten Eselsritt aber machte ich postmäßig, an der Seite einer artigen Provenzalin zwischen Avignon und Orange, vergnügter und wohlfeiler als auf einer deutschen poste royale;

[1] Einer nach dem Andern.

und was geht erst über die hohe sichtbare Empfindung, wenn sich zwei Esel aneinander reiben? Die Britten nennen sogar den Esel the King of Spain's trumpeter! [1]

Alle Achtung vor dem Grauen! Sein schwer zur Erde gesenkter Kopf, sein bedächtiger Schritt, seine einfachen, ins Große gehenden Gesichtszüge, sein Ernst, seine einfache Nahrung, sein einfacher grauer Ueberrock, seine friedliche Natur selbst bei Prügeln, sein bekanntes Benehmen zwischen den beiden gleich weit entfernten Heubünden, selbst sein Eigensinn machen ihn zum leibhaften Bilde eines Philosophen und zum Stoiker des Thierreichs. Wie die Stoiker schreitet er gravitätisch dem Ziel entgegen, das ihm das Schicksal von Ferne zeigt, beladen mit schweren Säcken, gefüttert mit Disteln, geprügelt, aber unempfindlich gegen allen Schmerz, ganz stoisch! Alle Gelehrten sollten ihn en médaillon tragen, und nicht die kleinen lebhaften Jungen, denen ein Esel von Schulmeister dessen Bild anhängt zur Beschimpfung, gerade darum, weil sie weniger Esel sind als der Lehrer und ihre Mitschüler. Es gibt gelehrte Esel, von deren gewöhnlicher Zerstreuung das Sprüchwort kommt: „Er sucht seinen Esel und sitzt darauf," und noch weit mehr geehrte Esel, zum Beweise, daß gerade nicht alle Esel zu verachten sind; indessen ist mit gelehrten Eseln leichter umzugehen, als mit hochgeehrten. Will jener Esel von Schulmeister wissen, ob er unter die gelehrten Esel zu rechnen sei, so frage ich ihn: Was heißt in echt Ciceronianischem Latein ein ausgemachter Esel? Keine Antwort? Nun so lesen Sie Epist. ad Atticum IV. 5: Scio te voluisse, et me asinum germanum fuisse. [2]

Der sanftmüthige Esel ist das Roß, welches der Italiener am liebsten reitet, denn das Pferd ist ihm ein offenes Grab; fällt man auch, so steht der Fuß des Reiters sogleich fest auf dem Boden, wie der Esel selbst. Esel und Galopp dünkt uns bei langsamen, deutschen Eseln ein Widerspruch; aber in Italien setzt sich das Thier sogleich in Galopp, sobald man es nur mit etwas Spitzigem im Genicke kitzelt, daher auch die meisten einen unbehaarten Fleck an dieser Stelle haben, den man die Eselstonsur nennen könnte. Noch höher steht der Maulesel im Süden; mancher ist geputzter als Damen, und schon mit dreitausend Thalern bezahlt worden; das schöne, aber allzu wilde Zebra ist nur für Könige, in spätern Generationen aber sicher dem südlichen Afrikaner, was uns der Esel. Alle Achtung vor den Eseln; es gibt

[1] Der Trompeter des Königs von Spanien. — [2] Ich weiß, daß Du gewollt hast ich aber ein leibhaftiger Esel gewesen bin.

zwar viele Esel, die keine Säcke tragen, aber ein guter Eselsrücken hat in manchen Ständen und in manchen Tagen des Lebens so viel Werth, als eine Eselshaut mit der Kapsel, so viel Werth, als die Eselsmilch in Krankheiten und die Eselsbrücken in vielen Geschäften. Hätten wir ohne die Esel die unsterblichen Werke des Alterthums? Und wären wir nicht, wer weiß wie lange noch, und selbst nach den Wünschen großer Männer, Esel geblieben, wenn die Esel nicht wären? Esel haben viel gethan, noch mehr die Menschen durch Esel. — Alle Achtung vor Eseln!

Ich bin innigst überzeugt, daß nichts Glück, Ruhe und Frieden hienieden mehr zu sichern vermag, als ein recht musterhafter Eselssinn, und denke oft an jenen gescheiten Bauern, den ein Lord ausschalt, daß er seinen Esel so prügle: „Wußte ich, daß mein Esel einen so vornehmen Freund habe, hätte ich ihn längst höflicher behandelt.“ Wer will im Umgang mit Eseln immer wissen, was für vornehme Connexionen sie haben? Also höflich gegen alle. Groß sind die Tugenden der Esel, sie haben nicht umsonst große Köpfe, die für nichts weniger als ein Zeichen der Dummheit anzusehen sind, und die Eselsmilch ist für Viele gesünder als Muttermilch. Achtung! In meinem Zimmer habe ich den Eseln dadurch Achtung bezeugt, daß ich eine Eselsgruppe unter Glas gebracht habe; flüchtig betrachtet, zählt man nur sechs Esel, und doch lautet die Unterschrift: „Sind nicht unserer acht?“ man zählt nun nochmals, zählt den Eselstreiber mit, thut sieben, und zuletzt gehen dem Betrachter die Augen ganz auf, er ruft aus: Anch' io sono pittore![1] Menschen, die eben nicht hoch über diesem Thiere stehen, pflegen für ihr Leben gern mit Eseln um sich zu werfen, und sollten an den alten Landjunker denken, der mit Widerwillen anhörte, wie der Herr Verwalter bei den Arbeitern immer das Wort Esel vorausschickte: „Sie haben ein trefflich Gedächtniß. Sie rufen ja alle die Leute bei ihrem (Ihrem) Namen!“

[1] Auch ich bin ein Maler.

XXI.

Der Hund.

Der Hund war wohl das erste Thier, das die Herrschaft des Menschen anerkannte und Hirten und Jägern willkommen sein mußte, wenn es nicht das sanftere, wehrlosere Schaf war, dessen Wolle, Fleisch, Milch und Fell dem Urmenschen behagen mußte; aber da der Hund weit klüger ist, so wurde er der Adjutant des Menschen. Der Originalhund scheint der Schäferhund zu sein, wo nicht der Adire oder kleine Schakal des Orients; seine Racen sind so verschieden als die Menschenracen, und er findet sich überall und gedeihet überall wie der Mensch. Warum? — Weil sie beide den meisten Verstand haben, sagt man, ich glaube eher, einen Magen haben, der Alles verdaut. Die Wölfe scheinen nur verwilderte Hunde zu sein, wie die Schakals und vielleicht selbst die Füchse; denn wenn sie sich treffen, thun sie mit einander mehr als Vettern und Basen, und mit Erfolg. Der Hund ist gutartig, vergißt Wohlthaten nie, gern aber seine Schläge, ja er kriecht selbst zum Strafgericht herbei, was doch ein bischen allzu hündisch sein möchte.

In Aegypten war einst der Hund, wie die Katze, heilig; Hunde waren die Begleiter der Diana, wie noch heute unserer Erdengötter; selbst eine ganze Philosophensekte hörte sich gerne Cyniker, Hundephilosophen nennen; wir hatten eine adelige Familie Hund von Hundsheim, wie in Italien die Familie Cane, und auch einen Schriftsteller J. J. de Canibus, der gar nicht de Canibus [1] geschrieben hat. Am Himmel sogar gibt es einen großen und einen kleinen Hund, und in der Hölle gar eine höllische Dreifaltigkeit, den Cerberus mit drei Köpfen auf einem Rumpfe. Der Hundsstern (Sirius) mag von einem Hundeliebhaber seinen Namen haben, aber schwerlich mögen von einem solchen die Namen Hundstage herrühren, oder gar Hundsfott.

Hunde leben nach der Natur, folglich brauchten sich die Cyniker ihres Namens nicht zu schämen; unpäßlich legen sie sich stille hin, fressen Stroh, erbrechen sich und sind wieder gesund ohne Doktor und Apotheker. Nur den Hebräern erschien der Hund unrein, dafür aber haben sie in ihrem Talmud eine herrliche Genesis der Hunde. Es

[1] Ueber die Hunde.

jammerte den Schutzengel Adams, daß von der Erde, woraus der Urvater der Menschen gebildet war, noch Ueberreste hie und da herumlagen, und er bat, solche zu minder edeln Gebilden verwenden zu dürfen, nahm den Thon und bildete zuerst einen Affen, der aber nicht warten konnte, bis der Schweif fertig war, und nach einem Baum entschlüpfte; sodann machte der Engel den Hund, und gab ihm den bereits fertigen Affenschweif, der von feinerer Erde war, daher des Hundes physiognomischer Ausdruck weniger im Gesicht, als im Schwanze liegt. Dieser hängt nieder in Traurigkeit, ringelt sich aber beim Gefühl der Kraft, steht straff und steif in der Entrüstung und wedelt bei Freude, Liebe und Schmeicheleien, wie das Schwänzchen des Hündleins Tobiä.

Bei unsern Germanen war das Hundetragen eine so große Schande, als das Schimpfwort Hundsfott, es mag nun von Hunnus fuit,[1] lästigem Jagdhunde-Füttern herkommen, oder den Hund noch näher angehen. Es ist noch heute ein Schimpfwort, wie Hund schlechtweg, das doch bei Menschen eher Ehrenwort sein sollte. Achilles schimpfte den Agamemnon einen Hund, so gut als die Türken den Christen, und brittischer Pöbel den Franzosen oder Ausländer French dog.[2] Das Wort entehrt den Hund nicht, wohl aber den Menschen, der alle seine Dienste vergißt über eine Schwäche, gerade wie die Römer, die über eine Nachlässigkeit den dummen Capitoliumsgänsen den Vorzug gaben, weil sie einmal zu rechter Zeit geschnattert hatten, ohne zu wissen warum. Die Hunde sind gerächt; denn sie werden jetzt häufig im Arme herumgetragen, ruhen auf dem Schooße, oder wenigstens auf den Füßen ihrer Eigner, sie erwärmen oft Bett und Herz alter Junggesellen und alter Jungfern, und selbst der Duft, den sie von sich geben, ist ihnen Wohlgeruch.

Dem Hunde vertraut der Hirte seine Heerde, der Blinde Leib und Leben, Weg und Steg, der Gutsbesitzer und Reisende Sicherheit und Habe. Der Hund ist der unentbehrlichste Jagdbursche und der treueste Freund des Menschen; desto stärker ist daher das Sprüchwort: „Kein Hund pißt ihn an.“ Wer mit dieser levis notae macula[3] bezeichnet ist, den pissen auch andere Hunde collegialisch an, und die Fleischerhunde, die bei uns im Süden Melac, und im Norden Davoust heißen, hätten mehr Ursache, sich darüber zu beschweren, als jene französischen Mordbrenner und Räuber. Der Hund folgt seinem Herrn überall; wenn dieser sich setzt, legt er sich neben ihm nieder, und wenn

[1] Er war ein Hunne. — [2] Französischer Hund. — [3] Ein leichter Schandfleck.

er geht, geht er mit ihm, während die Katze solchen ruhig wandern läßt und im gewohnten Hause bleibt. Es macht den Hunden alle Ehre, daß man spricht: „Sie leben wie Hund und Katze," sowie es den Männern Ehre bringt, daß sie in der Regel bei einer Hund- und Katzenwirthschaft die Rolle der Katze dem Weib überlassen.

Der Hund ist den Südseeinsulanern, was uns das Schwein ist, und bei den Bewohnern des hohen Nordens von Oby bis in den nordamerikanischen Archipel vertreten Hunde die Stelle des Zugviehes. Die Kamtschadalen englisiren und kastriren ihre Hunde, weil sie dann besser laufen und von vielen Zerstreuungen abgehalten werden, wie unsere Ochsen und Wallachen. Sie lieben Hunde mehr als Pferde, weil sie leichter über Schnee, Sumpf und Berg hinweglaufen und sich mit Fischen, ja Fischgräten abspeisen lassen. Was diese Hunde aber am liebsten fressen, ist Menschenkoth; daher Niemand in ihrer Nähe seine Nothdurft verrichten kann, wenn er nicht beständig um sich schlägt, und ich möchte wohl einige gute Freunde, die auf dem Nachtstuhl ihre Mediationsstunde halten, auf einige Wochen dahin verwünschen. Schön ist es von diesen Nomaden, daß sie ihren Hausfreunden lederne Strümpfe anlegen, woran man bei uns nicht denkt, obwohl man weiß, daß der unermüdete Hühnerhund des Freiherrn von Münchhausen sich die Füße ablief und zum Dachshund wurde.

Bei den fleißigen Holländern müssen auch ihre Hunde arbeiten, englische Diebe aber richten sie lieber ab zum Stehlen, und ein Emigrant lebte zu London im Ueberfluß, denn sein Pudel schlich sich in die Wechslerladen und kam lange ohne Verdacht zurück, immer mit ein Paar Goldstücken. Die Kunsthunde der Jäger und Taschenspieler aber sind zu bedauern; sie müssen harte Proben aushalten, wobei sie dürre werden, wie der, von dem Benda erzählt: „Warum ist Euer Hund so klapperdürr?" — „J, se frett nischt." — „Warum nicht?" — „Er hat nischt." — „Warum?" — „J, haben wir ja selbst nischt." Nicht alle werfen eine Handvoll Münze auf den Tisch, wie Benda: „Da, gebt dem Hunde zu fressen, und freßt selbst mit." — Den Kolonisten Südafrika's erspart der Hund sogar Pulver und Blei; drei bis vier gehen allein auf die Jagd, um ihrem Herrn einen Braten zu holen; einer davon kehrt zurück, um Meldung zu thun, und die anderen bewachen indessen das erlegte Wild. Keine Nation excellirt so in der Hundezucht wie die Russen.

Man kennt die Talente der Hunde; aber ihre Gaben sind so verschieden wie bei Menschen. Der große Wolfs- und Fleischerhund

nimmt es an Muth und Stärke mit jedem Soldaten auf, der Schäferhund ist wachsamer als der Hirte, der Jagdhund gelehriger als hundert Gelehrte, der Windhund schneller als Läufer, und das Schooßhündchen schmeichelnder als Höflinge, vorlaut und bellend. Daher auch Kaiser Carl IV. bei einem Gespräche über Hunde, und welche Art den Vorzug verdiene, da man nur noch zwischen Schooßhund und Windspiel schwankte, für letzteres entschied: „Es schmeichelt nicht.“ Aber ist es nicht Ehre für den Hund, der schon sechstausend Jahre mit Menschen lebt, daß er nur diesen einzigen Fehler von ihnen angenommen hat? Der Pudel beschämt viele Künstler und macht seinem Herrn die größte Freude, wenn er auf seinen Ruf: Faites la belle, sich hinlegt. Hunde heulen gerne zur Musik; aber vielleicht hatte jener Pudel ein feineres musikalisches Gehör, als der Violinist, dem er bei der ersten Gelegenheit den Fidelbogen aus der Hand nahm und unter das Bett trug. Mittelst der Nase haben Pudel schon den Rückweg von zweihundert Stunden gefunden und aus zweiunddreißig Kartenblättern das bezeichnete, was indessen keine größere Kunst ist, als wenn sie in einer Straße die Thüre des Herrn von zweiunddreißig andern Thüren unterscheiden. Sie sind auch sehr gute Flohableiter, und ein anderes Talent vieler Schooßhündchen muß ich aus ihrem Namen errathen lassen: Mopsi fricatores. Genug; alle Hunde übertreffen an Einfachheit, Treue und Anhänglichkeit die Menschen, und die Geschichte hat weit mehr Beispiele von Hundstreue aufzuweisen, als von Freundestreue.

Es ist reiner Instinkt, wenn Sir Hugh's Hund, der einem Schauspieler eine Perrücke geliehen hatte, sowie der Schauspieler auftrat, aufs Theater sprang, sie ihm vom Kopfe nahm und solche wedelnd seinem Herrn brachte; aber Hunde, die am Klosterglöckchen anziehen, um eine Portion Essen zu holen, die Tage sich merken, wo Wochenmarkt ist, und sogar Komödie spielen, sind schon seltener. Was gäben nicht Viele für den Pudel, der mit dem Kutscher auf dem Bock saß und stets bellte, so oft er merkte, daß der Kutscher des Guten zuviel gethan hatte? Und könnten Bettleser den Pudel zu theuer bezahlen, der das Licht auslöschte, wenn der Herr oder die Dame darüber eingeschlafen war? Die Gassenskandale der Hunde, die nach den Rabbinen daher kommen, daß sie selbst in Noah's Arche den Skandal nicht lassen konnten, könnten sie nicht Nachahmung des Menschen sein? In der Arche kann es arg zugegangen sein, wie noch heutzutage auf Marktschiffen. Der Hengst ist ohne Umstände, der Stier auch, abgerechnet,

daß er zuvor die Posteriora seiner Geliebten leckt; der Hund aber muß der Hündin oft stundenlange nachlaufen und muß sich so viele Launen gefallen lassen als Seladon; dann will er auch etwas dafür haben.

Nicht selten mischen sich die Hunde ein, wenn die Menschen allzu lärmend und unvernünftig werden, aber ihr Gebelle wird nicht beachtet; so wie mancher Leser ein Buch voll innern Gehalts nicht goutirt, weil der Vortrag ihm nicht ästhetisch genug ist. Wie kommt es aber, daß Hunde, wenn man einen schlägt, auseinander laufen, Schweine aber sich grunzend sammeln? Ein Bayer, den man Bayersau nannte, berief sich unlängst auf diesen Umstand, um sich und die bayerischen Säue zu rechtfertigen. Das Bücken der Hunde beim Harnen und das lange Zusammenhängen nach der Begattung findet sich im ganzen Thierreich nur bei Hunden; der Zwang aber bei Verrichtung einer andern Nothdurft kommt, wie ihr starker Durst, von ihrem hitzigen Temperamente, und er ist ihnen gemein mit dem Choleriker; aber wer gibt dem treuen Freunde Sennesblätter, Rhabarber oder Pillnaer Wasser? Die Liebhaberei an Hunden ist am ehesten zu rechtfertigen und auch die allgemeinste Thierliebhaberei. Kaiser Hadrian liebte die Hunde wie Friedrich, mit dem er sonst noch viel Aehnliches hatte; Fritz hatte stets 3 bis 4 Windspiele um sich, wovon das eine der Günstling, die andern dessen Gesellschafter waren; der Günstling lag stets neben ihm, auch in seinem Bette, und bekam das Futter aus seiner Hand; alle Sessel und Sopha's waren zerrissen, die Dintenflecke von königlicher Hand nicht zu erwähnen. Fritz liebte die Hunde, weil er behauptete, sie hingen ihm mehr an als die Menschen, und ohne alle Nebenabsichten, und Biche und Alcmene leben mit ihm in der Geschichte. Alle hatten ihre Gräber auf der Terrasse zu Sanssouci, und Friedrich wollte sich in einer trüben Stunde selbst unter sie begraben lassen. Als die vom Feind gefangene Alcmene wieder zurückkam, sprang sie auf den Tisch, wo der König gerade schrieb, und legte die Vorderpfötchen zärtlich um seinen Hals, und Biche nahm ihm zweimal die Feder aus der Hand, als er zu lange in die Nacht hinein geschrieben hatte. Friedrichs Vorgang machte die Hunde zu allgemeiner Mode bei deutschen Fürsten, wie die Flöte. Herzog Carl Friedrich von Braunschweig, den ich keineswegs zu jenen Kleingroßen rechne, denn er hatte sehr viel gemein mit seinem großen Oheime, liebte die Hunde auch und streichelte einst seinen Liebling, verdrießlich über die vielen Bittschriften um Zulagen: „Du bist noch allein mein Freund!“ Sein alter Kammerdiener sagte: „Ich glaub's, der ver-

langt keine Zulagen!“ Hundeliebhaber kennen gewiß den 1787 erschienenen Hunde- und Katzen-Almanach.

König Heinrich III. wendete jährlich hunderttausend Goldgulden auf Lyoner Hündchen, deren er immer einige in einem Korb am Halse hängen hatte, selbst in Audienzen und in der Kirche, und Carl II. ging nie in den Staatsrath ohne Hunde, wie ehemals die Herren Studenten in ihre Collegien, und sein Nachfolger Jakob rief in einem Sturme: „Kinder, rettet mir nur meine Hunde und Marlborough!“ Katharine I. rettete einst einen Verbrecher, gegen den der Czar ungemein erbittert war, indem sie seinem Hunde Lisette eine Bittschrift an das Halsband steckte, und Peter verzieh lachend im Namen der Hundheit, was er im Namen der Menschheit eigensinnig verweigert hatte. Auf dem einst berühmten Carlsberge bei Zweibrücken, der dem Lande vierzehn Millionen kostete, ohne die Thränen der Unterthanen, die nicht angeschlagen werden können, lebten neben fünfzehnhundert Pferden achthundert Hunde und eben soviele Katzen, und ein Kaiser Japans war ein solcher Hundenarr, weil er unter dem Zeichen des Hundes geboren war, daß er befahl, Alle sollten ihre todten Hunde eigenhändig und mit Anstand beerdigen. Wie gut, sagten die Japaner, daß er nicht im Zeichen des Pferdes geboren ist! So gut als nach Königsstämmen, bürgerlichen Unruhen, Epochen in Wissenschaft und Kunst, ließe sich auch eine Sittengeschichte abtheilen nach Hunderacen in der Mode.

Oft habe ich in großen Städten ältliche Männer mit drei bis vier Hündchen à la suite bewundert und die Engelsgeduld, mit der sie auf die langsam einherwatschelnden fetten Undinger warteten; auf ihre besten Freunde hätten sie nicht so lange gewartet. Damen tragen ihre Möpschen lieber in den Armen, statt Kinder, und man könnte jüngere gar wohl wie Cäsar gewisse Affenliebhaber fragen: „Haben Sie keine Kinder?“ In Wien zählte man 1805 nicht weniger denn dreißigtausend Luxushunde, die so vornehm behandelt wurden, daß der Gärtner dem in seinen Gartenbeeten rumorenden Caro zuruft: „Gangens raus, Ihr Gnaden,“ und das Stubenmädchen der Hundslisette, die immer nach ihrem Kehrbesen schnappt: „So ruhens doch, Fräulein Lisette.“ Am allerkomischsten erschienen mir alte, andächtige Matronen auf Spaziergängen, wenn sie mit ihren großen veralteten Fächern ihren Lieblingen ihre petites folies [1] zu vertreiben suchten, die sie vor

[1] Kleine Thorheiten.

Aller Augen vorzunehmen Lust bezeigten avec une légèreté fort indécente et presque française. [1]

In den Pariser Affiches las ich 1806 eine Bitte um Zurückgabe eines verlorenen Hündchens, die au nom de l'humanité [2] gestellt und wofür die Belohnung fünfzig Napoleons war; in wessen Namen soll man nun für die armen Geschöpfe bitten, die alljährlich um eines elenden Experiments willen in der Hundegrotte bei Neapel erstickt oder von einem geist- und gemüthlosen Praktikanten lebendig aufgeschnitten werden? Viele Lieblinge können mit Themistokles Hund sprechen: „Mein Herr regiert die Stadt, meine Frau den Herrn, und ich die Frau." Ein Schooßhündchen biß einen armen Bedienten bis auf die Knochen in die Hand, und die Gnädige rief: „Wenn es dem armen Thierchen nur nichts schadet!" Dieser Gnädigen, wenn ich je noch nach tropischen Ländern käme, brächte ich gewiß kleine Zwerghirschchen mit, was schon viele Damen wünschten, und sie sind auch niedlicher, munterer und liebkosender noch als Hündchen, und beißen nicht; aber leider, wenn man sie auch glücklich über die See bringt, so kommen sie nicht fort, trotz aller Versuche.

Ueberflüssige Nahrung macht die Lieblingshunde faul und fett und so widrig als Menschen gleichen Schlages, die sie vielleicht aus Sympathie lieben, wie einst die Apotheker das album graecum als schweißtreibendes Mittel. Die pudelnärrischen Pudel versüßen Vielen die Stunden der Langweile, und unsere Damen, die so vergeßlich sind, sollten nie ohne Pudel ausgehen, denn ihre zweifüßigen Pudels haben lange nicht die Attention. Komisch ist, wie oft schon über Hundenamen so ernst und lange berathschlagt wurde wie über Taufnamen; die Namen großer Hunde sind auch groß und vornehm, Hektor, Cäsar &c.: Fleischerhunde heißen mit Recht Melac, Trenk, Davoust, Vandamme &c.; Jagdhunde Diana; Schooßhündchen Lisette, Zemire, Kißme, und der schöne Name des wackern Hirtenhundes ist auch Wacker. Die Schooßhündchen sind die größten Belferer, die sich selbst gerne hören wie eitle Fratzen; aber noch widriger werden sie mir dadurch, daß diese thierischen Stubengenossen die Unsauberkeit vermehren, vorzüglich bei alten Junggesellen und selbst alten Jungfern, die ihre verpestete Atmosphäre kaum gewahr werden, daher ich wünsche, daß mein ländlicher Freund in der Mitte von vier Pudeln, zwei Katzen, zwei Vögeln, zwei Eichhörnchen — Tabaksqualm nicht angeschlagen — so alt wer-

[1] Mit einem sehr unziemlichen, beinahe französischen Leichtsinn. — [2] Im Namen der Menschlichkeit.

den möge, als Professor Büttner zu Göttingen — fünfundachtzig Jahre.

Seit der Hundesteuer, welche die Hunde als ehrenvoll ansehen dürfen, da sie dieselben den Menschen gleicher stellt, scheint mir die Hundeliebhaberei ziemlich abgenommen zu haben. Ungestört defilirt man jetzt durch Dörfer, wo man mit dem Prügel in der Hand, bald rechts, bald links, bald rückwärts blicken mußte, um nicht gezwickt zu werden für die Hundemusik. Diese Steuer ist ganz an ihrem Orte; der Unfug war arg, und haben wir nicht auch Gesindesteuer? und Vielen ist der Hund ihr ganzes Gesinde. Und wenn wir gar erst an das fürchterliche Uebel, die Hundswuth, denken, die nicht von allzugroßer Hitze (diese Krankheit ist z. B. in der Berberei unbekannt), sondern vom unbefriedigten Fortpflanzungstrieb rührt, wofür sich doch Gegenmittel finden ließen! Ich weiß nicht, ob das in Rußland erfundene Mittel gegen die Wasserscheu (die Wurzel des Wasserwegerichs, Alisma Plantago, Linn.) Probe bestanden hat. Menschen, die in ihrem Hunde nicht den Adjutanten, sondern nur ihren Sklaven sehen, solchen kann man die Taxe nicht hoch genug machen; aber Einzelhöfner sollten so gut als Bettler frei sein; und für den Bettler, der seinen einzigen Tröster über der Hundstaxe verlieren sollte und weinend rief: „Wer wird mich noch lieben?“ hätte ich selbst zahlen wollen. Lazarus hatte nichts, aber der Hund des Reichen leckte seine Geschwüre; jeder Mensch sollte neben freier Luft, Wasser und Brod wenigstens noch einen treuen Pudel halten können, und aus der Art, wie die Herren ihre Hunde behandeln, habe ich schon öfters auf den Charakter der erstern richtig geschlossen, und der Hund richtet sich nach diesem Charakter. Ist er nicht dienstpflichtig?

Gegenwärtig haben nur noch die Großen große Hunde, eine brittische Mode, die vorzüglich die vielen Straßenräuber um London angeht und in Deutschland nicht nöthig wäre; aber es dürfte immer sein, wenn diese Mode vor einiger Zeit von einer Menschenklasse nicht nachgeahmt worden wäre, die man außer Württemberg gar nicht kennt, die Herren Substituten, hie und da auch von einigen Herren Studenten. Ihre Impertinenz, nämlich der Hunde, nicht jener Herren, konnte bloß die Impertinenz der türkischen Hunde in den Straßen Constantinopels übertreffen und dann die der Hofhunde. — Jagdhunde liegen unterm Tische und neben dem Bette und fagottiren ohne Weiteres Jedem unter die Nase, was ihre Eigner nicht mehr fühlen oder gar für süßen Geruch halten. Wehe dem, der einem solchen

Liebling auf den Fuß tritt, wenn er gnädig Gehör verlangt! Mich hat oft gewundert, daß diese vornehmen Hunde mit auf die Jagd gehen mußten zu Fuß, und nur eine so naive Entschuldigung, wie die jenes Bauern, der eine englische Dogge niederstieß: „Warum hast du nicht den Stiel deines Spießes genommen?" — „Ja, Herr, hat mich denn Ihr Hund mit dem Schwanze angepackt?" findet allenfalls Gnade. Jener Pächter war in der Meinung, daß der Name Herkules eigentlich Herr Cules bedeute, und daher trug er voll Respekt den Hund in den Jagdwagen seines Grafen: „Fast wäre Euer Gnaden Herrle vergessen worden." Im Tempel des Vulkans auf dem Aetna gab es einst Hunde, die instinktmäßig Rechtschaffene liebkosten und Heuchlern und Schurken nach den Beinen fuhren; warum mußte doch diese unbezahlbare Race ausgehen!

Der Hund bleibt das Symbol der Treue und der beste Gefährte des Menschen, ausgezeichnet durch Sinnenschärfe, wie durch Gelehrigkeit und Verstand; das gutartige Geschöpf verdient über die ganze Erde verbreitet zu sein, und gerade und ehrlich ist das Wedeln seines Schwanzes, um Freude auszudrücken, und das Einziehen desselben bei Angst und Trauer. Lachen und Weinen sind dasselbe beim Menschen, aber nicht immer so ehrlich und offen; und nun erst die spiral- und schlangenförmige Bewegung des tückischen Katzenschweifes und gar Mancher, die keine Katzen sein wollen, und doch auch keine Hunde sind? Der Hund der unglücklichen Maria Antoinette war nicht von der Conciergerie hinwegzubringen und noch 1795 vorhanden, bekannt unter dem Namen le chien de la Reine;[1] wen sollte dies nicht rühren? Aber noch rührender ist die Geschichte jenes Reisenden zu Pferde, der seinen Mantelsack verlor; der Hund bemerkte es, bellte, sprang dem Pferde in den Zügel, aber sein Herr schoß ihn nieder als wüthend; noch einmal blickte er rückwärts nach seinem treuen Pudel, nun erst vermißte er sein Felleisen, ritt zurück, fand den Hund beim Felleisen, der ihm noch einmal die Hand leckte und starb. Eine Geschichte der Hundstreue müßte die Menschheit erröthen machen.

Es gibt an die dreißig Arten Hunde, vom Albaner an, der sitzend fünf Fuß mißt, bis zum Bologneser, den man in die Tasche stecken kann, vom gelehrten Hühnerhunde und schlauen Pudel bis zum Mops, der durch menschliche Schlemmerei dumm geworden ist. Des Ulysses Argos lebt in der Geschichte, wie der Hund Berezillo, den die Spanier auf die armen Indier losließen, und der den Sold von 1½

[1] Der Hund der Königin.

Soldaten zog, wogegen Tobias Hündlein ein Lämmlein war. Es ist eine der schönsten Stellen Homers, die Stelle vom Hund Argos, und ein Jagd- und Hundefreund rief dabei: „Gott hab ihn selig!" Aber ich will darüber die Hunde auf dem St. Bernhardsberge nicht vergessen, die nach einer stürmischen Nacht von den guten Mönchen abgeschickt werden, zu revieren und zu sehen, ob kein Reisender im Schnee und Eis verunglückt sei, und Manche werden durch sie gerettet. Wenn es richtig ist, daß Strümpfe von Hundehaaren gegen Podagra dienen, wie Britten behaupten, so haben sie ein Verdienst weiter. Es gibt Hunde, um die es Schade ist, daß sie nicht Menschen geworden sind, und sie sind weit mehr unsere Halbbrüder als der Affe, und wer behauptet, daß es keine Menschenfreunde mehr gäbe, vergißt, daß es noch Hunde gibt. Ein treuer Pudel leistet Ersatz für hundert armselige Nichtpudel, wäre es auch nur, wenn er Streitigkeiten zwischen Menschen stillt, durch seine lauten, vernehmlichen Antworten auf die Frage: Wie spricht der Hund?

Es ist ein hoher Beweis von liberum arbitrium,[1] der Thiere, daß sich der Hund so oft herumdreht, ehe er sich niederlegt, nicht um sich eine bequemere Vertiefung zu machen, sondern, um sich den bequemsten Ort für seinen Kopf auszusuchen, den uns schon das Kopfkissen angibt; er träumt wie der Mensch. Und wenn wir auf Hunde stoßen, so böse, als ob sie Menschen wären, so haben sie es von diesen erst gelernt, wie ihre Ueberfeinerung und vielleicht selbst ihr Mondanbellen von unsern empfindsamen Damen. Die Grabschrift, die man auf den Hund des Grafen Clermont machte:

Ci gît Citron, qui sans peut-être
Avait plus de sens, que son maître.[2]

kann leicht wahr sein; komisch ist bloß die Grabschrift zu Bologna:

Latrai a ladri ed a gli amatori taqui,
Onde à Messeri e Madonne piacqui.[3]

und Lipsius Grabschrift auf sein Hündchen hat eine schöne Stelle: Sit tibi benignus frater Cerberus.[4] — Aber gerührt stand ich im lieblichen Bade Niedernau vor dem Denkmale eines Hundes, das der

[1] Freier Wille.

[2] Hier liegt Citron; man sagte sonder Spaß,
Daß er Verstand mehr wie sein Herr besaß.

[3] Bei Dieben bellt er stets und schwieg, sobald Liebhaber kamen,
Und so geschah's, daß er gefiel den Herren wie den Damen.

[4] Cerberus sei Dir ein freundlicher Bruder.

ausgewanderte Bruder des Generals Kellermann, den Alles verlassen hatte, der Hund aber erst im Tode, setzen ließ, mit der Inschrift:

Als einst die Treue sich aus dieser Welt verloren,
Hat sie zu ihrem Sitz des Hundes Herz erkoren.

XXII.

Die Katzen und Affen.

Die Katze ist in vielen Stücken der Gegensatz des Hundes, beinahe wie Mann und Weib Gegensatz sind. Katzen sind schmeichlerisch, aber falsch, scheinen nur anhänglich, sind aber die größten Egoisten und sehen nie so gerade ins Gesicht wie der ehrliche Hund; sie sind grausam und spielen mit der Maus, ehe sie ihr Opfer wird, wie die Koketten mit den Herzen ihrer Anbeter. Sie haben weder die Gelehrigkeit noch den Geruch, und am allerwenigsten die Treue des Hundes, lieben aber dagegen Reinlichkeit und Putz, und liegen gar zu gern im Bette und unter dem Ofen. Sie lieben Wohlgerüche, vorzüglich Baldrian (Katzenkraut), das sie in gute Laune versetzt. Ob man schon damit Versuche an Menschen gemacht hat? Bierbrauer sollen Versuche gemacht haben, wie mit der Ochsengalle statt des Hopfens. Die Katze, der wir unter unsern Hausthieren den zweiten Platz eingeräumt haben, so wenig sie auch diese Ehre verdient, was sie lediglich ihrer Geschicklichkeit in der Ratten- und Mäusejagd zu danken zu haben scheint, hat durch Kultur die Stärke, Größe und List der wilden Katze verloren, aber Neigungen und Sitten keineswegs verbessert. Katzen gehören zu den reißenden Thieren, wie Löwe und Tiger; aber gerade diese Eigenschaften scheinen sie in den Häusern empfohlen zu haben gegen Ratten und Mäuse, wo sie denn gelegentlich auch einen schönen Vogel mitnehmen, Würste, Braten und Butter. — Ohne die fürchterlichen Katzen Asiens würden die Affen und Antilopen den Menschen dort vertreiben, wie uns Ratten und Mäuse; aber leider gibt es für den armen Neger ein furchtbareres Raubthier noch — den Europäer. Katzen verwildern leicht, wenn sie zu ihren wilden Brüdern und Schwestern kommen, bei denen sie sich zu gefallen

scheinen, und es gibt ein leichtes Mittel, dies zu verhindern, wenn man ihnen die Ohren beschneidet, oder nur aufschlitzt, und es wäre zu wünschen, daß man mit diesem leichten Mittel abkäme auch bei unserem verwilderten Geschlechte.

Katzen spielen gerne, naschen gerne, schlafen gerne und haben einen leisen, schleichenden Gang, der schon ihr Haupttalent, List, verräth. Die Katze eines Klosters holte sich eine Mönchsportion vom Anrichttisch, indem sie zuvor die Klingel zog, damit der Klosterkoch sich entferne; bald zog dieses schlaue Thier viele Neugierige nach dem Kloster, was den kleinen Raub reichlich vergütete und sie zum förmlichen Mitbruder erhob. Die Katze eines Naturforschers unter seiner Luftpumpe war so klug, ihre Pfote vor das Loch zu setzen, woher die Gefahr drohte, und ihre Klugheit beweist auch das Sprüchwort: Chat échaudé craint l'eau froide.[1] Sie brummen, miauen, und kratzen gerne, und wider die Gewohnheit anderer Thiere ladet die Katze den Kater selbst zur Begattung ein. Sie sehen im Finstern besser als bei Tage, und ihr Pelz ist elektrisch, und in dieser Elektricität scheint mir eine Hauptähnlichkeit zu liegen mit dem schönen Geschlechte.

Das Volk sieht in den Katzen Hexen (vorzüglich wenn sie schwarz sind), weil sie die stärkste Portion Sublimat nicht tödtet, weil sie, man mag sie werfen wie man will, immer wieder auf die Füße kommen, und ihr Leben so zähe ist, daß es Sprüchwort wurde. Viele Männer haben einen natürlichen Abscheu vor Katzen, wie der Matrose gegen das Instrument, das in der Schiffssprache Katze[2] heißt; Weiber aber lieben in der Regel die Mäusehunde, wie Müllers Lucinde ihren angorischen Kater, zum Beweise, daß sie doch Manches mit dem Geschlechte gemein haben müssen, trotz ihrer Bösartigkeit und ihrer Gestalt, die ein Tiger en miniature ist. Der Schnurrbart zeigt schon ihren wilden Sinn, und wer weiß, ob der martialische Schnurrbart nicht daher rührt; doch Hasen haben ja auch Schnurrbärte. Katzen glauben, wie gewisse Menschen auf Menschen, auf Ratten und Mäuse ein natürlich göttliches Recht zu haben, um sich zu mästen, und warum ich die Bestien am wenigsten leiden mag, ist, daß sie im gewohnten Hause bleiben, wenn der Herr ausziehen muß, folglich das Haus mehr lieben als den Herrn, und so that auch meine Katze, die mir wegen ihres dreifarbigen

[1] Die verbrühte Katze fürchtet kaltes Wasser. — [2] Die neunschwänzige Katze, eine Geißel, womit in England die Körperstrafen in der Flotte und in der Armee vollzogen werden.

Felles wohlgefiel, und mit der ich, ob sie gleich den ganzen Sommer über sich nie sehen ließ als bei Tische, wo ich sie pflegte, im Winter Zimmer, Ofen und oft auch das Bette viele Jahre getheilt hatte.

Manche Matrone, die ihren Katzen zu reiches Futter gibt, verderbt sie, wie ihre Kinder, ob man gleich behaupten will, daß gutgenährte Katzen besser mausen, wie gute Staatsdiener besser arbeiten bei guten Besoldungen; viele Katzen scheuen aber darüber offenbar den Ratten- und Mäusekrieg und sehen sich lieber nach Vögeln um. Der Krieg mit Ratten ist gefährlich; Ratten und Mäuse verhalten sich wie alte und junge Soldaten, und wer sich näher unterrichten will, lese Histoire des Rats 1737. 8., deren Verfasser sogar die Ratte hatte, beizusetzen: pour servir à l'Histoire universelle! [1] Die Katzenmatronen sehen, wie die Aegyptierinnen, in ihren Katzen Hausgötter und geben ihnen die süßesten Namen: Mitz, Heinz, Hinz, und eine Angorakatze ist ein Schatz, wie ein Neufundländer Hund, und ein dreifarbiger, schwarz, braunroth und weißgefleckter Kater (vielleicht ein Abkömmling wilder Katzen) was ein arabischer Hengst.

Aegypter vergötterten die Katzen, und Cambyses benützte ihren Aberglauben und befahl seinen Soldaten, Katzen in den Arm zu nehmen, und so nahm er Pelusium. Die Familien legten Trauer an; man balsamirte sie wie große Herren, begrub sie unter religiösen Ceremonien und setzte Grabmäler. Sie bildeten diese Thiere mit einem Plektrum [2] ab, als ob sie Geschmack an ihrer Musik gefunden hätten; Abwechslung liegt in ihrer Stimme, wenn sie nur nicht heulten wie kleine Kinder, und aus Katzendärmen werden die besten Diskantsaiten gemacht. Aber das Katzenconcert, das man einst in dem müßigen Paris aufführte, von seinem Erfinder Concert miaulique genannt, wo Katzen vor Pulten und Notenblättern saßen, und ein Affe den Concertmeister machte, fand doch mehr Gaffer als Bewunderer. Es liefen Fäden um Hals und Schweif, die man bald anzog, bald nachließ, und so gab es ein Concert, das zwar unmöglich harmonisch sein konnte, aber komisch war.

Der Prophet Muhamed liebte Katzen ungemein, und so lieben sie denn auch die Moslems, und schnitt einst, da seine Katze auf einem Zipfel seines Kleides eingeschlafen war, lieber den Zipfel ab, als daß er sie erweckte, wobei er vielleicht an das Sprüchwort der Franzosen dachte: Il ne faut pas éveiller chat, qui dort. [3] Er glaubte seinen

[1] Um der allgemeinen Geschichte (Weltgeschichte) zu dienen. — [2] Instrument, um die Leier zu schlagen. (Diese Darstellung in den ägyptischen Denkmalen ist offenbar eine Karikatur [Katzenmusik]). — [3] Man muß keine Katze wecken, welche schläft.

Freund Abderham nicht besser ehren zu können, als durch den Namen Abuhareira, d. h. Vater der Katzen. Wenn Jemand im Palaste der alten Könige von Wales eine Katze tödtete, so mußte so viel Waizen geliefert werden, als nöthig war, um die am Schwanze emporgehobene Bestie damit zu bedecken. Unsere alten Schwaben führten in ihrem Banner eine Katze, und der Name Hessen kommt von Katte (Katzenellenbogen). Wie kommt es, daß das Thier in keinem Wirthsschilde ist? Es wäre eine Anmahnung zur Reinlichkeit. Die Hausfrauen pflegen zu sagen, wenn sich die Katze putzt: „Wir bekommen Gäste." Auch könnte man von ihnen lernen, wenn sie satt sind, wie die Zunge die natürliche Serviette ist, und noch besser wäre, wenn eine leichtsinnige Frau das Katzensprüchwort beherzigte: „Wenn die Katze fort ist, tanzen die Mäuse auf dem Tische." In Nürnberg ist ein Wirthshaus zur Mausfalle; das ist ehrlich; größere und berühmte Gasthöfe ziehen andere Flaggen auf, und wenn wir keinen Gasthof zur Katze haben, so ist sicher nichts schuld als unser Sprüchwort: „Die Katze läßt das Mausen nicht!"

Ich kannte Matronen, die nichts weniger als Feen waren, aber ganze Zimmer mit Katzen füllten; sie machten ihnen auf dem Sopha die Cour, aßen mit ihnen aus einer Schüssel und schliefen mit ihnen in einem Bette; sie wuschen und badeten sie sorgfältiger als sich selbst. Mademoiselle de Pius († 1678) vermachte ihrer Katze eine Pension und verband ihre Erben, der Katze jede Woche eine Visite zu machen; das Gericht entschied den darüber entstandenen Prozeß zum Besten der Katzenpension, überhob aber die Erben der Katzenvisite. Alte Jungfern und alte Junggesellen mögen thun, was sie wollen; aber wenn eine Ehefrau mit Katzen und Mopsen sich umrammelt, so muß der Mann sehr gutmüthig sein, der bloß darüber sich lustig macht, wie der Franzmann:

Mon épouse tendre et cherie
Ne connait de sort plus doux,
Que de passer toute sa vie
Entre son chat et son époux.[1]

Wir haben indessen auch Katzenväter. Zu Padua sieht man das Gerippe der Lieblingskatze Petrarka's, und der Nürnberger Advokat Dr. Neufville hatte sechs Katzen, deren jeder er wöchentlich zwölf Kreuzer Kostgeld legirte, neben vierundzwanzig Gulden Holzgeld und seine alte Haushälterin erhielt nicht minder ein Legat, um die Katzen

[1] Meine Frau, voll Zärtlichkeit,
Kennt kein süßer Erdenloos,
Als zu theilen ihre Zeit
Zwischen Katz' und Ehgenoß.

zu pflegen. Noch weiter ging der berühmte Prediger Teller, der sechsundzwanzig Katzen hielt, und das Zeitzer Consistorium machte sich auch berühmt, daß es ihm auferlegte, sein Katzenheer auf die Hälfte zu reduciren. Man kann über solche Katzenväter lächeln; aber sie sind doch immer besser, als die Leute, die weiter nichts kennen und lieben als Geldkatzen, und nie heiterer sind, als wenn sie solche recht voll um den Bauch schlingen können.

Die Katze hat doch bei großen Charakterfehlern Reinlichkeit und Züchtigkeit; sie sucht ihren Unrath zu verbergen, und thut nur auf Dächern und Dachrinnen, was der Hund auf öffentlicher Straße zu thun sich nicht schämt. Es ist eine alte Tradition unter Katzen, daß einst ein verliebtes Kätzchen, erbost über einen Kater, der im geltenden Augenblicke einer Maus nachsprang, die eigene Begattungsmusik einführte, um alle Mäuse zu verscheuchen und allen solchen Unartigkeiten für die Zukunft vorzubeugen. — Katzen spielen eine Rolle in unserer Sprache noch heute, wie einst in Apotheken. Katzenleber sollte vorm Stein, Katzenhirn vor Schwindel, Katzenkoth vor Gicht, und Katzenblut vor fallender Sucht bewahren und heilen: vom letztern Mittel ließe sich etwa der Grund angeben, weil Katzen nie fallen. Unsern Umgang mit Katzen beweisen die Redensarten: wie Hunde und Katzen leben; wie eine Katze um den heißen Brei gehen; bei Nacht sind alle Katzen grau; er geht davon, wie die Katze vom Taubenschlag; die Katze im Sack kaufen, der Katze die Schelle anhängen; und, was Adelung nicht gekannt zu haben scheint: sie hat die Katze darüber gelassen. Läßt denn die Katze je das Mausen?

Der Fall wäre möglich, daß manche meiner Aeußerungen dem schönen Geschlechte sehr ungalant erscheinen möchten, ich will daher meinen Katzenartikel mit einer Stelle aus Meister Melange's schließen: „Die Katze weiß die rechte Mittelstraße zwischen Unabhängigkeit und Sklaverei zu treffen; ihre Schlauheit und Abneigung gegen den getreuen Hund, die Bosheit und Härte, mit der sie ihre Beute behandelt, ihr Geschmack an allen Genüssen des Luxus, ihre Vorliebe für hohe Stellen und Plätze, ihre Gabe, sich beim stärksten Fall wieder auf die Füße zu stellen, als ob nichts vorgefallen, ihr Mißtrauen und ihre Zurückhaltung, ihre Gleichgültigkeit gegen die Menschen &c. sind Beweise, daß Katzen schon einmal auf der Welt gewesen sein müssen, vielleicht im grauen Alterthum als Höflinge."

Das Geschichtchen, daß eine Katze den Prediger Mariette im Schlaf erwürgt haben soll, weil er sie, da Gesellschaft kam, nöthigte,

am Katzentischchen zu speisen, scheint mir verdächtig; aber wahr ist, daß sie schon manches schlummernde Kind erdrückt und vom Ofenloch und Herde glühende Kohlen an gefährliche Orte gebracht und Feuersbrünste veranlaßt haben. Es bleibt immer räthlich, vor diesem schmeichelnden, aber heimtückischen Thiere sich zu hüten, vor seinem Schnurren, wie vor seinen Krallen, vor seinem Vornelecken und Hintenkratzen. Letzteres könnte aus Zerstreuung geschehen, und ihre pattes de velours [1] wären noch immer besser als die unsrigen, da wirklich Krallen vorhanden sind; aber die alte römische Grabschrift predigt Vorsicht:

Hospes, disce novum mortis genus: improba felis,
Dum trahitur, digitum mordet et intereo! [2]

Also, greifet nichts beim Schwanze an, am allerwenigsten bösartige Katzen, sie sind so schlimm als die todten Katzen, die man in den Bleigruben nennt: Hüttenkatzen.

Mit den Katzen schließt sich, nächst dem Rind- und Schafvieh, den Ziegen und Schweinen die Reihe unserer gewöhnlichen Hausthiere mit vier Füßen; in anderen Erdstrichen gehören aber noch das Kameel und der Elephant, das Rennthier und Lama zu den Hausthieren. Eine schöne Rindvieh- und Schafheerde erfreut den Landwirth so sehr, als die Großen ein schöner Wildstand oder Marstall, und ist nützlicher, so wie der Milchmelker besser ist als der Ohren- und Beutelmelker. Einige Ziegen machen oft die ganze Nahrung und Unterhaltung armer Leute, und wie viel Spaß macht ihnen der Bock? Das Rindvieh ist und bleibt die Stütze des Landbaues, folglich des sichersten Reichthums der Staaten, und lohnt mit weit mehr als dem bloßen Felle; mit Recht wird des Landmanns Wohlstand nach seinem Viehstand berechnet, wie in Lappland und Arabien. Er hat so und so viel Pferde und Kameele! so und so viel Rennthiere! — Die Schafschur ist in Spanien und England ein Volksfest wie bei uns Heu-, Frucht- und Weinernte.

Nicht gewöhnliche, aber vormals nicht seltene Hausthiere unter uns, in der höheren Welt nämlich, waren Affen, die der gemeine Mann nur kennen lernt, wenn ein Bären- oder Kameelführer, die auch seltener geworden sind, in's Dorf kommt, der diese Thiere tanzen und einen Affen nebst dem kühnsten Dorfjungen darauf reiten läßt,

[1] Sammetpfötchen.

[2] Fremdling, vernimm eine neue Gestalt des Todes. Ein Kater,
Boshaft, als ich ihn zog, biß mir den Finger — ich starb.

wo denn der Affe nie ermangelt, den Jungen zu lausen, zum unauslöschlichen Gelächter der Gaffer. Das Merkwürdigste zu Stuttgart war für den Bauern die Affensammlung des Königs; sie war in ihrer Art merkwürdig, denn sie war vollständiger als die im Jardin des Plantes zu Paris. In manchen ländlichen Wohnungen findet man eine Art einheimischer Affen, den Baummarder, der auch für unsere Zibethkatze gelten kann, denn er riecht nach Moschus; und so unterhält auch das leicht zu befriedigende Landvolk der Igel, der als Feind der Mäuse und Schaben gehalten wird, und durch sein Zusammenrollen, gleich dem Stachelschweine, oder in einem Kampfe mit dem Pudel Spaß macht.

Holland versah früher deutsche Häuser mit Affen und Papageien; dafür gingen Deutsche in holländische Soldatendienste, waren gut bezahlt und meist schußfrei; diese Mode hat sich verloren. Der witzige Galiani hielt sich noch einen Affen und wußte alle seine Streiche zu bemänteln; zerbrach er die Lampe auf der Treppe, so daß sich das Oel über den Gesandten ausgoß, so hatte der Affe Beobachtungen über die Oscillationen des Pendels anstellen wollen; warf er eine schöne Schüssel zum Fenster hinaus, so machte er Betrachtungen über die Schwere, und erbrach er gar Briefe, so sah Galiani Anlagen in ihm zum Legationssekretär; aber endlich schaffte er ihn selbst fort, da er einst ihm, der mit einem Mädchen auf dem Sopha beschäftigt war, von gleicher Pavianslust erhitzt, auf den Rücken sprang.

In den tropischen Ländern gibt die Affenwelt den Eingeborenen so viele Unterhaltung, als bei uns die Menschenwelt dem Denker und Demokrit; die Affen sind aber gefürchteter als die reißendsten Thiere, gerade wie bei uns Raupen und gewisse Würmer; denn sie verursachen in Kornfeldern und Fruchtgärten den größten Schaden. In Brasilien versammeln sich die schwarzen Brüllaffen jeden Morgen und Abend; einer fängt von einer erhabenen Stelle an zu schreien, die andern horchen aufmerksam zu, endlich schreien sie mit; dann hören sie wieder zu und gehen endlich auseinander, daher sie recht profanerweise Predigeraffen heißen. Labat weiß von einem Affen seines Collegen, der diesem einst in die Kirche nachfolgte, sich auf den Kanzeldeckel setzte und alle Bewegungen seines Herrn nachmachte; man lachte, der Missionar ward böse; die Pantomimen des Affen wurden nun noch heftiger, man lachte noch mehr, und endlich wurde der Prediger den Affen gewahr, mußte mitlachen und sprach Amen!

Zu Cairo holte ein Geier Fleisch aus einem Topfe; der Haus-

affe bemerkte solches, legte sich in den Topf, den Hintern oben an, und als der Geier den rothen Affenhintern für seine Speise ansah, biß ihm der Affe den Kopf ab, brachte solchen seinem Herrn und zeigte ihm die List, deren er sich bedient habe. Bonnets Affe, dem dieser einmal bei einer Krankheit ein Klystier gab, reichte nun, so wie er sich unpaß fand, jedem seinen Hintern dar. Gleich komisch sind die Känguruh mit ihren lächerlichen Sprüngen, da ihre Hinterfüße gerade noch einmal so lang sind als die Vorderfüße, vorzüglich wenn ihre Jungen aus dem Beutel gucken oder bei zu argen Sprüngen der Mama wohl gar aus dem Beutel fallen. Wir können diese Thiere nur in Menagerien studiren, und so stand ich denn sehr oft in der Menagerie des Königs Friedrich I. von Württemberg, und sie vertrieben mir die Langweile besser als die ersten Komiker des Theaters.

Wahrscheinlich führten die Bestien in den Wappen in die Versuchung, solche auch in natura zu besitzen; so wie Genf seine Adler, Bern seine Bären ꝛc. hielt, legten die Großen Menagerien an, die wahre Thierlazarethe sind, wo die armen Thiere unter fremdem Klima, beraubt ihrer Freiheit, langsam dahin welken und unser Mitleid erregen, den Jammer der Finanzkammer nicht einmal im Auge. Indessen haben wir in Europa auch wilde Affen; die ältesten Bewohner von Calpe oder Gibraltar sind Affen, die oft auf die Arbeiter Steine werfen und, eingefangen, die Spanier und Portugiesen ablausen müssen. Sinesen reizen die Affen mit Steinen so lange, bis sie mit den Theestauden auf ihren oft unzugänglichen Gebirgen antworten, wie man es eben haben will; und so benutzen auch die Hindu's ihren Nachahmungstrieb zum Pfeffer- und Cocosnüssesammeln, so daß sie ihnen das sind, was Grönländern und Esquimaux der Seehund, oder dem Südamerikaner seine Lama's und Vigognes (die vielleicht künftige Jahrhunderte auf den Pyrenäen und Alpen sehen) und dem tiefern Süden der Brodbaum. So werden die Affen verleitet durch List, um doch einigermaßen nützlich zu sein; und haben wir nicht auch solche Affen? Der Indier verehrt sie fast göttlich, legt Nahrungsmittel für sie hin auf die Dächer seiner Häuser, und sie sind so an diese égards [1] gewöhnt, daß sie im Unterlassungsfall im Zorn die Häuser abdecken; auch solche Affen haben wir.

Die Affen, sonst Meerkatzen genannt, sind die geborenen Mimiker und Possenreißer der Thierwelt; daher haben sie so viele Liebhaber; und Menschenköpfe, je näher die Träger an das Thier grenzen, sind

[1] Aufmerksamkeiten.

desto ähnlicher den Affenköpfen: hervorragende Kiefer und zurückgeschobene Stirne und Schädel, platte Nasen und aufgeworfene Lippen. Nach dem Menschen hat der Affe das meiste Gehirn, und verhältnißmäßig der Sperling. Der Affe gefällt, weil er klein, artig und komisch ist; der schwerfällige Elephant voll Verstand mißfällt, und so geht es oft dem Deutschen. Komikern verzeiht man Vieles, und so denn auch dem Affen seine Nascherei und Raubgierde, seinen Leichtsinn und seine Bösartigkeit; in Freiheit springt er auf denselben Baum, wo sein Erbfeind, die Schlange, lauert, hin und her über sie weg, und im Hausstande ist er schon mit Kindern im Arme auf die Dächer gesprungen; man lacht nur, wenn er im Jähzorn Zähne und Hintern zeigt, ja wohl gar mit seinem Unrathe nach uns wirft; und seine freche Wollust und Unfähigkeit zu Allem, was gut und nützlich ist, geht weit. Nun, vielleicht werden in spätern Zeiten auch Affen zur Raison gebracht und dienen dem Menschen, wie ihm andere Thiere dienen; und recht gut könnte man sie zu Diensten des Menschen gebrauchen und abrichten, die, von einem Menschen einem andern Menschen geleistet, unter der Würde der Menschheit sind. Wie schön wäre es, wenn sie zu Dienstboten abgerichtet würden, denn sie könnten nichts ausplaudern!

Der Orangutang ruft unter allen Affen am meisten dem Menschen, der sich zum Ebenbilde Gottes macht, zu: Ecce homo![1] Nichts fehlt ihm als die Sprache; aber wie gut! Wir müßten stets rufen: „Es wird mir wehe, sowie ihm das Maul aufgeht!“ Menschentöne und Affengedanken können wir genug ohne sie hören. Ein Orangutang zu Paris bewillkommte Gäste mit einem Händedruck, umarmte Bekannte, nahm bei Tische eine Serviette um, schenkte sich und andern ein und ging mit Sprechenden im Zimmer auf und ab, als ob er mitspräche. Der Affe paßt ganz zum Symbol der Unverschämtheit, wie der Neugierigkeit; er macht den Weibern der Wilden die Cour und wird gefangen, wenn er sich mit hingestelltem Leimwasser wäscht oder berauschendes Getränke aussauft und in gepichte Steifstiefel fährt; ja in Ostindien drängen sie sich, wenn sich ein Alligator sehen läßt, auf die äußersten Zweige und purzeln so dem Raubthiere in den Rachen. Den Affen fehlt nichts als unsere Sprache und Kleidung, um Menschen zu sein, und gar vielen unserer Zieraffen, lüsternen Affen und Maulaffen nichts als der Affenpelz.

Unsere einheimischen Affen sind die Eichhörnchen, dann die Ziegen

[1] Siehe da, ein Mensch!

und Kätzchen. Die Freunde der Haselnüsse können ihre Eichhörnchen zu lebendigen Nußknackern abrichten und auch zur Prüfung der Nüsse, denn nie wählen sie taube Nüsse zu ihrem Vorrathe; sie sind große Musikfreunde, tanzen auch, zumal, wenn sie gepaart sind, und zwar nach dem Takt, den sie mit den Füßen angeben, trotz einem Musikdirektor, beißen aber auch gerne in die Finger; Liebhaberei verträgt Alles, also auch das und ihren Geruch, der denen von weißen Mäusen nichts nachgibt, die unsere Kakerlacken oder weißen Neger sind. Solche Liebhaber könnten sich auch eine zahme Ratte mit einer angehängten Schelle halten, die alle andern Ratten und Mäuse vertreiben soll. Sinesen richten auch Ratten zum Tanze ab, und wer will sagen, daß Mäuse nicht noch zu einem höheren Ansehen gelangen werden, wenn Christen so klug werden, als Zigeuner und Katzen bereits sind? Mäuse sind gewiß kein schlechtes Ragout, und Kürschner und Gerber bekümmern sich vielleicht noch um ihre Felle so gut, als um die der Maulwürfe.

Die Liebhaberei verfällt auf die sonderbarsten Dinge: sie hat schon Hasen abgerichtet, Pfötchen zu geben, wie Hündchen, mit Hunden zu leben, zu trommeln und Pistolen abzufeuern. Die komischste Situation ist wohl im Freien, wenn zwei tüchtige Rammler sich um ein Weibchen herumschlagen; sie geben sich mit den Vorderpfoten solche Ohrfeigen, daß man deren Schall auf mehrere hundert Schritte hört. Unter Menschen schlagen sich auch oft zwei Männchen um ein Weibchen, und ebenso laut, nur mit dem Unterschied, daß das Weibchen oft die Häsin nicht werth ist, und sie, wenn sie einmal auf dem Hintern sitzen, auch darauf sitzen bleiben.

Füchse an Ketten haben ihre Liebhaber so gut als Kettenhunde; das Prellen der Füchse ist aber doch, außerhalb der Universitäten, wo der Sitz der Antiquität ist, außer Mode gekommen; und ich hoffe gleiches von der Fuchslunge gegen Lungensucht. Die Spanierinnen tragen Meerschweinchen wie Schooßhündchen auf den Armen, eine Art Halbkaninchen, die aber noch größere Rammler sind als die ganzen Kaninchen, Hasen und Mäuse, die gar mit fünf bis sechs Jungen der Welt monatlich aufwarten. Kaninchen können durch ihre Fruchtbarkeit zur Landplage werden, wie auf den balearischen Inseln; denn ein Paar kann sich binnen vier Jahren vermehren auf 1,274,840 werthe Nachkömmlinge, wie Pennant rechnet. Ein Paar Seidenhasen spielen eine wichtige Rolle in meinen Erinnerungen aus der Knabenzeit, und so auch die Murmelthiere der armen kleinen Savoyarden, die sie

[illegible]aren, die aber durch ihre eigene lustige Person oft mehr belustigen als ihr Thierchen, das sie nähren muß, was bei Polacken der Fall nicht ist. Sie klettern, wie Savoyarden im Kamin, die den Parisern so viel Spaß machen und mich mit ihrer Genügsamkeit erfreuten; ein paar Sous gewonnen, und sie schlafen comme des marmottes. [1]

Unter allen unsern Hausthieren steht der unreinliche, dicke und dumme Grunzer, der sich bis zu sechshundert Pfund veredelt oder bespeckt, oben an, das Schwein, das auch in Familien sich findet, wo sonst kein Vierfüßler zu finden ist, denn sein Tod gewährt Familienfeste, Metzelsuppen genannt; daher steht der Grunzer in Achtung, und sein Feind, der Jude, in Verachtung, der das Schwein Davaz Acher, etwas Anderes, nennt. Die Liebhaberei am Schwein geht also zunächst bloß dessen Fleisch an, ist Symbol der Mastung; aber ich kannte einen Deutschordensritter, der aus reiner Liebhaberei ein Schwein hielt, abgerichtet zum Trüffelsuchen, was man gelten lassen muß. Aber welche sonderbare Liebhaberei war die von Louis XI., der in einer Krankheit zu seiner Zerstreuung Ferkel vor sich tanzen ließ nach dem Dudelsack, gekleidet nach der neuesten Mode, und sich gesund lachen konnte?

In Südamerika hat selbst der mißgestaltete Tapir, den man den Elephanten Amerika's genannt hat, seine Liebhaber; er läßt sich zähmen und mit sich spielen, findet sich bei Tische ein, erinnert mit seinem Rüssel, daß man ihm auch etwas mittheile, holt es wohl selbst vom Buffet, reibt sich an den Tischen und Bänken und läßt nicht selten zur schuldigen Danksagung etwas fallen in der Manier der Schweine. Wir essen vorzugsweise Schweine, so unrein sie auch sind, und verschmähen Pferde- und Hundefleisch; Hasenbraten kommen nur auf die Tafeln der Wohlhabenden; der Türke würde eher hungern, als Hasenbraten essen, und der Zigeuner speist gebratene Katzen, Ratten und Mäuse so gerne als Hasen; so steht es mit den Liebhabereien! Indessen haben Juden Schinken und Würste schätzen gelernt, so werden es auch noch die Osmanli lernen, und wir vielleicht auch noch jene verschmähten Pferde- und Hundebraten, die sicher gesünder und weniger gefährlich wären als Blutwürste; Schweineblut taugte besser zum Berlinerblau und zum Dünger. Das Leben des Schweines ist ein Symbol der Ruhe oder Requies, und sein Tod ein Gaudeamus igitur, [2] eine Metzelsuppe. Der feinere Norde spricht von Schlachten, das erinnert aber an Menschenschlachten!

[1] Wie Murmelthiere. — [2] Freuen wir uns also (Anfang eines alten und bekannten Liedes).

XXIII.

Die Vögel.

Die Vögel, diese Sinnbilder der Freiheit, Munterkeit und eines frohen Lebensgenusses, diese lebendigen Luftbälle, die weder Alpen noch Meere, noch Wüsten in ihrem Fluge hemmen, und die spottend des herannahenden Winters dem blühenden Frühling jubelnd nachziehen können von einem Land in das andere, ohne Polizei, Postmeister und Gastwirthe zu belästigen, sind wohl die unschädlichsten aller Liebhabereien an Thieren, denn das leichte, frohe Völkchen bedarf wenig und hat nicht einmal nöthig zu pissen. Sie zählen nicht eine einzige giftige Schwester, und sind da noch unschuldig, wenn sie, wie z. B. der Rabe, nach den Augen hacken, denn sie lieben das Glänzende und sehen schöne, schwarze Augen der Kinder wahrscheinlich für Beeren an. Keine Thierart scheint mehr Liebe und Zutrauen zum Menschen zu haben als die Vögel, und erst bittere Erfahrungen haben sie schüchterner und vorsichtiger gemacht.

Buffon — ich sage nicht Graf Buffon, weil wir so viele Grafen haben — zählt zweihundert Arten Vierfüßler, aber gegen zweitausend Arten Vögel, und unter diesen steht die Nachtigall oben an. Vögel sind unsere Kammersänger; sie aber ist die Sängerin der Natur, ohne die sich kein schöner Frühlingsabend und kein erstes Maifest denken läßt, daher die Nachtigallenfänger wohl fünf Gulden Strafe, jedoch wieder eine Entschuldigung verdienen, denn die Nachtigall singt im Freien nur zehn Wochen, im Käfig aber so viele Monate, und zwar süßer noch und geregelter. Von einfacher Farbe und schlichtem Aeußern zieht sie sich, gleich dem Verdienst, an ein dunkles, stilles Plätzchen zurück und erfüllt die ganze Flur mit ihren Harmonien und sitzt, wie die Dichter, gerne im Grünen, im Schatten und am murmelnden Silberbach. Sie singt kürzere Zeit als andere Vögel, denn das Schönste und Vollendetste darf nie entweiht und gemein werden, damit wir es desto mehr schätzen lernen. Alle anderen Vögel pfeifen nur, die Nachtigall allein singt, und nach ihr allenfalls noch die Singdrossel, die daher auch Turdus musicus heißt. Man sollte es kaum glauben, daß im rohen Mittelalter ein Lehenspflichtiger der

Burg Bürglitz in Böhmen, so oft die Königin im Wochenbett lag, alle Nachtigallen zusammenjagen mußte unter ihre Fenster!

Vielen tausend Einsamen sind Vögel ihre einzige Freude, und der Dichter Denis, der, wie alle Einsame, gerne Vögel um sich hatte und die Natur liebte, nannte sie „irdische Engelbilder;" aber nichts geht über ein Nachtigallenconcert da, wo sie recht dick im Dickicht bei einander wetteifernd sitzen, und solchen Concerten bin ich oft Stunden weit entgegen gegangen. Fast in allen Sprachen hat dieser Göttervogel seinen Namen von Nacht und Gall (gällen, singen), altdeutsch Nahtegaal, englisch Nightingale, dänisch Nattergal, schwedisch Näcktergal, selbst das griechische φιλομέλη und das lateinische Luscinia (lux und canere) deutet auf ihren Gesang, nur nicht recht das italienische Rossignuolo und das französische Rossignol, und das Ruiseñor der Spanier,[1] die jedoch auch Filomela haben. Warum sagen wir Deutsche doch die Nachtigall? Es ist ein Er, im geraden Gegentheil mit unserm Geschlecht, der so galant ist, der Sie mit Gesang aufzuwarten, während sie über den Eiern sitzt. In Prosa kann man nichts Schöneres von ihr sagen, als was Buffon sagt, und in Poesie, was Marino in seinem Adone c. VII.; mir gefällt aber noch mehr unser Luther, der Musik liebte, gerne bei Tische sang, öfters kleine Concerte gab, die Laute trefflich spielte und seine gemüthlichen Lieder selbst in Musik setzte; er sagt in seinem Gedicht Frau Musika:

Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein,
Voran die liebe Nachtigall
Macht Alles fröhlich überall,
Sie ist die rechte Sängerin,
Der Musika ein' Meisterin!

Die Vögel waren den Alten wichtiger als uns, bei ihren Augurien- und Auspizienpossen, die wir kaum recht begreifen. Euripides nennt die Vögel „Herolde der Götter," und schon recht meisterhaft schildert Plinius die Nachtigall; (H. N. X, 43), Agrippina hatte für eine Nachtigall sechs Sestertien gezahlt = dreihundert Thaler. Die Adler, Schwane, Tauben rc. waren glückliche Vögel, aber Habichte, Geier, Raben, Eulen, Krähen, Schwalben rc. weissagten Unglück, und etwas von diesem Aberglauben hat sich im Volk erhalten. Das Krähen des Hahnes war glücklich, das der Henne unglücklich, und so auch der Eber und der Hase; Schlangen waren höchst bedeutend, und

[1] Die Gesangliebende. — Die Sängerin des Morgens. — Das französische, italienische und spanische Wort ist eine Verdrehung von Lusciniola.

selbst Insekten, wie Ameisen, Bienen, Heuschrecken ꝛc. Die Vögel mußten Alles wissen, vermuthlich weil sie so viel herumstreichen und dem Himmel näher sind. Ihr berühmter Pelikan ist bei uns zur Kropfgans geworden, sowie der Paradiesvogel wie andere Vögel nichts mehr vom Paradiese weiß, sich wie andere fortzubringen suchen muß, dafür aber wieder seine Füße erhalten hat. Der Ibis war als Schlangentödter den Aegyptern heilig, ihre Grabmäler tragen sein Bild, und er wurde als Mumie beigesetzt wie ein König. Der allerberühmteste Vogel der Alten ist jedoch der Phönix, den man aber nirgendswo zu sehen bekam, als im Hohenlohischen Wappen und im Phönixorden. Die Mythe von seiner Verbrennung, eine hohe Flamme, paßte zu dem Namen Hohenlohe, und selbst seine Verborgenheit; denn den Orden wenigstens kennt Niemand als nur die Ritter desselben, so berühmt auch der Name Hohenlohe mit Recht ist, noch berühmter durch die Légion de Hohenlohe, die kein Franzose recht aussprechen kann.

Und wie berühmt ist der Adler! Er führt den Königstitel, König der Vögel, so wenig er sich auch um sie kümmert; der Adler trug die Blitze Jupiters, die alten römischen Kaiser flogen vom Scheiterhaufen gen Himmel als Adler, der Adler war das Feldzeichen Napoleons, wie Cäsars; der schwarze Adler Friedrichs mit einem Kopfe galt unendlich mehr, als der goldene Adler deutscher Kaiser mit zwei Köpfen; er prangt in vielen Wappen und Ordenszeichen, und ist er nicht das Sinnbild des Genies, das zur Sonne auffliegt? War nicht die Medaille, die Königsberg bei Friedrichs Thronbesteigung schlagen ließ, auf der einen Seite des Königs Bildniß und auf der Rückseite die Stadt und ein über ihr schwebender Adler mit der herrlichen Inschrift, die keine grobe, leere Schmeichelei war, sondern sich als Wahrheit bestätigte: Rex Natura. [1]?

Die Vögel haben, nebst der Gabe des Gesanges und der Belebung und Verschönerung der Natur, die Polizei der Insekten, selbst der Amphibien und Gewürme und des Aases, daher ihnen zunächst die dankbaren Völker des Alterthums Altäre und Denkmäler errichteten. Viele Vögel pflanzen sogar; manche wilde Ente hat schon Teiche fischreich gemacht, und manche Möve wüste, dürre Inseln bepflanzt. Unverletzlich und heilig waren dem Aegypter der Ibis, dem Holländer der Storch, dem Syrer die Taube, dem Britten der Rabe, dem Pennsylvanier die Krähe. Wer Ohren und Herz hat, sollte wenigstens

[1] Ein geborner König.

Nachtigallen und Grasmücken gegen Muthwillen schützen. Unverletzlich und heilig sind gar viele Stubenvögel, die, wie Lieblingshunde und Lieblingskatzen, treiben dürfen, was sie wollen. Jenes Rothkehlchen flog Mittags auf den Tisch und langte sich selbst, was es wollte; einst setzte es sich mitten in einen Hirsebrei und ließ etwas fallen; die Frau holte es stillschweigend mit dem Löffel heraus, und der Mann sagte: „Sieh, Frau, wie Du bist! Deinem Rothkehlchen geht Alles hin, hätte ich's aber gethan, welcher Teufelslärm!“

Vögel sind die größten, scharfsinnigsten und schnellsten Reisenden, die ich beneide. Zugvögel sind wie der Wind; noch heute weiß man von beiden so eigentlich nicht, woher sie kommen, und wohin sie gehen. In acht Tagen langen unsere Schwalben unter der Linie an, und die Möven machen Spazierflüge von hundert Meilen in einem Tage, was der schnellste Engländer wohl muß bleiben lassen. Der Bischof von Ostia soll von den Wachtelzügen viertausend Dukaten Einkommen haben, und dafür kann er sich wohl „Wachtelbischof“ schimpfen lassen. Schwalben, Störche, Schneegänse ꝛc. finden nach einer Reise von mehr als tausend Meilen ihr einsames Dörfchen oder die Mühle wieder, wo sie ihr Nest im verflossenen Sommer hatten, was wohl den meisten Menschen ohne Nachfrage schwer fallen sollte. Doch warum sie beneiden? der Mensch, was ist er anders als ein Zugvogel und Wanderer zum Grabe?

Die Vögel haben ihre Bastarde wie wir, und der Großsultan Hahn fällt oft über andere Hähne her, über Enten und Kapaunen; der Kuckuk lebt sogar ganz nach der Mode und legt seine Eier in fremde Nester, und ruft echt egoistisch immer nur seinen Namen, wie der Hocco Südamerika's. Wir haben gelehrte und ungelehrte Vögel, und zu den ersten gehören zunächst die Sperlinge der canarischen Inseln, jetzt so einheimisch als unsere Finken, mit denen sie so gerne Mésalliances schließen; sie haben auch Ansprüche auf Gelehrsamkeit, denn ihr Gehirn macht den vierzehnten Theil ihres ganzen Körpers aus. Die indischen Sperlinge, die Bengali, die Reis- und Maisdiebe sind weniger gemein und nur in höheren Sphären, wo man aber sicher unsern schönen Stieglitz oder Distelfinken noch theuerer bezahlen würde, wenn er nicht einheimisch wäre. In Tirol und auf dem Schwarzwalde werden die bei uns veredelten Canarien zu Tausenden bis Constantinopel und Petersburg gebracht, das Stück zu elf bis zwanzig Gulden. Wenn wir sie blos singen ließen, könnten diese angenehmen Vögel sich zufrieden geben; aber sie müssen ihr Brot oft

weit saurer verdienen, müssen lernen sich todt stellen, tanzen, Verbeugungen machen, kleine Kanonen abfeuern, exerciren, ihren Trank in einem kleinen Eimer in die Höhe ziehen, Karten spielen oder Namen mit Buchstaben zusammen setzen. Wenn Kinder diese armen Gefangenen zu füttern haben, müssen sie oft hungern, und dann kommen noch erwachsene Barbaren und blenden sie gar, weil sie dann stärker schlagen.

Die Schwalben sind sehr glücklich, so oft sie sich auch in die Häuser und Zimmer verirren, denn sie gelten für heilige Vögel, weil sie schwarz und weiß gekleidet sind; aber die armen Sperlinge? Wie viele haben nicht schon mit Papierkragen und einer wahren Dornenkrone, die ihnen gedankenlose Jugend mit heißem Siegellack festmacht, herumfliegen müssen? Glücklich die Jungen, die ausgenommen, d. h. dem Neste geraubt werden, um zur leckern Speise zu dienen! Die Canarienvögel gewährten einst vorzüglich Klösterlingen ungemeines Vergnügen, am meisten den Nonnen, die sie für ihr Leben gerne hecken sehen; sie singen das ganze Jahr, die Zeit der Mause ausgenommen, was die Nachtigall bleiben läßt, und sie singen die Melodien, nicht die sie wollen, sondern die wir wollen, und sie gelehrt haben. In unseren Zeiten litten sie viel durch die Continentalsperre, soviel als unsere Kaffee-, Thee- und Zuckerschwestern: sie bekamen keinen Zucker mehr, und doch konnten sie am ersten noch ihr Certificat d'origine [1] beibringen.

Der Papagei, der Affe des Vogelreiches, dessen Namen Aldrovandus von Papa-gallus ableitet, der Papst unter den Vögeln, war eine der ersten Colonialwaaren, die aber ziemlich außer Mode gekommen ist, seit die jungen Herren die Papageien der Damen machen. Sie verstehen nichts besser als das Lachen, ahmen die Stimmen trefflich nach und sind so eifersüchtig, daß einst ein Papagei sogar den Barbier mißhandelte, der seinen Herrn einseifte. Nicht einmal von Staatsgeheimnissen durfte man vor ihnen sprechen; der Papagei der Königin Katharina I. verrieth den Plan auf Persien: Niemand war zugegen als Peter und Menzikoff; aber der Vogel rief öfters: „Ei Persi pudiom, wir gehen nach Persien," was sich die Berathschlagenden oft wiederholt haben mochten. Ein Papagei, der lange mit einem alten Kranken lebte, lernte die Worte: je suis malade, und auf die Frage: Qu'as tu donc? legte er sich nieder und rief: je suis malade. [2] — Ein anderer, der viel im Garten sich aufhielt, hörte die Arbeiter öfters beim Weggehen zum Gärtner sagen: „Herr Stock, wir gehen;"

[1] Ihr Ursprungszeugniß. — [2] Ich bin krank. — Was hast du denn? — Ich bin krank.

ein Kater ergriff ihn einst; er schrie: „Herr Stock, wir gehen," und so wurde er von Herrn Stock gerettet. Es hat Papageien gegeben, welche die ganze Litanei hersagen konnten; Litanei und Papagei reimt sich auch; und Buffon erzählt von einem, der auf die Anrede: Riez, Perroquet, riez! wirklich lachte und dann hinzufügte: Oh le sot, qui me fait rire![1] Keine Sprache lernen sie besser als die französische; gegenwärtig aber sollen sie sich viele Mühe geben, Englisch einzustudiren und auch etwas Russisch.

Papageien gehören der höheren Welt an, die niedere begnügt sich mit Amseln, Wachteln, Staaren, Raben 2c. Man hört wenig Amseln mehr, die Choräle singen: „Wach auf mein Herz und singe 2c. In allen meinen Thaten 2c. Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c." Die Menschen selbst singen sie nicht mehr. Ein Bäcker Nachbar hält noch eine Wachtel und behauptet, sie singe: Sechs Paar Weck (es wäre möglich, daß der alten Wachtel die immer kleiner werdenden Wecken auffielen); ein Holzhacker aber behauptet, sie singe: Bück den Rück! Bück den Rück; der Herr Cantor machte aber seine Schüler aufmerksam auf ihr Dic cur hic! Dic cur hic,[2] und eine den Schlaf liebende Nachbarin hält es für sehr unverschämt, mit einem solchen gefiederten Tambour die ganze Nachbarschaft zu alarmiren; der Inhaber spricht, daß er eher Dank verdiene, ihr den Morgen ansagen zu lassen, ihre faulen Gesellen aufzuwecken und Musik zu verschaffen auf seine Kosten, und mich veranlaßt diese Wachtel zu erbaulichen Betrachtungen über die Verschiedenheit der Meinungen unter den Menschen.

Solche gelehrte Vögel liebte ein nicht besonders gelehrter Prediger abzurichten, indem er ihnen, nicht mit dem Flageoletchen, sondern mit seinem eigenen Munde Stunden lange das nämliche Stückchen vorpfeifen konnte, und es glückte ihm besser damit, als mit seinen Predigten, die auch immer dieselbe Leier waren. Einst machten ihn die Lobsprüche eines Höflings über dieses sein Talent so treuherzig, daß er nach der fürstlichen Tafel hinter einem Fenstervorhang ein besonders gepriesenes Stückchen der Umgebung vorpfiff in pontificalibus;[3] der Fürst verbannte den recht moralischen, aber unklugen geistlichen Pfeifer ein Vierteljahr lang von seiner Tafel. Jener Wiener Bürger, der seinen Staar „Vivat Alexander" gelehrt hatte, war glücklicher; Kaiser Franz ließ den Vogel heimlich in seines erhabenen

[1] Papagei lache. — O der Narr, der mich lachen macht! — [2] Sage, weßhalb bist du hier? — [3] Im geistlichen Ornat.

Freundes Zimmer bringen, und der Bürger wurde reichlich belohnt. Am besten belohnte sich ein Staar selbst, der seinem Herrn abgelernt hatte zu rufen: „Das ist ein verflicktes Ding!“ Die Magd Liesel, an der er oft bei gewissen Fällen durch sein bedeutendes Rufen: „Liesel! Liesel!“ zum Verräther geworden war, vernähte ihm den Steiß; der arme Matz wurde krank, der Herr streichelte ihn: „Was fehlt dem armen Matz?“ — „Liesel! Liesel! verflicktes Ding,“ rief Matz und war gerettet! Ein französischer Geistlicher soll sogar zwei Sperlingen die zehn Gebote beigebracht haben; der eine war der Vater, der andere der Sohn, und wenn dieser über des Vaters Futter herfiel: Tu ne voleras pas, und der Vater über den Sohn: Tu respecteras ton père et ta mère, [1] so war dies allerdings eine komische Scene.

Auf englischen Landsitzen findet man ganze Kolonien von Eulen, Raben und Elstern, warum nicht auch noch die Rohrdommel, die, den Schnabel im Sumpfe, noch ein weit melancholischeres Gekrächze macht, ja förmlich brüllt? Wahrscheinlich gaben die Eulen, diese Vorboten des Todes, Veranlassung zum wüthenden Jäger, und an wie vielen Geistermährchen mögen sie nicht schuld sein mit ihren glühenden Augen und ihrer schnarchenden Stimme? Wenn arbeitsame Menschen und friedliche Hausthiere sich dem süßen Schlaf überlassen, dann erwachen erst die Raubthiere, wie Mörder, Räuber, Diebe und liederliche Dirnen auch. Der Uhu hat viel Komisches selbst für Vögel, die ihn bei Tage verspotten, was sich Vogelfänger gemerkt haben auf Kosten der Freiheit dieser kleinen Spötter. Von Kauz und Käuzchen kommt auch unsere Redensart von einem einsamen Sonderling: „Es ist ein toller Kauz!“

Die Polen richten Kraniche zum Tanz ab, wie ihre Bären, und Italiener finden besonderen Spaß an Wachtelkämpfen, wie Britten an Hahnenkämpfen und dabei veranlaßten Wetten. Sinesen lieben die Feldheimchen oder Grillen, gleich den Alten, und unser gemeiner Mann Turtel- und Lachtauben; Schwalben sind ihm so heilig als Störche; jene nennt er Herrgottsvögel, weil sie geistlich gekleidet sind, und diese, denen manchmal ein Junges aus dem Neste purzelt, geben ja dem lieben Gott sogar den Zehnten, eine Idee, an der Ehrengeistlichkeit Antheil haben mag. Es sind fromme Vögel, nämlich die Schwalben und Störche. Der Holländer vergnügt sich an dem ungemein geselligen südamerikanischen Sumpfvogel, Trompete genannt,

[1] Du sollst nicht stehlen. — Du sollst Vater und Mutter ehren.

denn er gibt einen gewissen Ton von sich, nicht durch den Schnabel, sondern durch eine andere Oeffnung, und daher heißt er auch plattweg der Farzer.

Es gibt aber auch wieder Menschen, die, wenn Sperlinge, die sich freilich wie Mäuse und Ratten uns aufdrängen, frech wie alle Schmarotzer, nur einmal an ihren Kirschen sich vergreifen (der Hausmarder frißt oft weit mehr Kirschen) oder am Kornfelde, und ein Geier einmal ein Huhn geholt hat, alle Vögel zum Teufel wünschen, ohne ihr Fleisch, ihre Eier und Federn anzuschlagen. Verdienen die Sperlinge für die Millionen Insekten, die sie jährlich fortschaffen, nicht die kleine Besoldung von Kirschen und Körnern, die der liebe Gott ihnen gibt, wer verdiente noch Besoldung? — Das beste Mittel zur Verminderung ihrer Ueberzahl wäre wohl, Alt und Jung und ihre Eier zu speisen, und noch heute schmeckt mir ein solches Gericht von der Hand einer artigen Landpredigersfrau. Der Mensch sollte stets bedenken, daß er das größte aller Raubthiere ist, der gröbste Stoßvogel und unersättlichste Hühnergeier, der Hühner schon in den Eiern frißt; wer zählt die gesottenen, gebratenen und gebackenen Henkerl all, die bloß zu Wien verzehrt werden?

Merkwürdig bleibt mir der Eigensinn eines Schwalbenpaares, das durchaus in mein Bibliothekzimmer hecken wollte, und da ihr Nest nicht von Seide ist, und sie schon den Grund auf die Leiden der Ortenbergischen Familie[1] gelegt hatten, um Kotzebue noch mehr zu verunreinigen und andere Bücher, die bereits genug vom Buchbinder verkleistert waren, so war ich eben nicht gastfrei gegen sie; aber sie waren so unverschämt oder eigensinnig, daß ich meine Fenster verschlossen halten mußte. Mit den Sperlingen, die mir schon oft Unterhaltung gewährten, Morgens, wenn ich erwache, den Tag über, wenn ich sie vor Scheunen, wo gedroschen wird, beobachte, und dann, erst, wenn sie in officio sind, habe ich einst ein hübsches Mädchen, die über ihre Sommersprossen jammerte, vollkommen versöhnt, indem ich ihr zu warmem Spatzenkoth rieth, der wenigstens kein Unheil anrichten würde, wie der Schwalbenkoth bei Tobias. Mein Leibvogel unter den Vögeln, die nicht singen, ist der Storch, als Bote des Frühlings, der geschwinder ist als die Schwalbe, der auf dem Dache steht im Sturm und Ungewitter, und auf der Wiese herumschreitet, wie der tiefsinnigste Philosoph.

Die Tauben werden in Städten höchstens hie und da zum Ver-

[1] Titel eines Buches von Kotzebue.

gnügen, auf dem Lande aber um ihrer Fruchtbarkeit willen gehalten, und die Taubenvögte (Columbarii) oder rechte Liebhaber halten sie auf Anderer Unkosten und stehlen sie einander. Bei fortschreitender Kultur erhalten wir vielleicht auch noch die Brieftauben des Orients, was nicht bloß Verliebte längst wünschten, sondern auch Andere, die mit dem Posttarif unzufrieden sind, oder gar über Brieferbrechung zu klagen haben; — doch haben wir jetzt Telegraphen, die noch geschwinder sind und sicherer, denn der Habicht kann sie nicht wegfangen. Der erste bekannte Taubenvogt war Noah, der bereits seine Tauben nicht gehörig gefüttert zu haben scheint, weil sie ausblieben; weggefangen konnten sie nicht werden wie jetzt, wo man die Sündfluth längst nicht mehr vor Augen hat, was ebenso wenig für Diebstahl angesehen wird als das Bücherschießen.[1] Zu Plinius Zeit gab es schon Taubenvögte, die für ein schönes Paar dreißig Gulden zahlten. Feuergefährlich ist der Taubenmist, und wer überhaupt die Tauben recht beobachtet hat, die das Symbol der Sanftmuth, der Treue und Liebe sind, wird das bekannte dictum[2] nicht so ganz unterschreiben können:

Dat veniam corvis, vexat censura columbas![3]

Die Taube scheint früher Hausvogel geworden zu sein, als Henne und Gans; Moses spricht von letztern nichts, und auch bei Homer ist nur von Gänsen die Rede, aber nicht von Hennen. Jetzt gibt es eine Menge Spielarten für Liebhaber, von allen Farben; die schwarze Farbe soll gegen den Stoßvogel sichern; es gibt selbst Kropftauben, Bürzeltauben, Turteltauben; die Lachtaube darf ich am wenigsten vergessen; schwerlich aber gab es noch in einem deutschen Taubenschlage den Riesen unter den Tauben, die Kronentaube, die in Neu-Guinea zu Hause ist. Die Tauben sind sehr musikalisch, folglich auch sehr verliebt, folglich die Vögel der Venus; aber ihre Keuschheit ist nicht größer als ihre Sanftmuth — sie beißen sich oft herum; ihre Unkeuschheit ist aber doch fruchtbar, denn eine einzige Handlung kann nach vier Jahren 14,762 lebendige Folgen haben. Komisch sind ihre Galanterien, ehe sie zur Sache kommen, wahre Gegenfüßler der Spatzen, die aus der Schule des Mars sind, während jene lauter Siegwarte scheinen. Sie haben Galle, was man sonst läugnete, und manche ist schon der sanften Gesellschaft entflohen und Einsiedlerin und Wilde geworden. Keinem Vogel ist so viel Ehre widerfahren;

[1] Das Mitnehmen von Büchern, ohne die Absicht, sie zurückzugeben. — [2] Ausspruch.
[3] Man bestraft nur die Tauben, und schenkt Verzeihung den Raben.

denn die Taube ist Repräsentantin der dritten Person der Gottheit, und das ist nicht lächerlicher als das, daß manche Völker eben darum keine Tauben essen.

Die Vögel der Nacht, Raben, Dohlen, Krähen, Elstern, so neugierig, unverschämt, gefräßig und diebisch sie auch sind, gelten beim gemeinen Manne Vieles; sie lernen leicht Worte nachsprechen; der Rabe gilt schon was, weil er Elias in der Wüste nährte und wir sprechen auch: „So selten als ein weißer Rabe;" aber es gibt welche, wie es gute Menschen auch gibt. Wie kommt es aber, daß man nicht mehr Gebrauch macht von den schönen blauen Federn des Holzhähers, da der Paradiesvogel so ferne von uns ist als das Paradies? Manchen Dienstboten hat übrigens schon die Vorliebe dieser Vögel zu glänzenden Dingen, die sie gerne wegtragen, in Verdacht des Diebstahls gebracht; ja, sie haben schon Kindern in der Wiege ihre glänzenden Augen ausgehackt. Der Rabe schreit der Jugend: Cras, Cras, Cras (Morgen) zu, dem Alter aber Grab, Grab, Grab, und nichts hat mich oft mehr amüsirt, als eine Gesellschaft Rabendohlen oder Staaren, wenn sie sich voll Jubel mit Sonnenuntergang im Walde sammeln und ihr Casino halten. Raben und Dohlen heißen sonst Galgenvögel; seit Abschaffung dieser dreibeinigen Justizsäulen sind sie wieder zu ihrer alten Ehre gelangt. Den Kuckuk, diesen Boten des Frühlings, habe ich auch in mancher ländlichen Hütte gefunden, und daß auch er unter die Vögel des Aberglaubens gehöre, beweist unser Sprüchwort: „Das weiß der Kuckuk!"

Die Freude der Hausfrau machen aber Hühner, Gänse und Enten; und manche, wenn sie auch Kalekutten hält oder Wälsche, ist so stolz darauf, als ein Fürst auf seinen Marstall oder seine Schwanen im Teiche seines Parkes, und es ist auch nicht das Schlechteste, was Indien uns gegeben hat. Es gibt auch Kalekutten, die den Weibern förmlich die Cour machen, aber auch Hennen, Enten, Gänsen und Allem, was ihnen vorkommt, wie echte Kinder dieser Welt; sie sind das echte Symbol der Aufgeblasenheit wie der Dummheit; daher auch Gegenstand des Muthwillens der Jugend, welche mit der größten Freude (oft zu meinem Jammer) ihnen zuruft: „Kuter, Kuter, ich bin röther als du!" Perlhühner sind ein noch seltenerer Prunk, ihre Eier noch besser, und ihr Braten am allerbesten, es müßte denn sein, daß ich ihn so trefflich gefunden habe, weil man mir zu Gefallen den dummen, widrigen Schreier schlachtete. Gänse attachiren sich wie Hunde, und dumm sind auch nicht alle, so verschrieen sie auch sind;

ich sah selbst eine Gans, welche sich verspätet hatte, sich bemühen, den Riegel ihres Stalles mit dem Schnabel zurückzustoßen und ein Stückchen Brod, das ihr zu hart war, ins Wasser legen; und die wilden Gänse, sind sie nicht Propheten des Schnees, daher Schneegänse, die den Winter verkünden, wie der Sturmvogel den Sturm? Sie sind jähzornig und hassen das Licht, weil sie in der Finsterniß fetter werden, wie eine gewisse Klasse Menschen; aber ihre Brust und Flügelfedern haben eine narkotische Kraft, jene im Kopfkissen, diese in der Hand der Schreiber..., indessen erwischt doch die Gans unter allem Geflügel von dem Futter nur einen Bissen, während die Hühner schon ein Halbdutzend weg haben, und so mag man immer sprechen: „Es ist eine dumme Gans!" Die Neugierde und Höflichkeit, welche Gänse den Neuankommenden bezeugen, und die reichen Phrasen, die sie gegen Fremdlinge verschwenden, sind wahrhaft komisch anzusehen, und die geübteste Weltdame könnte sich nicht aufmerksamer benehmen. Wie kommt es, daß es schneeweiße Ganserte gibt, aber nur äußerst selten schneeweiße weibliche Gänse?

Es gibt Tausende, die sich das ganze Jahr um keine andern Vögel kümmern, als um Hühner, Gänse, Enten, Tauben ꝛc., wozu in der höhern Welt noch Kalekutten, Perlhühner, Fasanen, Schnepfen, Krametsvögel, Wachteln, Lerchen ꝛc. kommen. Heinrich IV. wünschte, daß seine Franzosen jeden Sonntag ein Huhn im Topfe haben möchten; in Oesterreich haben es recht Viele auch in der Woche, Eier und Hühnerbrühe nicht gerechnet, und ich halte mit; aber mit einigen Eiern ist mein Abendtisch auch gedeckt; das kann kein echter Wiener, und daher ist mir wichtig zu wissen, daß man die Hühner im Sommer mit Gerste oder schlechtem Weizen, im Winter aber mit gewärmtem Hafer und warmem Wasser sättigen soll, daß jede Henne ihr eigen Nest habe, weil sie dann leichter und lieber legt, und daß man jede ein Dutzend Eier legen lasse, ehe man eines wegnimmt; denn der Anblick vieler Eier macht sie eifriger, und dann kann man immer bloß 3 bis 4 Eier liegen lassen, und so hat man wohlfeilere Hühner und Eier. Damen kennen natürlich nur gebackene und gebratene Hühner und gesottene Eier, ohne sich um das Legen zu bekümmern; woher sollten sie wissen, daß ihre Pariser gants de peau de poule [1] aus Ziegenhaut sind? Carl II. hatte im Jamespark eine Enteninsel, worüber St. Evremond Gouverneur war, fütterte fast täglich seine Enten

[1] Wörtlich: Handschuhe von Hühnerhaut.

aus seinem Hute und erwiderte dem Pächter, der ihm sagte: „Sire! ich kann nicht sprechen, so lange Euer Majestät sich nicht bedecken;" — „o, sprich nur, meinen Hut habe ich bloß vor meinen Enten abgenommen."

Ein schöner Hühnerhof hat mir immer Unterhaltung gewährt, ohne daß ich zu den Männern gehörte, welche die Hühner auch füttern, ausgreifen, oder gar unter die, qui mènent les poules pisser; [1] jedoch macht solcher den Kopfarbeitern viel Jammer, denn man hört da oft lange nichts als „Pipperle, Pipp, Pipp, Pipp! Wakerl, Wak, Wak! Wuserl, Wus, Wus, Wus! und Lukerl, Luk, Luk, Luk!" Stets entschädigte mich wieder der Großsultan des Hühnerhofes, die Trompete des erwachenden Tages und der Trost schlafloser Nächte; aber schaden könnte es nichts, wenn er auch beim Bettgehen trompetete, Manchen und Manche aufmerksam machte, wie den heiligen Petrus, denn früh erschallt seine Trompete zu spät; der so häufig beneidete, entmannte, gemästete und gefressene Hahn, der jetzt wieder statt des räuberischen Adlers die alte Ehre genießt, Repräsentant der Gallier zu sein! Ich beobachtete einst einen, der binnen einer Stunde seinem Serail nicht weniger als sechs Besuche machte, zur Schande der Männer, beobachtete aber auch zwei Hennen, die eine zweite Aufwartung ablehnten, zur Schande der Weiber, deren gar viele nie gefragt haben: „Wie viel Eier legt jährlich eine gute Henne?" Der Hahn auf den Kirchthürmen ist ein treffliches Sinnbild guter Wächter, und könnte auch für Schullehrer und Pastoren dasselbe sein, und so viel als ein Kollegium über Pastoralklugheit.

Selbst die Natur hat ihn, wie ich glaube,
Zum Ritter auserkoren,
Sie gab ihm einen Kamm als Pickelhaube,
Und Federbusch und Sporen;
Er kündigt Muth und echte Rittersitte
In jeder Miene an,
Sein Gang ist stolz, und jeder seiner Tritte
Verräth den ganzen Mann.

Der Pfau, der Gecken und Geckinnen, ja manche Hausjuno, deren Vogel er ist, belehren könnte, daß sie schweigen müssen, wenn sie gefallen sollen, gehört mit den Gold- und Silberfasanen der vornehmen Welt an, wie die ausländischen und die Raubvögel und Strauße. Indessen sah ich doch den Pfau, geil wie ein Sultan, auch in vielen Hühnerhöfen eitler Frauen des Mittelstandes als Zierde ihres Hofes, und vielleicht käme er bei

[1] Welche die Hühner p... führen.

großen Gelegenheiten selbst noch auf die Tafel, wie zur Zeit der Römer und der Ritter, wenn das Innere dieses Repräsentanten des Scheins etwas taugte. In Sina ist ein Pfauenschweif so viel, als bei uns das goldene Vließ oder der schwarze Adlerorden. Die Enten sind nicht geachteter als die Schweine, die sie auch im Vogelreiche sind, aber als Braten doch so beliebt als Schinken; die wilde Ente jedoch vorzüglicher. Es ist angenehm, eine Henne zu beobachten, die Enteneier ausgebrütet hat, wenn sie am Wasser so ängstlich auf- und abrennt, wohin der Instinkt ihre vermeinten Hühnchen getrieben hat, was viele Mütter wohl bleiben ließen; komisch aber mag der Anblick der Fettgänse oder Pinguinen sein, da schon das Kupfer davon in Cooks Reisen komisch läßt; sie stehen da wie Kellner, mit weißen, statt grünen Schürzen.

Der Strauß, eine Zierde der Menagerien, ist der größte Vogel und auch der größte Vielfresser im Vogelreich; er spielt vielleicht künftig eine größere Rolle, als bloß Damenköpfe zu schmücken, sowie der Falke im Mittelalter eine spielte. Falken wurden einst durch Hunger und Schlaflosigkeit zur Reiherbeize abgerichtet, hießen Edelfalken und waren das Symbol eines Ritters. Der deutsche Orden, der doch nicht immer unglaubige Preußen todtschlagen und Horas singen konnte, richtete viele Falken ab und machte damit Geschenke, wie jetzt der preußische und russische Hof mit Bernstein und Zobelpelzen. Vielleicht richtet man einst, wenn Europäer in Afrika herrschen werden, da es in Amerika nicht mehr recht gehen will, Straußen ab zu Reitpferden und Postpferden wie Kameele. Schnell und groß genug sind sie dazu; der Strauß, den ich zu Paris sah, hatte 10 Fuß; ihre Eier sind verhältnißmäßig, und wenn man sie auch speisen könnte, statt sie leer in Kabinetten anzusehen, so wären sie weit nützlicher noch als Straußfedern. — Für jetzt figuriren nur die Adler, der Schrecken kleiner Vögel und die Löwen des gefiederten Reiches, symbolisch in den Wappen, und die eigentlichen Leibvögel der Großen sind diejenigen, die gebraten auf der Schüssel liegen: Feldhühner und Fasanen, Drosseln und Ortolanen, Schnepfen und Lerchen, mit deren Gesang Andere sich begnügen müssen. Die Beccasine, die hoch in der Luft wie eine Ziege mäckert, heißt daher Himmelsziege, und im Orient spricht der gemeine Mann vom Kranich nie anders, als der Herr Kranich, und es gibt eine Art Kranich, der so schön sein und so zimperlich thun soll, daß er das Fräulein von Numidien heißt.

In den Augen der Damen würden die Colibri, diese lebendi-

gen Edelsteine, welche die Indier Sonnenstrahlen nannten, alle Vögel herunterstechen, wenn sie nicht noch weit delikater wären als die Damen; schon der Honig ist ihnen zu grob, und nur der Nektar der Blumen ihrem schwachen Magen und ihren zarten Nerven zuträglich. Groß wie Hornissen sumsen sie um die Blume, ihr Schnabel gleicht der Nadel und ihre Zunge dem Zwirn; ihr baumwollenes Nestchen ist von der Größe einer Wallnuß, und ihre Eierchen gleich Erbsen; unter solchen Umständen können sie die Damen nur als todte Edelsteine in den Ohren tragen. Aber hinweg von Bett und Sopha, Allerschönste! Ein Spaziergang ins Freie, und Sie werden dennoch den ganzen Werth des Vogelreichs empfinden. Das frohe Geschwätz der befiederten Bewohner der Lüfte und der Bäume, und noch mehr Ossians Stimmen der Wälder sind mehr als Colibri; alle Federnpracht tropischer Vögel, die meist stumm sind, verschwindet vor diesen Sängern; und was fehlt unsern Spechten und Eisvögeln, der Mandelkrähe, Blaumeise und dem Distelfinken, dem Dompfaffen und der Golddrossel an Federnpracht? Sind sie wenigstens nicht schöner als die beliebten Bengali oder Reisdiebe? aber freilich kommen sie nicht aus Java; und welche Zierde des Gartens ist nicht der schneeweiße Schwan, wenn wir auch seinen Todesgesang nie hören! Er soll nur einmal singen, seinen Todesgesang; wie schön, wenn unsere Sänger nachahmen wollten!

Keine Thierklasse liefert uns so schöne Sinnbilder, als das liebliche Vogelreich; die Taube ist das Sinnbild der Liebe, der Pfau das der Eitelkeit, die Bruthenne Bild mütterlicher Zärtlichkeit, und ihr Hahn das der Wachsamkeit, die Gans und der Wälsche Symbol der Dummheit, und die Eule das der Weisheit, oder wohl besser des echten und gerechten Stubensitzers. Der Vogel Minervens sieht am hellen, lichten Tage gerade am wenigsten, und in der Dämmerung am besten, in der Nacht aber keinen Stich weiter als andere, amüsirt aber ungelehrte Vögel mit seinem Anschnarchen, seinem Trauerblick und seinen pedantischen, drolligen Geberden. Die Nachteule säuft sogar das Oel in der Kirchenlampe (wie Küster behaupten); indessen macht sie auch die Katze des Vogelreiches, befreit von manchem Ungeziefer und unterscheidet sich sehr vortheilhaft von den Söhnen Minervens dadurch, daß ihr Flug stille und geräuschlos ist, so daß man sie dicht vor sich vorüber fliegen sieht, ohne Geräusch zu hören; sie ist besser gemacht zum Sinnbild der Leisetreter als des Weisen, wenn man ihn nicht mit dem Gelehrten verwechseln will.

Raben und Dohlen sind die Sinnbilder der Diebe, Elstern die der Plauderer, Sperlinge die der Dreistigkeit und Geilheit; der Wiedehopf ist das wahre Sinnbild der Schweinerei, der Kuckuk des Undankes, und der Honigkuckuk des Verräthers. Der Vogel, der hinten am Kopfe lange Federn hinabhängen hat, repräsentirt den Schreiber und heißt daher Sekretär, was vornehmer klingt, und den Adler haben sich die Großen vorbehalten, ohne aber an seine nicht rühmlichen Eigenschaften zu denken. Der Würger, der seine Stimme verändert, um desto besser zu würgen, und um sein Nest her Fliegen und Käfer spießt, ist Symbol des wilden Kriegers, und der Blutfinke erhält das Andenken an Dompfaffen, die aber weit mehr kosteten als er, und auch das Andenken an Gimpel, die leider nicht aussterben. Der Lockvogel erinnert uns stets an das biblische: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht," und das Käuzchen oder Leichenhuhn mit seinem nächtlichen „Geh weg!" ist der beste Leichenprediger. Vögel sind überhaupt gute Prediger, auf die auch Jesus hinweist: „Sehet die Vögel unter dem Himmel!" Sie sind stets munter, mit Jubel erwachen sie, mit Jubel durchleben sie den Tag und begrüßen noch den letzten Sonnenstrahl; „sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und der himmlische Vater ernähret sie doch;" sie hecken alle Jahre ganze Nester voll; aber alle essen und werden satt, denn sie lassen sich genügen. Alle Singvögel zusammengenommen machen nicht so viel Umstände, als Catalani machte, und singen umsonst. Wie mag man doch von gewissen Leuten tadelnd sagen: „Es ist ein loser Vogel?" —

XXIV.

Die Amphibien, Fische, Insekten und Würmer.

Es gibt Völker, die Schlangen anbeten, wie die Abgottsschlange, Riesenschlange, vielleicht weil sie Millionen Heuschrecken vertilgt; Andere spielen mit ihnen, wie in Indien mit der kleinen Schooßschlange (Domicella), oder in Florida mit dem Cramoisischlängelchen, was selbst in unserem Schlangenbade geschieht, und legen sie um den Hals,

da sie sehr kühlen; sie haben Sinn für Musik, daher lassen sie solche tanzen, wie Robinson seine Ziegen und Katzen, und Polen Bären und Affen, und sogar selbst die höchst giftige Brillenschlange fürchten sie nicht; am klügsten handeln die Neger, welche Riesenschlangen essen, die mehr ausgeben als unsere Aale, da es immer besser ist, sie zu fressen, als von ihnen gefressen zu werden. Den Kampf eines Büffels mit einer Riesenschlange, den ich nur im Kupferstiche sah, hätte ich in natura sehen mögen, und lieber als so manche Kämpfe meiner Zeit. Tiberius hatte eine große Lieblingsschlange zu Rom, die während seiner Abwesenheit von Ameisen verzehrt wurde; er sah darin ein böses Omen und kehrte wieder um nach Campanien. Wir genießen in gewissen Fällen Vipernbrühe, aber die Psyllen der Alten fraßen Schlangen lebendig, und Saadi, der Stifter einer schwärmerischen Sekte oder auch ein betrügerischer Gaukler, der einen Büschel Ruthen kurzweg mit einer Schlange soll zusammengebunden haben, heilte durch Aussaugung die Wunden von Schlangenbissen; sie brachen aber ihren Schlangen zuvor den Giftzahn aus; so vorsichtig sind wir nicht gegen die giftige Kreuzotter, die gerne unter Erdbeersträuchen lauert und ruht. Was aber den mit einem Blick tödtenden Basilisken betrifft, und den Salamander, der im Feuer lebt, so sind beide zu gemeinen Eidechsen herabgesunken, die höchstens den einsamen Spaziergänger noch erschrecken können, wenn sie schnell über dürre Blätter rauschen; selbst der Scincus marinus [1] hat seine aphroditische Kraft verloren. Der fürchterliche Drache ist zur fliegenden Eidechse geworden, und nur eine Eidechse ist gefährlich: die große Eidechse des Nils.

Im Blicke der Schlangen liegt ungemein viel Ausdruck und Geist; kein Wunder, wenn der Orient sie zum Bilde der Schlauheit erhob, das in unseren heiligen Büchern eine so große Rolle spielt. Sie war den Alten ein mystisches Thier, das Symbol der sterbenden und wiederauflebenden Natur, da sie jedes Jahr ihre Haut abwirft, und ist daher noch heute das Sinnbild der Ewigkeit. Die Schlange des Paradieses verführte Eva, und die Schlange Mosis fraß alle Schlangen der Aegypter, bis ihr zuletzt des Weibes Samen den Kopf zertrat, woraus aber weit mehr neue Schlangen hervorgingen, als aus der Hyder des Herkules. Die Schlange machte Alexander zum Gott so gut als Aeskulap, und noch heute treiben Pfaffen in Afrika ihr loses Spiel mit der Einfalt mittelst der Schlangen. Glaubt ja noch unser gemeiner Mann an die Hausunke oder Kreuzkröte, daß sie eine Krone

[1] Eine Art Schlangeneidechsen aus Afrika.

trage, dem Hause Glück und Segen bringe und verborgene Schätze, ja Todesfälle anzukündigen wisse. Im Orient wird auch das Chamäleon in Zimmern gehalten, theils zur Vertilgung der Insekten, theils zum Vergnügen, und ist den Orientalen das, was uns der Laubfrosch, der ein besserer Wetterprophet ist als die Wettergläser, daher man ihn auch häufig in Häusern unter Glas findet, und ihm so gerne Fliegen zukommen läßt, als den Canarienvögeln Hanfsamen oder Zucker. Es ist eine Lust, den Grasfrosch im Freien zu beobachten, wie er so geschickt Schmetterlinge fängt, so gut als Katzen die Mäuse; Froschschenkelfreunde, wie Franzosen, fangen ihn aber lieber selbst, daher der Frosch vor Menschen auch in anderer Hinsicht eher Ursache hat zu bangen, als wir vor dem Schicksal der Abderiten. Und was gäben nicht Schildkrötenliebhaber zu Wien z. B., wo sie sich mit den kleinen Schildkröten der Donau begnügen müssen, für eine Riesenschildkröte, die oft tausend Pfund wiegt und sich mit fünf bis sechs Mann auf ihrem Rücken fortbewegen kann? Lahories Vorschlag, sie an europäische Küsten zu verpflanzen, verdiente Rücksicht.

Was die Fische betrifft, so leben ganze Völkerschaften davon, wie von Brod, andere von dem Fang und Verkauf der sich reichlich verinteressirenden Stockfische und Häringe, Thunfische, Salmen, Sardellen 2c.; die Mehrzahl aber denkt bloß an gute Zubereitung. Der Holländer ißt kleine Fische zu den größern, wie wir Käse zum Brod, und in Sibirien nehmen selbst Hunde, Rindvieh, Pferde und Schafe am Fischmahle Antheil. Wir sind so delikat als witzig, wenn wir sprechen: „Ein guter Fisch muß dreimal schwimmen, 1) im Wasser, 2) in Butter und 3) im Wein." Dafür leben aber auch im Fischreiche die größten Menschenfresser, die Haye, und nicht Allen wird es so gut wie dem Propheten Jonas oder jenem Matrosen gehen, der von Bord fiel und von einem Hay verschlungen wurde; sein Kapitän hatte die Geistesgegenwart, eine Kanone auf das Ungeheuer abfeuern zu lassen, es gab den Verschlungenen von sich, lebend, blieb aber selbst todt, und der Gefressene durchzog nun mit dem Fresser (1758—60) Europa und konnte seinen Schrecken vergessen.

Wir wissen, daß schon von Salomo und Hiskias Fische zum Vergnügen gehalten wurden, und Fischerei in eigenen Teichen gewährt das nämliche Vergnügen, wie jede andere Jagd, und Fisch- und Krebsdieben wohl das meiste. Griechen hatten sich in Delphine oder Tümmler verliebt, von deren Liebe zu Menschen und Musik sie viel zu erzählen wissen; eigentlich aber waren diese Menschenfreunde weiter

nichts als Schmarotzer, welche die Brocken liebten, die vom Schiffe fielen. Die Ueppigkeit der Römer schuf marmorne Fischbehältnisse für die Muränen, die mit Milch getränkt wurden, und gelegentlich auch mit Sklavenblut. Ad muraenas![1] rief Pollio, als einst ein Sklave ein kostbares Gefäß zerbrach; sie trugen goldene Halsbänder mit Juwelen sogar, und Censor Domitius verklagte einst seinen Kollegen Licinius, daß er die Muränen aus seiner Hand fressen lasse, mit Kleinodien schmücke und einer gestorbenen ein Grabmal gesetzt und Trauer angelegt habe. Licinius vertheidigte sich durch Spott, der alle Lacher auf seine Seite zog: „Und du, strenger Domitius, du hast den Verlust dreier Frauen ertragen, ohne ein Auge naß zu machen!“

Am wichtigsten ist wohl der Häring; tausend Millionen Häringe für den Menschen und ebenso viele für den Raubfisch jährlich möchte nicht zu viel Consumtion sein. Holländer und Häring sind fast synonym, wie Katholik und Stockfisch; doch fehlt es auch unter Protestanten gar nicht an Synonymen, und nebenbei sind diese Fische die beste Schule für Seeleute. Wir begnügen uns schon auch mit deutschen Aalen, wenn sie gleich unter zwanzig Pfund sind; aber gar Viele haben sich durch diesen fetten Fisch, der doch an die Schlange erinnert, den Magen verdorben; daher der Bauer klüger ist, der sich schon mit der Haut begnügt zu seinem Dreschflegel. Der Laxierfisch, den Aalschmauser darauf folgen lassen sollen, lebt im Mittelmeer; der Grundeln- oder Schmerlenesser kann ihn entbehren, denn der schwächste Magen verdaut diese Fische, und die Leber des Hechtes ist ein solcher Leckerbissen, daß sie selbst zur Dichtkunst begeistert, aber freilich nur zu Leberreimen. Ich liebe die Hechte schon darum, weil sie an manchen Orten Flußadvokaten heißen.

Grausam waren die Römer, daß sie ihre Meerbarben (Mulli) oft verschmachten ließen, um sich an dem Farbenspiel des sterbenden Fisches zu ergötzen; mein sanfter, fühlender Freund, der da weiß, daß die Farbenpracht der Doraden, genannt Meerjunker, außer ihrem Elemente verloren geht, wenn auch die Schuppen des Ukley die schönsten falschen Perlen geben, begnügt sich mit Silberfischchen und Goldfischchen, und weinte, da einige abstanden, wie über verlorene Kinder, liebt aber auch ebenso sehr Goldforellen auf der Schüssel, und es wässert ihm der Mund, wenn ich von den Forellen des Genfersees, von den Felchen des Bodensees oder gar von frischen Seefischen mit ihm spreche. Mich wundert, daß unsere Physiker sich nicht einen

[1] Zu den Muränen (eine Aalgattung), d. h. um ihnen zum Fraß zu dienen.

elektrischen Zitteraal oder Zitterrochen anschaffen, und die höhere Welt sich so wenig um das Spritzfischchen bekümmert, das sie stundenlang trefflich amüsiren würde, wie die fliegenden Fische, die ein tüchtiger Hecht wohl aufjagen könnte; aber es sind Seefische. Dafür kann man sich an den Sprüngen des Lachses ergötzen, wie ich oft am Rhein gethan habe an Wassergefällen. Die Wissenschaft der Fische, die in der Tiefe leben, ist noch sehr zurück trotz Blochs XII Quartanten; daher ist es natürlich, daß die Liebhaberei der Mehrzahl sich auf deren Zubereitung zur Speise beschränkt; kein Liebhaber aber geht so weit, wie der gefräßige Wallfisch und Hay, und noch weiter geht der Aal: er holt seinen Kaviar selbst, indem er dem Stör in den Hintern kriecht.

Die Gelehrten haben sich gestritten, ob die Fische hören? Karpfenliebhaber, die ihre Karpfen zum Futter rufen mit Namen oder mit einem Pfeifchen, können sie belehren, daß Fische hören, und, wenn sie gute Katholiken sind, ihnen noch mehr sagen. Gute Katholiken, die sich noch mit den Knochen abgeben, finden im Kopfe des Karpfen das Bild der Maria, und in dem des Hechtes alle Passionswerkzeuge, und das ist immer noch besser, als auf gut Brittisch die Karpfen in Moos aufzuhängen und zu verschneiden, was bekanntlich nicht geschieht um der Stimme willen. Der Schwede Rudbek wollte wissen, daß das Fleisch der Kinder Israel in der Wüste weder in Wachteln noch Heuschrecken, sondern in fliegenden Fischen bestanden habe, und der heilige Augustin weiß sogar die Ursache, warum Jesus nach der Auferstehung bloß gebratene Fische genossen habe: „Er, der verborgen lebte im Wasser der Menschheit, durch den Strick unseres Todes gefangen, wollte auch durch Leiden *gebraten* werden."

Wer weiß, ob die alten Ritter ihren Schuppenpanzer und die Schiffer ihre Ruder- und Schiffsformen nicht den Fischen abgelernt haben? Mercati, Rousseau und Monboddo machen uns zu Affen; Maillet aber geht noch viel weiter: er fand durch das Vergrößerungsglas die Menschheit voller Schuppen, und macht uns gar zu Fischen. Wir können indessen immer von Fischen etwas lernen — die Moral der Thätigkeit; sie sind in steter Bewegung, weit mehr als Landthiere, und diese Unruhe und ihr ewiges Haschen nach Raub (denn die Ungeheuer der Tiefe verschlingen Fische tonnenweise) verhindern vielleicht die Fäulniß des Wassers so gut als das Salz. Die Fische sind stumm; aber diesen Mangel ersetzen die Fischweiber reichlich in unseren Seestädten so gut, als in Amsterdam und Billingsgate,[1] nur

[1] Der Fischmarkt in London.

übertroffen von den Poissardes zu Paris. Von ihnen kommt auch das Sprüchwort nicht: „Er ißt weder Fleisch noch Fisch," sondern aus der heiligen Fastenzeit. Bei der Sorgfalt, die unsere Zeit für Erziehung hegt, hat man schon Seehunde abgerichtet, warum nicht auch Fische? Und Dummköpfe dürfen nicht zweifeln, wenigstens noch Maillets zu werden.

Die Insekten, die für den Honig, den sie genießen, den sehr wichtigen Dienst leisten, die Pflanzen zu befruchten, bieten dem Allfresser Mensch nur wenig Delikatessen; jedoch lieben die Morgenländer die Heuschrecken (die Wachteln der Kinder Israel in der Wüste), wie wir die Krebse; einen Maikäfer, freilich überzuckert, habe ich selbst versucht, und so, denke ich, lassen sich Heuschrecken gar wohl essen. Gewisse Larven und Läuse behagen den Negern, Ameisen den Amerikanern, und dem Neuholländer Spinnen. Wir müssen wider unsern Willen mit manchen Insekten Bekanntschaft machen, die wir unmöglich verehren können, wie die Aegypter den Käfer, und in gewissen Sommern möchte man vor ihnen auf die höchsten Berge laufen, wie die Rennthiere, in deren Haut die Bremse ihre Eier legt. Aber die Biene macht Alles wieder gut. Die Biene hat ungemein viele Liebhaber und verdient sie; Keiner war aber wohl so enthusiastisch, wie der Lausitzer Prediger Schirach, der eine Bienengesellschaft stiftete und einst auf die geheime Nachricht, daß mehrere seiner Stöcke schwärmten, aus dem Beichtstuhl lief, ohne zu absolviren. Der Britte Wildman hatte eine solche Macht über seine Bienen (vermuthlich mittelst ihrer Königin), daß sich der ganze Schwarm an sein Kinn hing, und mit diesem Bienenbart spazierte er herum und machte Viele lachen.

In Spanien sieht man häufig Grillen in kleinen Käfigen, deren Gezirpe vergnügt; daher ich die Spanier fragen möchte, warum wir Deutsche so viel von Grillen sprechen: „er hat Grillen im Kopfe," — „er fängt Grillen." Wir lieben dafür Käfer und Schmetterlinge, wie Damen zu Surinam Juwelenkäfer und Laternenträger. Käseliebhaber verschlucken manche Milbe, und die Krebse, sind sie nicht auch Insekten? Krebsen gehört mit zum Vergnügen der Fischerei; als Knabe krebste ich für mein Leben gerne, wenn ich manchmal auch in die Finger gezwickt wurde von dem Krebse und gebissen von der Wassermaus. Und wer liebt sie nicht erst auf dem Tische? Sonderbar, Herbst, ihr bester Geschichtschreiber, aß keine! Krebse sind zu beneiden wegen ihrer Reproduktionskraft, mit der sie sich, wie Schnecken auch, verunglückte Scheeren und Füße wieder ersetzen können, die Schnecke

sogar den Kopf. Mancher Soldat gäbe seinen ganzen Unsterblichkeitsruhm für solche Kraft, wie mancher Matrose und Schwimmer Alles um die Luftblase der Fische. Uns wachsen höchstens Haare, Nägel und Haut wieder; doch auch den Krebsen wächst nicht Alles wieder, und gerade das nicht, was bei ihnen das Beste ist, das, was bei uns der Kopf — ihre Schwänze.

Krebse haben große Liebhaber; nur einer Menschenklasse, die sich in unseren Zeiten so hoch geschwungen hat, wollen die Krebse nicht behagen — den Herren Verlegern. Wie? Die Innung nennt in ihrer Kunst- oder Jagd- und Reitsprache alle Verlagsartikel, die ihnen von Leipzig wieder zurückgeschickt werden, Krebse, und einigen dieser Herren könnte ich wünschen, daß sie sich an diesen Krebsen zu todt essen möchten.

Manche Dame im seidenen Kleide denkt dabei wie die Krebsesser gar nicht an Insekten, deren Name ihr schon schauderhaft ist, so wenig als die Kinder, wenn sie sich an einem Lebkuchen laben und beschmieren, an die Biene, die allerdings, seit wir Zucker haben, weniger wichtig ist als die Seidenraupe, deren Schmetterling sich aber so wenig auszeichnet als die Nachtigall; das Kleid macht nicht den Mann, und bunte Jacken den Hanswurst. Mönche brachten unter Kaiser Justinian die ersten Seidenwürmer aus dem Orient; man gab einst für ein Pfund Seide ein Pfund Gold, daher Kaiser Aurelian sogar seiner Gemahlin ein seidenes Kleid abschlug. Heinrich II., König von Frankreich, trug die ersten seidenen Strümpfe im Abendlande, und bei uns begann Seidenbau erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts im Brandenburgischen, und jetzt, jetzt trägt jeder Bediente seidene Strümpfe und klopft sich auf die weißen, besonders sich ausnehmenden prallen Waden, und jedes Bauernmädchen seidene Busentücher. Nun zweifle man noch an unsern Fortschritten zur Vollkommenheit! Sonst kannte man nur eine Spinnerin, die Spinne; es gibt noch viele Spinner, die erst spätere Zeiten benützen werden, wie wir den Seidenspinner, die interessante Phaläne des Maulbeerbaumes. Wenn manche Dame wüßte, was in mancher Apothekerbüchse wäre, sie würde Zeter schreien, wie es delikaten Nerven zusteht beim Anblick einer Spinne, Raupe, Wanze und Laus, und jammern, wie der Bauer über Blutregen oder Todtenuhr, wenn auch gleich das Geschlecht mit einem Insekte gerade am vertrautesten ist, und manche Frau sich die abendliche Flohjagd so wenig nehmen ließe, als mancher Mann die Fliegenjagd; denn die Flöhe sind doch zu klug, um

in die Flohfängerle hineinzugehen, und wo bliebe das Vergnügen der Jagd? Seit Disjonval seine Arachnologie (1797), die er im Gefängnisse schrieb, herausgab, haben sich die Spinnenliebhaber gemehrt, und schon Plinius war ihnen auf der Spur, daß sie gute Meteorologen sind. Linné führt schon 47 Spinnenarten an; aber es gibt deren noch mehrere, deren Beisammensein einen rechten Spinnenfreund glücklich machen würde. Spinnen hätten sicher noch mehr Freunde, wenn man sie essen könnte wie Krebse, mit denen sie viel Aehnliches haben (es gab aber doch Spinnenesser), oder ihre Gespinnste so gut zu gebrauchen wären, als das der menschlichen Spinnerinnen oder der Seidenraupe. Man hat Versuche gemacht; aber sie fressen einander selbst auf, vermuthlich in Ermanglung der Fliegen und Mücken, und erbittert über ihre Gefangenschaft, und begründen so von Neuem das Sprüchwort: „Giftig wie eine Spinne."

Es gibt Spinnen von der Größe einer ausgebreiteten Mannshand, und wieder so kleine, daß man sie nur durch das Vergrößerungsglas erblickt; giftig sind sie nicht, noch weniger mystische, Unglück verkündigende Thierchen, wie der Aberglauben sonst wähnte; nur der Biß der italienischen Tarantel und der Spinne von Curazao soll gefährlich sein.

Die Spinne ist die trefflichste Wetterprophetin, besser und sicherer als der Barometer, und sagt das so viele Tage voraus, was letzterer nur so viele Stunden voraussagt; und wie oft war sie nicht schon der Trost einsamer Gefangener! Spinnt sie recht lange Fäden, so darf man auf zehn bis vierzehn Tage schön Wetter rechnen, spinnt sie schwach und wenig, auf veränderliche Witterung, spinnt sie gar nicht, versteckt sie sich und zeigt uns den Rücken, so kommt sicher Wind und Regen. Nicht bloß die Spinnen, auch Vögel und Fledermäuse, Mistkäfer, Mücken und Flöhe, Fische, Frösche, Katzen und Hunde, selbst der Esel, ja Pflanzen und Steine, welche die Luft stärker anziehen, wenn es regnen will, und unsere Taschenuhren, die bei nasser Witterung schneller und bei guter langsamer gehen, beschämen unsere Meteorologen. Seit die Spinne Pichegrü [1] in Holland so viel Vorschub leistete, und Disjonval, der nicht weniger als viertausend Spinnen in seinem Gefängniß um sich versammelt hatte, seine Erfahrungen mittheilte, hat einer meiner Freunde über jeder Landkarte

[1] Der General Daendels und einige andere emigrirte Holländer sollen Pichegrü den gewagten Zug über die Waal, wodurch er Holland eroberte, angerathen haben, weil sie nach Beobachtungen an den Spinnen anhaltendes Frostwetter vorhersahen.

seines Zimmers eine Kreuzspinne sitzen und nennt sie nach den Ländern, in welchen sie sitzen. V. R. W.

Philosophen studiren gerne den Staat der Bienen und Ameisen; wir haben Beschreibungen wie über den Biberstaat, zu deren Vollständigkeit weiter nichts fehlt, als ein Wörterbuch ihrer Sprache, eine Sammlung ihrer Gesetze und ein System ihrer Religion. Der Bienenstaat wäre ein sehr nachtheiliges Muster eines Menschenstaates: zwanzigtausend Arbeitsbienen, fünfzehnhundert Drohnen oder Männchen unter zwanzigtausend Weibchen, und eine Königin, die sich allein mit den Drohnen und mit der Fortpflanzung beschäftigt; sie greift gegen alle Sitten selbst der in unserer Geschichte berüchtigtsten Damen ihre fünfzehnhundert Männchen selbst an, besteigt ihre Rücken, und sie bezahlen einige Stunden nachher diese hohe Gnade mit ihrem Leben; Messalinen dürfen sie beneiden, denn sie ist das einzige Weibchen, dem alle fünfzehnhundert Männchen huldigen. Will sie niederkommen, so begleiten sie ein Dutzend Drohnen nach den Zellen, und während sie den Hinterleib hineinhält und legt, stehen ihre Begleiter voll Ehrfurcht außen und reichen ihr dann zur Stärkung Honig dar. Nicht minder bedenklich für einen Staat ist das Schwärmen der Bienen, und erhaben schien mir die Antwort eines Bauern bei Untersuchung eines Aufstandes, von dem ich am besten die Rädelsführer zu erfahren glaubte: „Herr, störcheln Sie einmal in einem Bienenstock, und dann sagen Sie mir, welche zuerst herausgefahren sind!"

Wenn ein Stock übervölkert ist, so entsteht leicht Aufruhr und Parteiung; am allerbedenklichsten aber ist die Drohnenschlacht, wo die Arbeiter über sie herfallen. Mit Recht ist aber die Biene das Sinnbild des Fleißes und der Ordnung, sowie sie auch das des Zornes sein könnte, der Mann und Pferd todt stechen kann, sich aber selbst schadet; denn wenn sie sticht, verliert sie mit ihrem Stachel auch ihr Leben. Bienen führen Krieg in der Manier der Wilden mit vergifteten Pfeilen und kennen sogar den Zweikampf. Ob wohl Diejenigen, die Butter und Honig lieben, wie das Volk Israel, auch wissen, daß letzterer nicht bloß aus Blumensaft, sondern auch aus Excrementen der Blattläuse besteht, und eine mit dem Magensaft der Biene verarbeitete und dann in die Zellen ausgespieene Mixtur ist. Mit dem Staate mag ich den Bienenstaat nicht vergleichen, eher mit unserer Literatur: die Schriftsteller sind die Arbeitsbienen, die Leser Drohnen, die Weisel (Bienenkönigin) der Hunger, weit seltener der Ruhm; die Wespen, Hummeln und Hornisse um den Stock die Recensenten; die

Königin könnte allenfalls als Censor angesehen werden; die Herren Verleger aber sind die Zeidler, die den Honig nützen und den Bienen, zu deren Nahrung ihn die Natur eigentlich bestimmte, etwas davon abgeben, oft nur sehr wenig, ja manchmal statt Honig bloß Hutzelbrühe.

Der Ameisenstaat beruht auf gleichen Gesetzen der Ungleichheit und ist noch wunderbarer, denn sie leben ohne scheinbare Regierung; jede Ameise scheint sich selbst zu regieren, und die Revolution Frankreichs hat uns bewiesen, wohin das die Menschheit führt. Die Termiten, die Plage beider Indien, bauen zwar Pyramiden von zwölf bis sechzehn Fuß so fest, daß nicht bloß Menschen, sondern selbst Büffel öfters darauf Wache halten, folglich bewunderswürdiger im Verhältniß der Thierchen, als die Pyramiden Aegyptens, und nützlicher ohnehin; aber die beiden Geschlechter dieser Republik leben bloß der Fortpflanzung und fliegen. Die armen Arbeiter, die Mehrzahl, sind geschlechtslos und müssen sich auch das Fliegen vergehen lassen, da sie keine Flügel haben, sowie keine Geschlechtsorgane. Indessen wollen wir uns ihr Weihrauchsammeln und geschicktes Skelettiren todter Körper gefallen lassen, wie die Nachtigallen die sogenannten Ameiseneier, und wir selbst in gewissen Krankheiten die Ameisensäure, das Ameisenöl und das Ameisenbad. Es gibt Umstände, wo Einem nichts geht über spanische Fliegen, Maiwurmkäfer und Kelleresel; wenn die Zähne recht toben, daß man mit beiden Füßen die Wand hinanklettern möchte wie der Tausendfuß, könnte man vor dem rothen Maikühlein, Sonnenkäferchen oder Gotteslämmchen niederfallen, wie der alte Aegypter vor seinem heiligen Scarabäus.[1]

Andere nur allzusehr die Menschen liebende Insekten sind praktische Prediger der Reinlichkeit und gar vielen dennoch, wenn sie gleich von ihrem Blute zehren, ein geringerer Jammer, als die Kleider-, Pelz- und Papiermotten, die man auch Schaben, ja sogar Schwaben nennt, geborene Südamerikaner, die erst mit dem Zuckerrohr einheimisch geworden sind. Und vollends gar der Kornwurm! Ein rechter Landwirth gibt die schönste Käfer- und Schmetterlingssammlung für die Ausrottung des Weißlings, vulgo Krautsch.... oder der Spanner, Maikäfer, Blattläuse, Erdflöhe 2c., und einem Forstmann blutet das Herz über dem Borkenkäfer und andern Holzwürmern. Vielleicht soll uns die Pelzmotte warnen vor kostbaren Pelzwaaren, die wir in unserem Klima leicht entbehren können; zwei Hemden und zwei Röcke

[1] Käfer.

übereinander, und man kann den Pelz im strengsten Winter entbehren. Vielleicht ist selbst die Büchermotte da, damit wir die Bücherei nicht zu weit treiben; sie kann uns nachdenken machen über geträumte Unsterblichkeit, und keinen Werken ist sie gefährlicher, als den theologisch-juristischen Geisteswerken, was doch von eigenem Geiste zeugt.

Liebhaber rother Farben müssen die Cochenille und Kermes lieben, vorzüglich Damen, die sich gerne schminken, wenn es auch bloß Schildläuse sind, und man die Farbe aus der ersten Hand besser haben könnte, aus der Hand des Cactus selbst, dessen Saft erst die Laus roth färbt, wie den Urin, wenn man davon ißt. Maler, Lackirer und Siegellackmacher, die sich aber oft lieber mit dem wohlfeileren Pech befassen, können die Gummilacklaus nicht hoch genug achten, und das Heer der Dintenkleckser könnte wohl die Gallwespe zum Wappen wählen. Bekanntlich sind Galläpfel zur Färberei unentbehrlich; aber in unserer Zeit werden wohl ebenso viel zur schwarzen Dinte gebraucht, daher sich auch unsere größten Chemiker mit der Dinte beschäftigt haben; zuvor aber fluchte man den Auswüchsen, die nur der Eichelernte und Schweinmast schadeten, und gerade so fluchten auch Regenten und Geistliche dem Tabak.

Insekten, die vorzugsweise gegen sich selbst wüthen, geben das beste Bild meiner Zeit; die Insekten dieser Zeit wütheten gegen Ihresgleichen, wie die Heuschrecke Mantis, ein heiliges Thier in Afrika; denn sie nimmt oft die Gestalt eines Betenden an; dessen ungeachtet sah Poirel ein Weibchen ihrem Männchen den Kopf abbeißen, das sich aber dennoch mit ihm begattete, und nach vollzogenem Akt fraß es das Männchen ganz auf. Für die meisten Insekten ist der Ehestand das Ende aller ihrer Freuden; der Johanniskäfer (Scheinvögele), welcher der Jugend so viele Freude macht, leuchtet an einem schönen Abend wie ein Licht, um das Männchen herbeizulocken, was die Spanierinnen nicht zu wissen scheinen, die bei ihren Abendspaziergängen solche Käfer in das Haar stecken. Der Ameisenlöwe wüthet fürchterlich unter den Ameisen; die feinere Spinne fängt so lange Fliegen in ihrem kunstreichen Netze, bis die stärkere Wespe sie selbst auffrißt, und die Schlupfwespe legt provisorisch ihre Brut in die Haut oder den Anus anderer.

Wen erfreute nicht in früher Jugend das rothe Käferchen (Coccinella), dessen Name Marienkühlein, Gotteslämmchen, schon so süß klingt, und das die Württemberger Farben trägt? wen nicht noch mehr

die Schmetterlinge, Tagfalter, Dämmerungsfalter, Nachtfalter, Plebejer- oder Pöbelfalter, gleichviel, bei der Schmetterlingsjagd? oder gar die Verwandlungen der Raupen in seinen Schachteln, wo mir gelegentlich Begriffe von der Unsterblichkeit beigebracht wurden; denn der Schmetterling ist ja das sichtbare Bild der unsichtbaren Seele, ψυχή, selbst. Der Todtenkopf schreckte mich nicht, noch weniger trojanische und griechische Ritter, und unser Herr von Schwalbenschwanz ist ebenso schön, als jene Ausländer; aber wir haben noch bis heute unsern eigenen Werth nicht fühlen gelernt. Der Landmann, Gärtner, Förster, der Naturalien- und Büchersammler flucht den Insekten, und selbst in unsern Wohnungen können uns solche toll machen; aber lachen macht gewiß der Bombardierkäfer; doch andere Thiere können wohl vor seinen Schüssen erschrecken, wie der Bauer vor dem Kammerhusaren, über den der Ungar lacht. Diejenigen Insekten sind die besten, von denen man gar nicht spricht, wie dies auch von der werthen Hälfte unseres Geschlechtes behauptet wird. Wenn ich Insekten um etwas beneide, so sind es ihre Fühlhörner und Tangenten; den Käfer Trotzkopf beneide ich nicht, der sich bei der leisesten Berührung todt hinlegt, trotz aller Qualen sich nicht rührt und, wenn Alles vorüber, davonspringt, wohl aber den Springkäfer, der, wenn man ihn auch auf den Rücken legt, durch eigene Muskelkraft sich wieder emporschnellt, was selbst die Riesenschildkröte muß bleiben lassen.

Die Insekten bereiten sich vor auf ihre Verwandlung; wie viele Menschen thun dies? Ich gefalle mir in der Idee, daß wir hienieden bloß Eierchen, höchstens Larven oder Puppen sind, einige einfach, andere in Gold- und Silberschimmer mit oft schlechterem Inhalt. Und gibt es ein besseres Symbol des kurzen Menschenlebens, als die Ephemeren oder Eintagsfliegen? Sie kommen ans Licht, kleiden sich zweimal um, suchen sich ein Weibchen, begatten sich, hüpfen und springen wie Elegants, und nach fünf bis sechs Stündchen sind sie todt.

Die letzte und verachtetste Klasse des Thierreichs ist das Gewürme, auf welches der sichtbare Herr der Schöpfung nur verachtend herabblickt (das Müller aber desto fleißiger studirte) und das sich unter seinen Elephantenfüßen krümmen muß, aber dennoch mit ihm in Blutsfreundschaft tritt, wenn er Blutegel gebraucht oder sich Schaalthiere aller Art, Schnecken, Austern &c. schmecken läßt, vorzüglich die englischen, welche die Holländer Groenbaartjes nennen; und wie viele Würmer essen wir nicht, ohne es zu wissen, wie die Waisenkinder jenes Städtchens den Kornwurm; daher der Waisenvater bei einer

neuen Lieferung verdorbenen Mehls Vorstellung machte und solche schloß: „Will man aber Nachtigallen aus den Kindern ziehen, so habe ich nichts gegen die Mehlwürmersuppen einzuwenden.“ Die Gartenschnecke hat viele Liebhaber; aber das Hungerjahr 1817 machte auch viele Liebhaber der rothen, gelben, schwarzen und grauen Schnecke, die bisher bloß der Fuhrmann als Wagenschmiere zwischen die Achse steckte, und wahrscheinlich lehrte Hunger auch das häßliche Schleimthier, die Auster, essen und den Krebs. Viele haben den Blutegel lieber, als einen ungeschickten Bader mit dem Schnepper; Vielen dient solcher als ein Wetterprophet, und die Sinesen essen ihn sogar. Ich wünschte, daß menschliche Blutegel, wenn sie einmal gesättigt sind, wenigstens ½ Jahr daran genug haben möchten wie das Gewürme, das bloß durch Ausdünstung sich helfen muß, weil es keinen After hat. Man will das Dasein der sogenannten Höllenfurien bezweifeln; haben wir nicht selbst die schrecklichste Höllenfurie erlebt und gesehen?

Wir haben weit mehr Eingeweidewürmer im Leibe, als wir wissen, gleich anderen Thieren, und bei Manchen hat sich gar schon Eidechsen-, Frösche- und Schlangenbrut eingenistet. Ein Berliner Arzt erhielt von einem Mädchen binnen drei Jahren an tausend Ellen Bandwürmer, und doch ist der Nervenwurm und der Wurm im Kopfe, wie bei den Schafen, ein noch schrecklicheres Uebel. Auch beim Gewürme muß man dessen Reproduktionskraft beneiden, vorzüglich der Soldat, und Schnecken wächst sogar der Kopf wieder. Welcher Vortheil wäre dies für einen General nach einer verlorenen Schlacht!

Willkommen ist die Perlenmuschel, deren Vertheidigungsschleim gegen die Löcher, die ihre Feindin, die Bohrmuschel, in ihr Häuschen macht, die kostbare Perle bildet, die der Kunstfleiß der Perlenfischer zu vermehren versteht; denn auch er bohrt Löcher in die Muschel, um sie zu neuen Perlen zu zwingen, wodurch aber seine Waare leicht an Werth verlieren könnte, so wie die Purpurfarbe den ihrigen verloren hat, seit wir leichter aufzufindende Materialien haben, als die Purpurschnecke lieferte, z. B. Cochenille, die noch nebenher zum eigenen Anfärben den Karmin gibt. Gute Perlen sind theuer, daher man mehr künstliche sieht; welcher Mann würde aber nicht gerne seiner Hälfte selbst echte Perlen kaufen, wenn sie ihr das würden, was sie der Perlenmuschel sind: Verwahrungsmittel gegen das Eindringen des Feindes in ihre Muschel?

Gleich willkommen sind die schönen rothen und schwarzen, weit

wohlfeileren **Korallen**, welche den Hals zieren (die rothen nehmen sich vorzüglich aus an den schönen, aber bräunlichen Hälsen des Südens), aber auch den Schiffern schon oft gefährlich geworden sind durch ihre verborgenen Wohnungen, Korallenbänke genannt, so gefährlich, als der Bohrwurm, der 1730 „Holland in Noth" brachte (daher das Sprüchwort), ja an den Rand des Unterganges. Den **Waschschwamm** können wir weniger missen als die eßbaren, aber gefährlichen, lederartigen, saft- und kraftlosen Eßschwämme, die so Viele unbegreiflicher Weise lieben; der Blackfisch (Sepia) gibt Dintenstoff, der Bart der Steckmuschel braune Seide, und die Kaurismuschel dient gar dem Neger zur Scheidemünze. So wie sich über die Infusionsthierchen schon mancher Naturforscher die Augen ausgeguckt hat, so hat auch schon mancher Conchilienliebhaber für die Muschel, genannt Admiral, oder Cedo nulli [1] hundert Dukaten bezahlt, während ein Seekapitän, wie der Matrose, flucht, wenn zu viel Muscheln am Kiele seines Schiffes seinen Lauf erschweren. Wer nichts von Conchilien weiß, welche wilden Nationen oft Alles sind, Nahrung, Wohnung, Mobilien, Münze, Schmuck, Handwerkszeug 2c., kennt doch in der Regel die Venus Dione, und nichts ging sonst Liebhabern über die Maldivische Cacaonuß, die, so lange sie selten war, tausend Thaler kostete. Sie hat eine Figur wie ein Paar Hosen, und aus der Oeffnung, wo das Gefäß ist, verbreitet sich Gestank.

Die demüthigendste Betrachtung bei dem Gewürme sind gerade nicht die vergessenen satirischen Betrachtungen des Herrn Wurmsamens über das Wurmland, sondern die Liebhaberei dieser Geschöpfe an dem stolzen Herrn der Schöpfung selbst. Jeder hat seinen Wurm, und der Wurm hat selbst wieder Würmer; Jeder hat seinen Wurm, so gut als Schweine, Schafe, Fische 2c. oder ein Stück Holz; selbst der ungeheure Wallfisch vermag nichts gegen die Wallfischlaus. Der Arme pflegt mehr Würmer zu haben als der Reiche, die folglich von den Schmarotzern der Menschenwelt ganz verschieden sind. Diese Würmer betrachten selbst einen Kaiser und König nur als ihre Speisekammer, in der sie sich gütlich thun, leben und weben, sich mehren und fröhlich sind, noch bevor sie an ihrer table d'hôte, die ihnen der Tod anrichtet, aufgestellt werden; der fette Fürst und der hagere Bettler sind nur verschiedene Schüsseln auf dieser Tafel der Maden.

[1] Ich stehe Keinem nach.

XXV.

Das Pflanzenreich und die Mineralien.

Gott setzte Adam und Eva in das Paradies, d. h. in einen Garten, und daher ist Gartenliebhaberei, die unsere Wohnplätze umwandelt, uns angeboren; es muß nicht gerade ein Landgut sein, ein Gärtchen ist hinreichend, und wie Viele müssen sich begnügen mit einem Duodezgärtchen vor dem Fenster? Die Betrachtung des gestirnten Himmels ist erhaben: wir empfinden die Gottheit; die Betrachtung der Pflanzenwelt ist mehr menschlich und nähert sich dem Gefühle der Liebe, wir gehen vertraulicher mit Blumen um als mit Sternen, Astronomen ex professo [1] ausgenommen. Und eine schöne Baumpflanzung? Addison rief bei jeder solchen Pflanzung: „Hier wandelte ein nützlicher Mann!" Und ein schöner Wald? Man braucht weder Forstmann noch Jäger zu sein, um seine Herzensfreude daran zu haben; und selbst der Kranke, Hypochonder und Selbstdoktor hat Freude an den Apothekerpflanzen, die er oft besser kennt als der lateinische Koch, der das Sammeln derselben alten Kräuterweibern überläßt.

Die Pflanzenwelt saugt die von der Thierwelt ausgehauchte verpestete Luft ein und gibt uns dafür Lebensluft, ohne welche sich die Thierwelt in die schwarze Höhle von Calcutta verwandeln müßte. Die Pflanzenwelt macht die Erde erst zum Paradiese und gibt uns nicht bloß Speise, Trank, sondern auch Wohnung, Kleidung, Feuerung, Hausgeräthe und tausend Bequemlichkeiten, Arzneien, Schreibmaterialien, Wohlgerüche und Blumenfarben; doch wir geben ihr auch etwas Bedeutendes dagegen, nicht bloß den Dünger des Viehes, den ein Landwirthschaftsprofessor die Seele der Oekonomie genannt hat, sondern den kräftigsten aller Dünger, unsern eigenen Mist, ja uns selbst zuletzt mit Haut und Haar, wofür sie wieder eine grüne Decke über die Stätte der Ruhe breitet. Gar Manche flüchten sich in die Pflanzenwelt, die aus der Menschenwelt fliehen, wie Jean Jacques. Das Leben des Thieres ist ewige Unruhe und Unbeständigkeit; das stille Leben der Pflanzen aber das Bild des Weisen, für den selbst in den Benennungen der Befruchtungswerkzeuge große Erinnerungen liegen: Staubfäden, Staubbeutel, Staubweg.

[1] Vom Fach.

Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts spricht vom Bauen des Gartens und sagt kein Wörtchen von englischen Anlagen, die erst nach der Erbsünde aufgekommen sind, wie verschnittene und Zwergbäume, die nur der Mensch macht. Wir pflanzen Zierpflanzen und ausländische Gewächse ohne Früchte; hätten unsere Alten auch so gedacht und aus dem Orient, Griechenland, Italien und Frankreich nicht das Obst geholt, so würden wir uns noch heute mit Holzbirnen und Holzäpfeln, Vogelbeeren und Schlehen begnügen müssen, statt der Pflaumen, Kirschen, Quitten und Nüsse; und wo wäre die Weintraube? Deutschland wäre noch heute des Tacitus Germania silvis horrida, frugiferarum arborum impatiens. [1] Und wer dachte an Zugemüse? wer an die verschiedenen Arten Schwämme, die Gutschmeckern so behagen? an Melonen und Ananas? Die Obstarten gehen ins Unendliche, und von unsern Pflaumen werden vielleicht so viel auf der See verzehrt als auf dem Festlande.

Die Obstzucht macht die Lust vieler Landprediger und verdankt ihnen Vieles, wie z. B. Christ und Sickler. Viele Pomologen können ihren Obstgarten nie betreten, ohne an ihren Bäumen zu schnitzeln und zu stümmeln, was mich oft lächeln machte, und mit der Obstorangerie in Schwaben haben Viele ihre Spielerei vollendet. Daher scheint die Mode der eigentlichen Orangerie durch die englischen Gärten verdrängt zu sein, und in der That wiegen die sauren, halbreifen Citronen und Pomeranzen den damit verbundenen Holzaufwand nicht auf, und man thäte wahrlich besser, aus den kleinen unreifen Pomeränzchen Paternoster zu machen, wie in Italien geschieht. „Warum ist die Orangerie noch nicht im Freien?" fragte Friedrich. — „Noch ist St. Pankratius und St. Servatius nicht vorbei," sagte der Gärtner. — „Was gehen mich Seine Heiligen an? die Bäume sollen heraus." Sie kamen ins Freie und erfroren. Eine Orangerie gehörte damals noch zum Hofstaat, und Friedrich liebte weit mehr schönes Obst, und glaubte weit älter zu werden, wenn es möglich wäre, Neapel zu erobern. Er sagte einst zu Mirabeau: J'ai manqué ma vocation, j'étais né pour être espalier, [2] und hatte gewiß das beste Obst, wobei wir Frankreich viel zu danken haben; gewiß hatte Fritz die Demoiselle, Bon Dieu, Téton de Vénus, Cuisse de Madame, Ah mon Dieu! [3]

Eine schöne Eiche, Linde oder ein Kastanienbaum ist in meinen

[1] Deutschland, starrend von Wäldern, keine Fruchtbäume tragend. — [2] Ich habe meinen Beruf verfehlt, ich war zum Spalier geboren. — [3] Feine Birnenarten.

Augen schöner, als ein Citronen-, Pomeranzen- und Lorbeerbaum, und sollte Deutsche begeistern wie Xerxes, der seine ganze Armee um eine schöne Platane lagern ließ und sie mit Juwelen behängte. — Die Eichen sind des Deutschen Palmen, deren Kronen oft zu zwei- bis dreihundert Fuß emporstreben und welche den Menschen speisen, tränken, kleiden, ihm Wohnung und Hausgeräthe liefern und alle seine kleinen Bedürfnisse. Das bloße Wort Palme kann mich in den Orient versetzen und unter die Siegesfeier der Alten; wir müssen uns begnügen mit Palmkätzchen, oder mit den Knospen unserer Erlen, Weiden, Haseln 2c. und die heiligen Palmen der Kirche sind Palmen, wie die Päpste Heiligkeiten sind, und unser Birkensaft Palmwein. Potaveri sah im Pflanzengarten zu Paris eine Palme oder einen andern vaterländischen Baum, umarmte ihn mit Thränen und rief: Taiti! Taiti! und so handelte vielleicht ein Altdeutscher auch beim unvermutheten Anblick einer Eiche. O Eichen, Eichen, gegrüßet seid auch mir, und auch du, einziger Jardin des Plantes mit deinen einzigen Naturschätzen in der lieblichsten Gegend von Paris und deiner Aussicht von dem Pavillon, wo eine Ceder Libanons, neben ihr die Büste Linné's und eine Sonnenuhr steht, mit der Umschrift: horas non numerat nisi serenas! [1] Hier las ich Delisle's Jardins, dem Castels Plantes lange nicht gleich kommen, obgleich die Pflanzenwelt den Dichter mehr als Menschen- und Thierwelt zu begeistern vermag, und hatte mich an das einsame Plätzchen zurückgezogen, weil mich etwas empört hatte: das Gelächter und die Reden vieler Pariser, die im ganzen Garten auf nichts aus waren, als auf den Anblick des Phallus impudicus!

Wir machen es mit dem Gewächsreich wie mit dem Thierreich, die Früchte sind bloß da um unsertwillen, und doch schuf sie die Natur um des Samens willen; Millionen denken nur an die Frucht, wie Tausende von Damen beim Zucker nie an die Neger gedacht haben mögen und noch weniger daran, daß unsere Alten nur Honig hatten, statt Kaffee und Thee nur Biersuppen, und statt indischer Gewürze nur gewisse Wurzeln, von denen auch unser Wort Gewürze herrührt, das nur in Apotheken zu finden sein sollte, wie Branntwein auch. Um wie viele Millionen Thaler wären wir reicher! Holland machte Louis XIV. ein Geschenk mit einem Kaffeebaum 1714; man schickte einen Ableger davon nach Martinique, und schon 1756 kamen von da achtzehn Millionen Pfund Kaffee nach Frankreich; hier sah man auch

[1] Sie zeigt nur die heiteren Stunden.

auf die Früchte, deren Pflanze die Holländer wie eine Blume verschenkt hatten. Martinique gehört unter die schlechtesten Kaffeearten, ist aber doch immer Kaffee und besser als Cichorien, Scorzonere, gelbe Rüben und andere traurige Surrogate der alten Biersuppe; sie sind uns aber einmal so nothwendig als einst die Haselnußstaude für die Armeen und noch jetzt für die praktische Erziehungskunst.

Niemand hängt mehr an Pflanzen als die Morgenländer, was stets von Gemüthlichkeit zeugt, weit mehr als Abendländer, und Extreme sind Hortensius, der seine Ulmen mit Wein begoß und Cicero um Aufschub eines dringenden Geschäftes bat, weil er seine Ulmen zu begießen habe, und Kaiser Ferdinand III., der zu Linz das ganze heilige römische Reich vergaß über seinen Pflanzen, und das andere Extrem sind gewisse Naturforscher, die Pflanzen lieber auftrocknen in ihren Herbariis. In die Magnolia könnte ich mich selbst verlieben; für eine Cocospalme oder einen Brodbaum gäbe ich die ganze Pappelallee von Durlach nach Carlsruhe, und ein Baobab, der fünf- bis sechstausend Jahre alt wird und zweihundert Quadratruthen zu überschatten vermag, oder der indische Feigenbaum, dessen Zweige sich von selbst zur Erde senken, neue Zweige treiben und die schönste Naturlaube bilden — was wäre ein solcher Baum nicht werth in der Mitte eines Boulingrins oder großen Marktplatzes? Doch wir haben Eichen und Linden. Aber was soll der schreckliche Giftbaum des Orients, um den alles Land wüste liegt stundenweit, und keine lebendige Kreatur zu finden ist? Missethäter, die zum Tode verurtheilt sind, werden frei, wenn sie das Gift holen, das in wenigen Minuten tödtet; aber von siebenhundert kehrten nur zweiundzwanzig zurück mit dem Upasgift. Ich zerbreche mir den Kopf, wie Friedrich mit der Frage: Warum hat Gott den Sand erschaffen? Doch die Natur kennt kein Unkraut, mit welchem Namen wir jede Pflanze benennen, die eben nicht da steht, wo sie stehen sollte; der Giftbaum wird stehen, wo er stehen soll, und Unkraut oder unnützes Kraut gibt es nur in der von der Natur abgewichenen Menschheit.

Dem gemüthlichen Menschen gewähren schon bloße Fruchtfelder, abgesehen von Brod, hohen Genuß; das sanfte Grün des Saatfeldes, vermischt mit Gelb und Blau, dann das Goldgelb der Aehren oder das Roth der Klapperrose und das Blau der Kornblume, selbst der verachtete Schleh- oder Schwarzdorn, der Schäfern so zuwider ist, weil ihre Schafe Wolle daran hängen lassen, welcher den Salinen aber willkommen ist, erfreut in Erinnerung der Knabenzeit, wo dessen

Beeren bei feierlichen Schlittenfahrten, gemildert durch die Kälte, nichts weniger als herbe schmeckten, die Blüthe aber meinem Vater noch willkommener war, als dem Krammetsvogel die Beere, denn nun konnte er seine Kinder tüchtig durchlaxiren, ohne nur daran zu denken, daß er uns durch diese unnütze väterliche Vorsicht den Wonnemond verbittere.

Und nun erst die lieblichen Kinder des Frühlings, die Zierde der Gärten und Fenster, die duftenden Blumen, Flora. Flora macht das Erdenglück vieler Tausende; Rousseau hoffte im Elysium Kränze zu winden für wahre und gute Menschen, und Linné ward mehrmals wieder gesund über der Freude, eine neue Pflanze gefunden zu haben, einmal aber auch recht sehr krank, als der Gärtner des akademischen Gartens von einem soeben aus Surinam angekommenen Cochenillecactus die noch lebenden Insekte ablas und tödtete. Wie verschieden sind solche Männer von den holländischen Tulpenliebhabern des siebenzehnten Jahrhunderts, wo die Tulpe bloß Nebensache, Wucher und Geldgewinnst die Hauptsache war! Tausend Einsamen sind Blumen ihre Welt, Viele pflegen sie wie eine Geliebte, und wenn sie einen Schlagfluß darüber bekommen sollten; und wie viele Liebeshändel werden nicht im Oriente verhandelt durch Blumen? Weiber sind selbst Blumen, und daher erfanden sie auch die Blumensprache in der Langweile des Harems, die aber nicht so reich ist, als Lady Montague sie gemacht hat; sie ist nicht sowohl Sprache der Liebe, als vielmehr der lesbischen Sappho. Man könnte daher in der eleganten Sprache der Flora das S t i g m a nennen, was man nicht gerne beim rechten Namen nennt. Uebrigens brauchen wir bei größerer Freiheit der Sitten keine orientalische Blumensprache; wer sich aber von dem Wörterbuch derselben näher unterrichten will, nehme den zehnten Band der bekannten Naturgeschichte, wozu das geeignetste Blümchen das Blümchen Vergißmeinnicht wäre. Manche Männer erfreuen sich an einer Blumenuhr; aber die schlechteste Dorfuhr geht richtiger, denn das Oeffnen und Schließen der Blumen, worauf die Linnéische Spielerei beruht, hängt gar zu viel von Wärme und Kälte, von feuchter oder trockener Luft ab, und wer sich nach einer solchen Uhr richten will, wird nie ein Mann nach der Uhr.

Im Pflanzenreich liegt so etwas Sanftes, Reinigendes, Liebendes für den gefühlvollen Menschen; um s o anzuziehen, haben die Thiere zuviel und die Mineralien zu wenig Leben. Ein Unbekannter, der Blumen liebt, hat schon den ersten Grad zum Vertrauen; Blumen sind die Liebe des Kindes, das Alles hoffen darf, und die letzte Liebe dessen, der nichts mehr hofft, und Blumen blühen ihm noch auf dem Grabe.

Wer Systeme haßt, muß auch schon darum die Natur lieben, die sich nichts um Linné, Jussieu, Tournefort kümmert und ihren eigenen Gang geht. Der gemeine Menschenverstand scheint Blumen zunächst nach dem Geruch zu schätzen; der echte Blumist aber schätzt sie nach Farbe und Seltenheit; er zwingt die Natur zu Bastarden, und so erhält er an zweitausend Hyacinthen- und an fünftausend Tulpenarten, zweitausend Nelken- und tausend Aurikelarten, gefüllte Blumen und sogar sprossende, wo aus der Blume wieder eine zweite oder dritte hervorsproßt; der Triumph eines großen Blumisten! Blumen müssen sich wie Kleider nach der Mode richten, und solche Modepflanzen erhalten Sonnenschirme und den zierlichsten Topf; sie vertreten als Geschenke sogar die Stelle der Ringe und Dosen, oder werden so theuer und theurer bezahlt, als der Helluo librorum [1] ein seltenes Buch bezahlt, vorzüglich ausländische Gewächse, deren Namen in vornehmen Häusern bekannter sind, als die Namen Kümmel, Anis, Fenchel, Bohnenkraut, Beifuß, Majoran, Thymian, Wohlgemuth, Pfefferkraut, Salbey, Rosmarin ꝛc. Ahorn, Runkelrüben und Möhrensaft ersetzten den Zucker, und so könnte auch das Holz und die Beere der Wachholder allen Weihrauch ersetzen, wo nicht schon mit reiner, frischer Luft gedient ist.

Prachtvolle exotische Gartengewächse sind nur für Große und Reiche; wir begnügen uns mit Nelken, Lilien, Tulpen und Reseden, und auf dem Lande ist Rosmarin zu Freud und Leid, zu Hochzeit- und Todtenkränzen; nicht selten steht auch daneben der Sevenbaum. — Sabine, Sabine, baue dafür Salbey! dessen Name von salvare [2] kommt. In unserer Zeit wurde der dreifarbige Kranichschnabel (Geranium) in Frankreich Abzeichen nach der Wiederherstellung der Bourbons, wie das bescheidene Veilchen; es entstand eine politische Blumensprache. Wie die niedliche Zeitlose (Colchicum) zu dem schimpflichen Namen nackte Hure gekommen ist, weiß ich nicht, und vor dem Gänsefuß (Chenopodium vulvaria) wird sich Jeder selbst hüten, um nicht in ungerechten Verdacht zu kommen oder gar von Hunden angepißt zu werden; aber schaden könnte es nicht, wenn in jedem Garten die nordamerikanische Fliegenfalle der Venus, die ihre Blätter über jedes Insekt sogleich zusammenschlägt, das sich auf sie setzt, gepflanzt würde, und den Stein der Weisen wird hoffentlich Niemand mehr in der sogenannten Himmelsblume suchen; gibt es einen Stein der Weisen, so ist es der Grabstein.

Und was geht über die Blume, die ich vor allen schon hätte

[1] Schlemmer in Büchern. — [2] Retten.

nennen sollen, über die Königin der Blumen, das Sinnbild der Unschuld und Jugend, die Rose? Es gibt gegen 150 Arten Rosen; wäre sie seltener, so wäre sie sicher höher und nach Verdienst geschätzt, wie das allzu bescheidene Veilchen und selbst das geruchlose Vergißmeinnicht, das nur Verliebte recht zu schätzen wissen. Wie doch das schöne Blümchen zu dem noch schöneren Namen gekommen sein mag? Rosenliebhaber könnten nirgendwo besser wohnen, als zu Fontenay aux roses, zwei Stunden von Paris, das die ganze große Stadt und alle Parfümeurs mit Rosen versieht; aber nervenschwache Damen könnten sich da leicht Kopfweh holen, wie ich mir auf den Hierischen Inseln einst von Orangendüften, ohne daß ich nervenschwach gewesen wäre. Die Rose ist auch das Symbol des Geheimnisses — sub rosa — und mit Recht dichtete Schulze die bezauberte Rose. Bürger in seinem Dörfchen ahmte le Hameau des Bernard nach, warum nicht auch dessen liebliche Elegie la Rose? Die Rosen, Rosenwasser, Rosenöl sind Geschenke der Götter; Geschenke des Teufels aber die Rosenkreuzer.

Nirgendwo herrscht im Grunde größere Liebhaberei als im Mineralreiche; Gold und Silber sind unsere fünf Elemente, sodann kommen die glänzenden Kiesel, Edelsteine genannt, denen die Erfindung des Glases viel Eintrag that; für Manche sind Kupfer und Farbenstoffe wichtiger, bis herab zum Feuerstein, der der Flinte ihren Namen gab, und zum Wetzsteine, für den ein Wilder alle Diamanten hingäbe, wie ein rechter Raucher für einen Feuerstein. Die Petrefakten sind die wahren versteinerten Urkunden einer untergegangenen Vorwelt, nur muß es kein versteinerter Pudel sein, den ein alter Bildhauer auf einen Grabstein machte, oder gar ein fossiler Reiter, der zu Paris 1823 die Gaffer belustigte. Es ist charakteristisch, daß der Mensch den Metallen einen Namen gab, der vom Aufsuchen (μεταλλᾶν) hergenommen, und daraus eine Münzwissenschaft hervorgegangen ist, die Liebhaber zählen wird, wenn man auch keine Heller und Pfennige mehr hat, wie das schon jetzt halb der Fall ist; denn wer wird weniger als einen Reichsthaler in den Klingelbeutel legen? Aber in meiner Knabenzeit war es noch Sitte, und man führte hinten im Gesangbuch ein Papierchen zur Aufbewahrung. Ich weiß auch nicht, ob es noch Deute oder Dütchen im Norden gibt (acht = ein Stüber, und 400 = ein Thaler); aber die Redensarten werden bleiben und sind noch: „Ich bin keinen Deut schuldig," — „der Mensch ist keinen Pfennig werth," — „der Kerl keinen Heller!"

Und wer möchte das Salz missen, wenn er auch alle übrigen

Metalle missen sollte? Der Staat am allerwenigsten, der es zum Regale machte, das vor der Revolution in Frankreich sechzig Millionen Livres eintrug, die Nation in Jammer stürzte und wegen des Schleichhandels jährlich dreitausend Menschen die Freiheit oder das Leben kostete. Wie stände es mit der Armee ohne Schwefel und Salpeter? Sie und Gold und Silber, Bernstein und Edelstein &c. mögen immerhin Regale sein, nur nicht Salz und Holz; die Natur gab uns selbst einen Wink, denn alle besonders nützlichen Mineralien, wie Stein und Eisen, finden sich fast überall; nicht so Diamant, Gold und Silber. Die Chemie nennt das reine Metall Regulus, König, bezeichnet das Gold mit der Sonne, das Silber mit dem Mond, das Kupfer aber, das sich mit fast allen Metallen mischt, ist Venus, oder meretrix metallorum.[1] Unter gewissen Umständen sind unedle Metalle mehr werth als edle; Gold, Silber, Platina weniger als Blei und Quecksilber, und was kann man in der Südsee nicht haben für einen eisernen Nagel? Bergleute nennen die Berge, wo sie kein Erz finden, faule Berge, und so schimpfen Bettler nicht selten, wenn unser Beutel taub ist, und ein Haufen Bettelkinder sang mir 1792 in Languedoc: Ça ira, ça ira, les aristocrates à la lanterne.[2] Manche Metalladern sind so schwach, daß sie das Bauen nicht verdienen; die schlechteste aller Adern aber die goldene, auf welche die poetische folgen mag, und selbst recht gesunde, volle Blutadern können zu bösen Häusern führen.

In allen drei Reichen der Natur, an der der Mensch bis an sein seliges Ende fortstudiren kann, ohne sie auszustudiren, hat er für billig gefunden, sich den ersten Platz vorzubehalten; Mancher sieht selbst ein, daß er ein weit sonderbareres und merkwürdigeres Naturprodukt sei, und Mineraliensammler ließen sich mit Steinen zu Tode steinigen, wenn sie Anthropolithen[3] auftreiben könnten; daher bin ich überzeugt, daß, wenn höhere Wesen irdische Naturalienkabinette haben, wir gewiß das Kabinetstück sind, und wir sind ihnen vielleicht schon lebend das, was uns die Affen sind. Aber dem sei wie ihm wolle, wenn Gold und Silber die Mineralienkabinette und Herbarien der Großen, Reichen und Wucherer sind, dem fühlenden und denkenden Manne ist sein kleines Naturalienkabinet ein geheiligter Hausaltar.

[1] Die Hure unter den Metallen. — [2] So wird's kommen, so wird's kommen, an die Laterne mit den Aristokraten. — [3] Versteinerte Menschen.

Inhalt.

Weber, Karl Julius,

Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen

Bd.: 6

Stuttgart [1868]